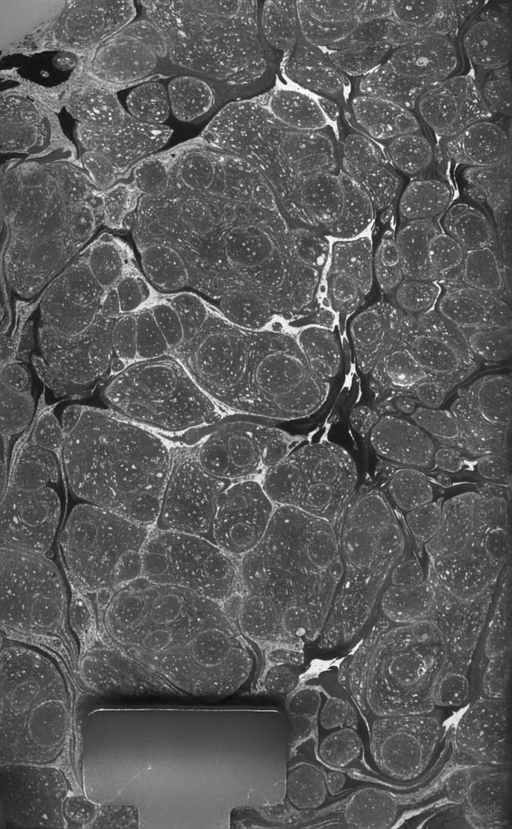
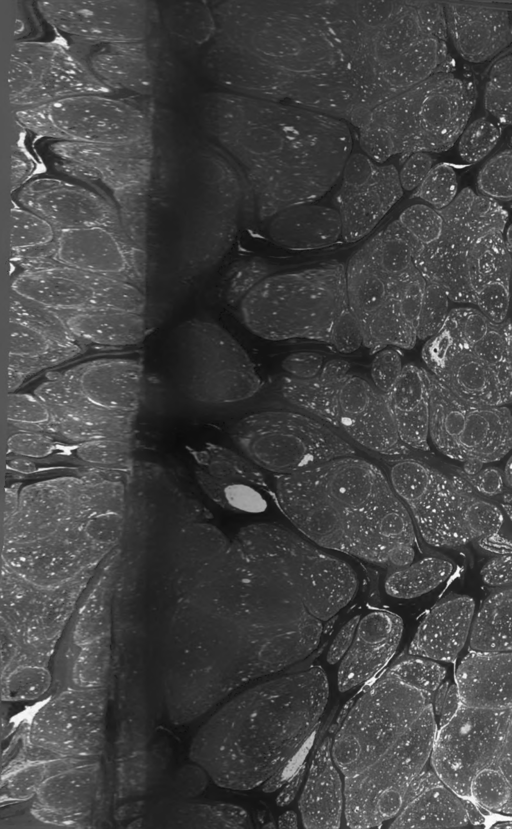






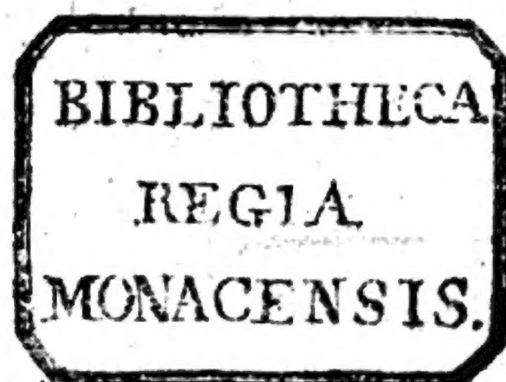
Satyren der Deutschen.

Dritter Theil.

Liscov's Schriften.

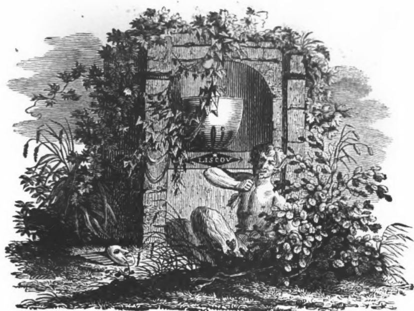
Dritter Theil.

Berlin,
in der Himburgischen Buchhandlung.
1806.



Christian Ludwig Liscov's
Schriften.

Herausgegeben
von
Carl Müchler.



Dritter Theil.

Berlin.
In der Himburgschen Buchhandlung
1806.

Inhalt
des dritten Theils.

Christian Ludwig Liscov's

Schriften.

Dritter Theil.

Die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen

von

* * *

Horatius.

Dicam insigne, recens, adhuc
Indictum ore alio - - -

1736.

Vorbericht.

Ich finde für nöhtig, meinen Lesern gleich anfangs zu sagen, daß sie in meiner Schrift lauter neue und unerhörte Sachen finden werden. Ich sage dieses mit aller ersinnlichen Sittsamkeit, und hoffe, meine Leser werden durch den Augenschein überführet werden, daß ich nicht zu viel geredet habe.

Meine Absicht ist, die Ehre der so genannten elenden Scribenten wider ihre Lästerer zu retten, und gründlich zu erweisen, daß diese Art der Schreiber die vortrefflichste und unentbehrlich sey. Es ist dieses ein wichtiges Unternehmen, welches mich unsägliche Mühe kosten wird.

Nec ſum animi dubius, verbis ea vincere magnum
Quam ſit, et anguſtis hunc addere rebus honorem. *)

Allein ich kann es unmöglich länger über mein Herz bringen, eine Art Menſchen hülflos zu laſſen, zu welcher ich, von Jugend auf, eine zärtliche Neigung bey mir geſpüret habe. Mein Herz hat es mir immer zugeſaget, daß ich einmal keine geringe Figur unter den elenden Scribenten machen würde, und dieſes giebt mir ein unſtreitiges Recht, mich dieſer geplagten Leute anzunehmen, und dieſelbe ſo nachdrücklich, als es mir immer möglich iſt, wider ihre Verfolger zu vertheidigen. Vor mir hat hieran kein Menſch gedacht, und wofern ich die Welt recht kenne: ſo wird ſich, wenn ich meinen Mund nicht aufthue, wohl keiner des Schadens Joſephs annehmen.

Man muß geſtehen, man will oder will nicht, daß es in der Welt ganz verkehrt zuge-

*) Virgilius Georg. Lib. III.

he. Wenn irgend ein wahrhaftig guter Scribent von unverständigen und neidischen Leuten angegriffen wird: so findet sich gleich ein tapferer Ritter, der für einen solchen Mann einen Speer bricht; aber dem Jammer der elenden Scribenten siehet man mit Lachen zu. Niemand eilet ihnen in ihrer Noht zu Hülfe. Und es ist doch gewiß, daß die elenden Scribenten, eben darum weil sie elende Scribenten, und ihre Verdienste und Vollkommenheiten nicht so sichtbar sind, einer Vertheidigung vor andern bedürfen; hingegen ein unstreitig guter Scribent durch seine eigenen, und in die Sinnen fallenden Verdienste wider den Angriff seiner Neider hinlänglich beschützet wird. Solche Leute brauchen keiner Vertheidigung, und Bayle würde doch wohl Bayle bleiben, wenn man gleich einen eigensinnigen Crousatz, zu seiner eigenen Schande, wider ihn wüten liesse.

Indessen nimmt man sich der guten Scribenten an, und spottet der elenden, wenn sie verfolget werden. Ich finde darin keine Bil-

ligkeit: Aber ich wundere mich doch über dieses unförmliche Betragen der Gelehrten nicht. Ich weiß, diese Herren sind gemächlich; und es kostet unstreitig weit mehr Mühe, Dinge zu beweisen, die nicht den geringsten Schein der Wahrheit haben, als gewisse und offenbare Wahrheiten zu behaupten. Es ist also gar natürlich, daß sich viele finden, die sich Mühe geben, eine offenbare Unschuld zu vertheidigen; kein einziger hingegen, der sich angelegen seyn lasse, die unsichtbare Vortrefflichkeit der elenden Scribenten sichtbar zu machen. Jenes ist eine schlechte Kunst; dieses aber ungemein schwer.

Was ist es dann Wunder, daß bis auf den heutigen Tag noch niemand, zum Besten der elenden Scribenten, die Feder angesetzet hat? Die guten Scribenten, die am geschicktesten dazu wären, werden es nimmer thun. Der Neid läßt es ihnen nicht zu. Sie sind nur gut in Vergleichung mit den schlechten: und also erfordert es ihr eigener Vortheil, die elenden Scribenten immer verächtlicher, und

sich, durch deren Erniedrigung, groß zu machen. Die elenden Scribenten selbst legen die Hände in den Schooß, und lassen alles über sich ergehen, ohne einmal zu muchsen. Wer kann ihnen dann helfen? Warum sind sie so träge, ihre eigene Ehre zu retten? Ich sollte nicht meynen, daß eine gewisse Schamhaftigkeit sie abhalte, den Beweis ihrer Unschuld und Vortrefflichkeiten zu unternehmen. Ich gestehe, es ist derselbe schwer, und erfordert eine ziemlich harte Stirn: Allein die elenden Scribenten haben wohl eher verzweifeltere Dingen unternommen, ohne roht zu werden, und Sätze behauptet, die der Vernunft schnurstracks entgegen zu laufen scheinen. Es wäre demnach eine unzeitige Blödigkeit, wenn Leute, die so oft die Grenzen der Schamhaftigkeit überschritten haben, sich schämen wollten, sich wider ihre Verfolger zu vertheidigen, bloß darum, weil es unvernünftig und unmöglich scheinet. Zum wenigsten sind sie, wenn es auf die Ehre eines jeden unter ihnen insonderheit ankömmt, so lecker nicht. Nichts ist empfindli-

cher, rachgieriger und wütender, als ein elender Scribent. Wie groß, wie sichtbar und augenscheinlich der Fehler auch ist, den ein solcher Mensch begangen hat, so wird er doch hartnäckigt vertheidigt, und Vernunft, Billigkeit und Schamhaftigkeit mit Füssen getreten. Nur die allgemeine Noht nimmt sich keiner zu Herzen. Soll man sich der annehmen, so ist man blöde und verzagt. Ein jeder sorget nur für sich, und daher geht es den elenden Scribenten nicht anders, als den alten Britten, dum singuli pugnant universi vincuntur. *)

Mir gehet dieser verwirrte Zustand, in welchem sich meine Brüder befinden, ungemein nahe: und ich wollte, ich weiß nicht was, darum schuldig seyn, wenn ich dieses Uebel heben könnte. Ich will sie zu dem Ende hiemit brüderlich ermahnet, und bey den Ohren des Midas beschworen haben, auf eine genauere Verbindung bedacht zu seyn. So lange wir nicht näher zusammen treten, und mit vereinigten

---

*) Tacitus in Vita Agricolae.

Kräften unsern Lästerern widerstehen: so werden wir wohl, bis ans Ende der Welt, in der Verachtung bleiben, worin wir, durch unsere eigene Nachläßigkeit, bey andern Gelehrten gerahten sind. Es ist unmöglich, daß auch der elendeste Scribent eine so offenbare Wahrheit in Zweifel ziehen sollte: Aber darum befürchte ich doch, mein wohlgemeinter Raht werde bey meinen Brüdern schlechten Eingang finden. Denn, wofern ich die schlechten Scribenten recht kenne: so stehen der, von mir vorgeschlagenen, genauern Verbindung fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Soll sie vor sich gehen, so muß unter den elenden Scribenten eine grössere Einigkeit und Vertraulichkeit eingeführet werden. Wie ist dieses aber möglich, so lange die elenden Scribenten einander nicht recht kennen? Ja wie ist es anzufangen, daß sie mit einander bekannt werden? Die elenden Scribenten sind zu allen Zeiten die Gegenfüsser der klugen gewesen. Da nun, wie Cicero gar wohl saget, niemand, als ein weiser Mann, erkennen kann, ob ein anderer

weise sey: Statuere quis sit sapiens vel maxime videtur esse sapientis; *) so folget unwidertreiblich, daß ein elender Scribent ganz unfähig sey, seine Brüder zu kennen. Ich gestehe, es giebt elende Scribenten, die manchmal gar wohl erkennen, daß dieser oder jener ein elender Scribent sey; aber dieses stößt meinen Schluß nicht um: Genug, daß sie, überhaupt zu reden, ganz wunderlich von dem Wehrte der ihnen vorkommenden Schriften urtheilen, und auch selbst diejenigen, die sie für elende Scribenten halten, nicht für ihre Brüder erkennen. Denn dieses können sie nicht thun, weil sie sich selbst nicht kennen. Nichts ist gut oder schlecht, als in Vergleichung mit einer andern Sache. Und die bösen Scribenten sind, dem Grade nach, eben so sehr unterschieden, als die guten. Es ist also gar natürlich, daß ein jeder elender Scribent durch den geringsten Vorzug, den er etwan vor einem andern zu haben vermeinet, verführet

*) Cicero Acad Quaest. Lib. IV.

wird, sich selbst unter die guten zu zählen. Der kleine und fast nicht zu merkende Unterschied zwischen Philippi und Rodigast giebt dem ersten, wie er glaubt, Recht zu denken, er sey etwas, und über einen Menschen zu lachen, der doch sein Bruder ist. Man kann nicht leugnen, er kann dieses mit eben dem Fug thun, als einer, der einen andern in einer tiefen Grube liegen siehet, denken kann, er befinde sich an einem erhabenen Orte, ob er gleich nur auf ebener Erde stehet. Und Philippi ist nicht der einzige, der so denket. Seine Brüder sind alle so gesinnet. Es scheinet, die Natur habe zwischen den guten und elenden Scribenten einen eben so merklichen Unterschied gemacht, als zwischen den Menschen und den unvernünftigen Thieren.

Pronaque cum ſpectent animalia cetera
terram,
Os homini ſublime dedit, caelumque tueri
Juſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus. *)

---

*) Ovidius Metamorph. Lib. I.

Ein guter Scribent richtet allezeit seine Augen nach dem Gipfel des Parnasses. Er bemühet sich, denselben zu ersteigen, und siehet mehr auf diejenigen, welche noch hinter ihm sind. Ein elender Scribent hergegen macht es ganz anders. Sein von Natur schwerer Kopf erlaubt ihm nicht, einen Blick nach den Höhen zu thun, welche die guten Scribenten sich zu erreichen bestreben. Er schauet unter sich. Und weil er dann in den Sümpfen und Abgründen, mit welchen der Parnaß umgeben ist, eine unzählige Menge elender Creaturen erblicket, die unstreitig noch niedriger stehen, als er: so belustiget er sich an diesem Anblicke, und glaubt, er habe den Gipfel des Parnasses wirklich erstiegen. Es ist also nicht wohl möglich, daß er diejenigen, die er unter sich in den Tiefen wahrnimmt, für seines gleichen halten sollte. Die geringste Kluft, die zwischen ihm und seinem nächsten Nachbarn befestigt ist, kömmt ihm, wegen der natürlichen Blödigkeit seines Gesichts, unermeßlich

vor, und macht ihn glauben, er sey unendlich über ihn erhaben.

Der Parnaß ist just so beschaffen, als die Leibnitzische Pyramide der möglichen Welten. *) Oberwerts hat er ein Ende, unterwerts nicht. Folglich muß auch der elendeste Scribent immer noch Leute finden, mit denen es noch schlechter bestellet ist, als mit ihm, und in deren Vergleichung er Ursache hat, mit seinem Zustande vergnügt zu seyn. Ich gestehe, diese süsse Einbildung ist der Grund der Zufriedenheit, die einem jeden elenden Scribenten insbesondere sein Leid versüsset: Allein ich behaupte, daß sie dem gemeinen Besten der elenden Scribenten nachtheilig ist, eben darum, weil die Bekanntschaft, die Einigkeit, und das Vertrauen, welche unter den elenden Scribenten herrschen müssen, fals sie sich ihrer Feinde erwehren wollen, gehindert, und geschwächet werden.

Ich wünsche, daß meine wehrten Brüder

---

*) Essais de Theodicée pag. 618.

mit mir erkennen, daß der Unterschied, der sich zwischen den elenden Scribenten befindet, nicht wesentlich sey; daß alle, die dem Gipfel des Parnasses den Rücken zukehren, und in die Tiefe schauen, wie weit sie auch von einander entfernet sind, elende Scribenten und Brüder unter einander sind; daß der Unraht, welchen die guten Scribenten, die entweder schon den Gipfel des Parnasses erstiegen haben, oder noch zu ersteigen trachten, zum Zeitvertreib, auf die elenden Scribenten, von ihrer Höhe herabwerfen, diejenigen der elenden Scribentrn; welche ihnen die nächsten sind, ja so wohl, und noch eher treffe, als diejenigen, die noch so weit von ihnen entfernet sind; und daß folglich ein jeder elender Scribent verbunden sey, sich seines Bruders, und wenn derselbe gleich hundertmal elender ist, als er, anzunehmen. Alsdann würde es um unsere Sachen besser stehen. Wir würden auf die allgemeine Sicherheit mit grösserm Ernst bedacht seyn, und mit zusammengesetzten Kräften unsern Feinden die Spitze bieten.

Nichts,

Nichts, als unsere Zaghaftigkeit, und heuchlerische Verstellung, hat unsere Feinde bishero muhtig gemacht. Noch hat keiner vor mir das Herz gehabt, ungescheut zu bekennen, er sey ein elender Scribent; sondern alle meine Brüder, von dem vornehmsten an, bis auf den geringsten, haben allezeit, so oft sie angegriffen worden, hoch betheuret, sie wären gute Scribenten. Sie sind so niederträchtig gewesen, daß sie die Grundsätze der guten Scribenten, wider welche sie in allen Zeilen ihrer Schriften offenbar handeln, wider ihr Gewissen, als wahr haben gelten lassen: Und es ist also kein Wunder, daß man sie so leicht zu Boden geschlagen hat.

Ich schäme mich, so oft ich daran gedenke, und hoffe, meine Brüder werden, durch mein Beispiel aufgemuntert, endlich auf andere Gedanken kommen. Es ist einmal Zeit, daß wir die Larve abziehen, und uns in unserm natürlichen Wesen zeigen.

Wozu nützet die Verstellung? Warum wollen wir ferner, durch eine unmögliche Bemäntelung unserer Schwachheiten, und durch eine schändliche Heucheley, uns bey unsern Widersachern noch verächtlicher machen? Unser Zustand ist, Gott Lob! noch nicht so verzweifelt, daß wir Ursache haben sollten, mit den unglückseligen Trojanern zu sagen:

Mutemus Clypeos, Danaumque insignia nobis
Aptemus - - - - *)

Was haben wir zu förchten? Sind wir nicht eben so streitbar, als unsere Feinde? Sind wir ihnen nicht an Anzahl überlegen?

Vix hostem alterni, si congrediamur, habemus **)

---

*) Virgilius Aeneid. Lib. II.

**) Virgilius Aeneid. Lib. XII.

Ich habe neulich nur so ungefehr einen Ueberschlag gemacht, und gefunden, daß wir drey Viertheil von der gelehrten Welt ausmachen. Wollte man gar genau rechnen, so würde noch mehr herauskommen. Ich scheue mich also im geringsten nicht, den guten Scribenten hiemit öffentlich den Krieg anzukündigen, und meine verfolgten Brüder wider sie zu vertheidigen. Ich werde ihnen nicht heucheln; sondern getrost die Wahrheit sagen. Ich werde die Vortrefflichkeit der elenden Scribenten in ein so helles Licht setzen, daß sich hinfort, wie ich glaube, niemand wird gelüsten lassen, diese unvergleichlichen Männer zu beschimpfen. Und die guten Scribenten werden, fals sie sich selbst nicht muhtwillig verblenden wollen, durch meine Schrift überzeuget werden, daß nicht wir, sondern sie, des rechten Weges verfehlen, und daß es eine Thorheit sey, mit unsäglicher Mühe, auf dem rauhen Gipfel eines unfruchtbaren Berges, dasjenige Vergnügen zu su-

chen, dessen wir in den anmuhtigen Thälern, und stillen Tiefen, woselbst wir unsere Wohnung aufgeschlagen haben, ohne alle Arbeit geniessen.

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß sie allemal eine richtige und vollständige Beschreibung von derjenigen Sache geben, die sie abhandeln wollen, und aus dieser Beschreibung alsdann die Schlüsse machen, die zu ihrem Zwecke dienlich sind. Sie wissen sich recht groß mit diesem Verfahren, weil sie glauben, daß, auf solche Art, alle Zweydeutigkeit am besten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den sie haben müssen, wenn man sie loben soll.

Ich will ihnen diese angenehme Einbildung gerne lassen: Aber ich glaube, ihr eigen Gewissen wird ihnen sagen, daß ihre Art zu schreiben höchst mühsam sey, und sie nicht nur vieler Freyheiten beraube, sondern ihnen auch manche, zur

Zeit der Anfechtung unentbehrliche, Ausflucht beschneide. Meine vortrefflichen Brüder zum wenigsten haben es zu allen Zeiten für eine unerträgliche Last, und schändliche Sclaverey gehalten, daß ein Scribent allemal verbunden seyn sollte, seinen Lesern deutlich zu sagen, was er haben wolle; und ich hätte also, wenn ich arg wollte, völlige Freyheit, nicht zu sagen, was ich durch einen elenden Scribenten verstehe: Allein weil ich besorgen muß, daß unsere Widersacher daher Anlaß nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ungeachtet, bey der Welt, als ein verworrenes Gewäsche, auszuschreyen; so will ich mich, diesesmal, meines Rechts begeben, und eine Beschreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden seyn wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, welches bey uns so viel gilt, als ein Gesetze, entgegen handele. Sie können glauben, daß ich mich, bloß zu ihrem Besten, so tief herunter lasse, und ich verspreche heilig, mich, in andern Fällen, so zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten von Rechts und Gewohnheits wegen, gebühret. Ich

schreite hierauf, ohne fernere Weitläuftigkeit zur Sache selbst.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet seyn will, der muß vernünftig, ordentlich, und zierlich schreiben: In dessen Schriften also weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen ist, der ist ein elender Scribent.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieser Beschreibung was auszusetzen haben wird; sie muß nohtmendig allen meinen Lesern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich so ehrlich bin, und ungescheut bekenne, was meine Brüder bishero so mühsam haben zu verbergen gesuchet. Zwar sehe ich vorher, daß unsere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und sich einbilden werden, es sey unmöglich, nach einer so offenherzigen Bekenntniß, das geringste zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen: Allein ich bin auch versichert, daß ihnen die Lust zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweisen werde, daß eben die Mängel, welche sie den elenden Scribenten vorwerfen, und welche ich nicht zu leugnen begehre, meine Brüder, und mich, vortrefflich, und unentbehrlich machen. Dieser Beweis wird ihnen

durch die Seele gehen, und ihres Spottens und Lästerns ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich alles, was sie uns, auch in der größten Hitze ihres Eifers, vorwerfen können, für wahr und ausgemacht an.

Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft schreiben. Dieses ist das schwere Gebrechen, welches uns in den Augen unserer Feinde so lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geschrey, so die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweiset die Unbilligkeit dieser Leute. Ich bitte meine Leser, unparteyisch zu urtheilen: Ob es billig sey, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unsern Feinden, sondern mit dem ganzen menschlichen Geschlechte, gemein haben? Lassen sich die Menschen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen sie nicht allemal den thörichten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich seyn: Sie wollen vergnügt und lange leben: Sie wissen es auch gar wohl, wie sie es anfangen müssen, wenn sie diesen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen sie sich vorsetzlich

selbst unglücklich, verkürzen ihr Leben, und sind ihnen selbst die fruchtbarste Quelle alles Mißvergnügens, welches ihnen dasselbe saur machet. Man kann also, ohne Verletzung der Wahrheit, sagen, daß die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieses ist ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laster, und der Aberglaube, worinn das menschliche Geschlecht verfallen ist, hinlänglich beweisen. Die Schriften der Geschichtschreiber, Poeten, und Weltweisen, sind voll von Klagen über dieses Verderben: Und man hat schon lange angemerket, daß, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil von demjenigen thun müsse, was der größte Haufe vornimmt. Der Vorschlag ist gegründet; aber es haben sich doch zu allen Zeiten wenige gefunden, die Lust gehabt hätten, demselben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht; denn es wird dazu ein Eigensinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muß sehr wunderlich seyn, und eine unerträgliche Einbildung von sich selbst haben, wenn man sich der ganzen Welt entgegen setzen, und sich bereden will, man sey alleine klug, und der Rest des menschlichen Geschlechts rase.

Wie kann man es also den elenden Scribenten verargen, daß sie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem größten Haufen schuldig. Ich wollte nichts sagen, wenn die Vernunft im menschlichen Leben unentbehrlich wäre: Aber so sehe ich nicht, wozu sie nütze.

Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, sehr geringe sey. Parva est sapientia, qua regitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorsehung an. Wir sehen, daß die klügsten Anschläge oft zurücke gehen, unvernünftige hergegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sey, was der Prediger sagt: „Daß zum Laufen nicht hilft schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn. Daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt es an der Zeit und Glück.“ *) Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigsten Geschäffte in der menschlichen Gesellschaft ohne

*) Pred. Salom. IX. 11.

Vernunft verrichtet werden können. Salomon sagt: *) daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey: und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet:

Rarus - - - ferme sensus communis in illa
Fortuna. - - - - - - - **)

Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: Aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äusserliche Pracht, und die ernsthaften und gravitätischen Gebehrden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen: so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereichet dieses den Grossen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abneh-

*) Pred. Salom. X. 5.

**) Juvenalis Sat. VII.

men, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann.

Können nun die Regenten, in Krieg- und Friedenszeiten, ihr Amt ohne Vernunft, mit Ruhm, führen: so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun; weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu thun, darinn sich die Vernunft nicht mischen muß, und predigen einen Glauben, dem dieselbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Advocaten gründen sich auf willkührliche Gesetze, und einen höchstunvernünftigen Schlendrian: sie brauchen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung, und auf ein ungewisses Glück, ankommen lassen, Urin besehen, Recepte verschreiben, und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten, canonicamente, e con tutti gli ordini, *) zur Ruhe bringen. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benöhtigt zu seyn: Allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch allemal wenig bedienet. Cicero

---

*) Aristippe de Mfr. de Balzac, p. 96.

sagte schon zu seiner Zeit, es sey keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweisen behauptet habe: *) und heutiges Tages, da wir so schöne Compendia Philosophiae haben, müßte einer ein Narr seyn, wenn er ohne Noht seine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtniß, daß er eines dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, so ist er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Recepte verschreiben, und ein Weltweiser seyn kann: so möchte ich wohl wissen, warum es dann nicht erlaubt seyn sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentberlich seyn sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine

*) Cicero de Divinat. Lib. II. nescio quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum.

Himmel-schreyende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Lust hat.

Wenn unsere Feinde es redlich mit der Vernunft meynten: so würden sie, ohne Unterschied, wider alle diejenigen eifern, welche sich durch ihre Thaten als Verächter derselben bezeigen, und nicht bloß uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieser Verächter auskippen, um an uns ihren Eifer auszulassen. Allein so hat alle Welt die Freyheit, die Vernunft so geringe zu achten, als es ihr beliebt; nur uns will man es nicht vergönnen. Unvernünftige Thaten lässet man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, ist eine unvergebliche Missethat. Auf eine solche Schrift sind alle Pfeile der guten Scribenten gerichtet, die sich doch sonst, wie die Erfahrung lehret, eben kein Gewissen machen, die Vernunft, für deren Ehre sie eifern, in ihrem Leben und Wandel aufs gröbste zu verletzen. Wo dieses nicht Mücken seigen und Cameele verschlucken ist, so weiß ichs nicht.

Indessen haben wir eben nicht Ursache, uns über diese Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dieses widersinnige Betragen unserer Feinde muß

zu unserer Rechtfertigung dienen. Sie geben einestheils dadurch zu erkennen, daß es nicht allemal nöthig sey, seine Vernunft zu gebrauchen, und können also unmöglich eine gute Ursache anführen, warum sie es von uns, als eine unumgängliche Nohtwendigkeit, fordern; und anderntheils kann man daraus, daß sie zu Thorheiten von anderer Gattung, als die unsern, still schweigen, und bey Gelegenheit dieselbe mit machen, deutlich abnehmen, daß ihr eigen Gewissen ihnen sage, wie schädlich es sey, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Einer, der das Unglück hat, so weit zu verfallen, beraubet sich selbst alles Vergnügens, dessen ein Mensch hier auf Erden geniessen kann. Denn die tiefe Einsicht, welche er, durch einen unmäßigen Gebrauch seiner Vernunft, in den wahren Wehrt aller irdischen Dinge bekömmt, benimmt ihm gewisse Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich seyn kann. Montaigne sagt: *) Un ame garantie de prejugé, a un merveilleux avancement vers la tranquilité. Und daher sehen wir auch, daß der Pöbel, der sich be-

*) Essais de Montaigne Liv. II. Chap. 12. p. 515.

gnüget, alles nur von aussen anzusehen, mit dem gemeinen Laufe der Welt zufrieden ist, und die Mühseligkeit des menschlichen Lebens, worüber die Vernünftler so herzbrechend seufzen, kaum empfindet. Zu dieser glücklichen Zufriedenheit kann ein Mensch, der seiner Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müssen ihm nohtwendig Verdruß und Ekel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, so die Welt geben kann, ist in seinen Augen gar zu verächtlich, als daß er darnach trachten sollte. Er spricht: Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Die ganze Ordnung der Natur ist ihm zuwider. Er tadelt dieselbe und zweifelt, ob die Natur, mütterlich, oder als eine Stiefmutter, mit uns gehandelt habe, parens melior homini, an tristior noverca fuerit? *) Ja seine Schwermuht und Verzweifelung steiget bisweilen so hoch, daß er behauptet, das beste sey, gar nicht gebohren werden, oder doch bald wieder sterbrn. **)

Alle

*) Plinius Hist. Nat. Lib. VII. in proœm.

**) Plinius l. c. multi extitere, qui non nasci optimum censerent, aut quam ocyssime aboleri.

Alle diese traurigen Gedanken rühren aus dem Gebrauche der Vernunft her. Wie kann aber mit diesen Einfällen die Glückseligkeit bestehen, nach welcher alle Menschen trachten? Mich deucht, diejenigen, die ein glücklicher Mangel von Nachdenken vor solchen schwermühtigen Grillen sichert, haben nicht Ursache, Leute zu beneiden, die mit einer so verdrießlichen Weisheit begabet sind.

Ich verlange zum wenigsten nicht an ihrer Stelle zu seyn; was sie auch von ihrer Glückseligkeit schwatzen. Denn das Mittel, wodurch sie glücklich werden wollen, ist im höchsten Grade lächerlich. Sie sagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemühtsruhe, oder zu einer beständigen Zufriedenheit, gelangen, als wenn man sich bemühe, seine Begierden einzuschränken, und zu dämpfen. Aber kömmt dieser Vorschlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopfschmerzen hat, rahten wollte, er solle sich den Kopf abhauen lassen? Und könnte man wohl besser von der Schädlichkeit der Vernunft überführet werden, als wenn man siehet, was sie vor verzweifelte Lehren giebt?

Ich bitte meine Leser, sich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzustellen, die nohtwendig

erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freye Hände hätte. Das ganze menschliche Geschlecht würde dadurch in eine Art von Schlafsucht verfallen. Ich gestehe, es unterbliebe alsdann viel Böses: Allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden; weil man gar nichts thun würde. Si la raison dominoit sur la terre, sagt einer von unsern ärgsten Feinden, il ne s'y passeroit rien. On dit que les Pilotes craignent au dernier point ces mers pacifiques, où l'on ne peut naviger, et qu'ils veulent du vent, au hazard d'avoir des tempêtes. Les passions sont chez les hommes les vent qui sont necessaires pour mettre tout en mouvement, quoi-qu'ils causent souvent des orages. *)

Der Endzweck aller menschlichen Handlungen ist Ehre, Vortheil und Lust. Wenn der Mensch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wollust wäre: so würde er stille sitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife also nicht, wie es möglich sey, daß kluge Leute sich so grosse Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Affecten ver-

*) Fontenelle, Dialogues des morts, p. 141.

sprechen können; da es doch so offenbar ist, daß ohne die Affecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kann. Montaigne nennet sie mit Recht: des piqueures et sollicitations acheminans l'ame aux actions vertueuses; *) und scheuet sich nicht, zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Affecten in unserm Verstande anrichten, uns tugendhaft mache. Par la dislocation que les passions apportent à nôtre raison, nous devenons vertueux. **)

Ich möchte wohl wissen, ob sich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrücket und gänzlich aus der Menschen Herzen ausgerottet wäre, jemand finden würde, der Lust hätte, für das Beste des Staats und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand so treuherzig seyn würde, daß er sein Leben für sein Vaterland wagte? Ja ob wohl, welches zur Beschämung unserer Feinde das meiste thut, die guten Scribenten sich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen. Ich glaube es nicht, und bin, was die guten

*) Montaigne l. c. p. 431.

**) Ibid. p. 432.

Scribenten insonderheit anlanget, feste versichert, daß sie, wenn die Hoffnung des Lobes sie nicht zum Schreiben reizte, Zahnstöcher aus ihren Federn machen, und wir nimmer das Vergnügen haben würden, eine Zeile von ihnen zu sehen.

Und dennoch schämen diese Leute sich nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen, die sie selbst, so oft sie schreiben, aus den Augen setzen müssen, die alle Tugend aufhebet, allen tapfern und zum Besten des Staats und der Kirche nöhtigen Unternehmungen entgegen, und gar so schädlich ist, daß man, ohne Gefahr zu irren, sagen kann, sie würde, wenn sie einmal über die Affecten die Oberhand bekommen sollte, die allergefährlichste Veränderung, so jemals in der Welt geschehen ist, verursachen, und das unterste zu oberst kehren. Denn wenn die Menschen sich nicht mehr von ihren Affecten regieren liessen, sondern bloß der Vernunft folgten: so wäre es um die Thorheiten geschehen, denen wir einzig und allein unsere Verfassungen und gute Ordnungen zu danken haben. So bald ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun schuldig ist, und freywillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehr-

barkeit und des Wohlstandes beobachtet, braucht man weder Strafe, noch Belohnung, noch Ermahnung; folglich weder Regenten noch Lehrer. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beständigen Frieden mit sich, und schliesset allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus. Man braucht also weder Soldaten, noch Richter, noch Advocaten. Fällt die Begierde nach Reichthum weg, so liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menschen sind nicht in der Welt, die sich bloß von der Wollust und dem thörichten Hochmuhte anderer nähren? Alle diese ehrlichen Leute würden aber an den Bettelstab kommen, wenn das menschliche Geschlecht klug werden, und der Vernunft zu folgen anfangen sollte.

Mich deucht, es erhellet hieraus deutlich, daß keine Republik bey dem Gebrauche der Vernunft bestehen könne, und daß eine gänzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von solchen Leuten denken, die so sehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht

anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle gute Verfassungen zuwider sind. Wollte man ihnen Gehör geben, und sie rahten lassen: so würden sie uns in kurzen zu vollständigen Hottentotten machen.

Ich sage dieses nicht, um unsere Feinde, die guten Scribenten, in übeln Ruf zu bringen, und sie als gefährliche und dem gemeinen Wesen schädliche Leute vorzustellen. Was sie mir auch vor Blösse geben: so sey es doch ferne von mir, daß ich das Unrecht, welches sie uns elenden Scribenten zufügen, auf eine so grausame Art rächen sollte. Ich bin gewiß von ihnen versichert, daß sie so böse Absichten nicht haben, und glaube, daß sie vor den entsetzlichen Folgen ihrer Lehre selbst erschrecken. Sie würden am allerwenigsten ihre Rechnung dabey finden, wenn wir uns entschliessen sollten, unsere Thorheiten abzulegen, und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten schreiben nicht, und lesen keine Bücher, sie mögen auch so gut geschrieben seyn, als sie wollen. Und man könnte also den guten Scribenten keinen ärgern Possen thun, als wenn man, wie sie es haben wollen, die Vernunft aufs höchste triebe. Ich glaube nicht, daß sie dieses Unglück

jemals erleben werden. Denn was man auch von dem menschlichen Geschlechte sagt: so habe ich doch eine viel zu gute Meynung von demselben, als daß ich glauben sollte, es werde so einfältig seyn, und sich entschliessen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bey denen es sich allemal so wohl befunden hat. Wenn demnach auch die Absichten der guten Scribenten noch so böse wären, so hätte man doch keine Ursache dawider zu eifern; weil nicht zu besorgen ist, daß die Welt ihrem verführerischen Geschwätze Gehör geben werde.

Meine Widersacher können also glauben, daß alles, was ich bisher wider sie geschrieben habe, nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leser nur erkennen, daß die Vernunft schädlich sey. Ich habe dieses, deucht mich, klärlich erwiesen, und getraue es mir, gegen unsere Feinde zu behaupten, wenn ich auch gleich zugäbe, daß die bürgerliche Gesellschaft durch einen unmäßigen Gebrauch der Vernunft nicht aufgehoben werde. Denn es bleibt doch allemal gewiß, daß die Vernunft eine Eigenschaft ist, die einen Menschen sehr ungeschickt macht,

ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft und der wahren Kirche zu seyn.

Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beyden nicht. Gens qui jugent, sagt Montaigue, *) et contrerollent leurs juges, ne s'y soumettant jamais deuëment. Combien et aux loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles, et aisés à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines? Wie viel Böses kann also die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellet, muß sie nohtwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entstehet dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausschlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellionen sey, und noch ist kein Rebelle gewesen, der

---

*) l. c. pag. 313. 314.

nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesuchet hätte, daß die Befehle seiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräht auf Irrwege, und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerey. Und gesetzt, er verfällt so weit nicht, so ist doch auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrießlich; denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren, und die Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeuget sind: so muß es sie nohtwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstiget, und alles, was sie sagen, meistert. Die Vernünftler thun dieses. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht dran seyn, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen liessen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Canzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist.

Nicht allein aber die Geistlichen würden bey einem allgemeinen Gebrauche der Vernunft übel fahren; sondern es würden auch andere Profeßionen ihre Rechnung nicht dabey finden. Man be-

denke nur z. E. ob, wenn die Menschen ihre Vernunft allemal zu Rahte zögen, die Richter und Advocaten wohl das liebe Brodt haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und sich mit seinem Widersacher in der Güte vertragen, als sich in einen langwierigen Proceß einlassen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemal zum Verderben beyder Parteyen gereichet.

Wären die Leute klug, so würden die Aerzte schmal beissen müssen.

Si tout le monde avoit l'esprit de se conduire
Remede et Medecin seroit peu de saison.*)

Ein Kranker würde seine Natur walten lassen, und mit Mr. de Fresny **) sprechen: Quand un malade laisse tout faire à la nature, il hazarde beaucoup: quand il laisse tout faire aux medecins, il hazarde beaucoup aussi: mais hazard pour hazard, j'aimerois mieux me confier à la nature, car au moins on est sûr, qu'elle agit de bonne foi, comme elle peut, et qu'elle ne trouve pas son compte à faire durer les maladies. Diese Gedanken sind vernünftig; aber wür-

---

*) Je ne sai quoi, pag. 151.

**) Amusement serieux et comique, pag. 49.

den nicht die Aerzte, wenn alle Leute so dächten, ihren Patienten, die sie vorangeschicket haben, in kurzer Zeit, für Hunger, in jene Welt folgen müssen?

Ich überlasse meinen Lesern vor sich selbst nachzudenken, was andere Handthierungen, die ich hier, Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillschweigen übergehe, vor Vortheil von dem Gebrauche der Vernunft zu hoffen haben? Und frage nunmehr unsere Verfolger: Ob der Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften wahrnehmen, ein solcher Hauptmangel sey, daß wir desfalls verdienten, ausgezischet zu werden? und ob es nicht vielmehr an uns zu loben sey, daß wir eine Kraft der menschlichen Seele, die im gemeinen Leben nichts nützet, in dem Staate und in der Kirche so vielen Unfug anrichtet, und alle gute Ordnungen und Verfassungen aufhebet, so viel an uns ist, zu unterdrücken bemühet sind? Läßt es ihnen ihre Hartnäckigkeit und eingebildete Weisheit nicht zu, diese Frage so zu beantworten, als es die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen ich das Verfahren meiner Brüder gerechtfertiget habe, zu erfordern scheinet: so hoffe ich doch, sie werden sich eines bessern besinnen, wenn ich ihnen

vorstelle, daß wir elende Scribenten, wenn man unsere Schriften recht ansiehet, nichts mehr thun, als daß wir einfältiglich dem guten Rahte folgen, den einige der guten Scribenten, schon vor langer Zeit, der Welt gegeben haben.

Einer der besten Scribenten, den ich, zu Beschämung meiner Widersacher, schon öfters angeführet habe, sagt ausdrücklich: Die Vernunft selbst erforderte, daß man dem menschlichen Verstande so enge Gränzen setze, als nur immer möglich ist. On a raison de donner à l'esprit humain les banieres les plus contraintes qu'on peut. *) Er will, daß man dieses auch in Ansehung der Wissenschaften, und folglich auch der Schriften thun soll, in welchen man die Wissenschaften vorträgt. En l'ètude, fährt er fort, comme au reste il lui faut compter et regler les marches, il lui faut tailler par art les limites de sa chasse. **) Ja er bekennet aufrichtig, daß die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen sey, der sich derselben nicht mit Vernunft, das ist, ordentlich und mäßig, zu

---

*) Montaigne l. c. p. 413.

**) Ibid. p. 413. 414.

gebrauchen weiß. C'est un outrageux glaive à son possesseur même que l'esprit, à qui ne sçait s'en armer ordonnement et discretement. *) Und räht dahero, man solle sie, so viel als immer möglich ist, im Zaum halten. Et n'y a, fährt er fort, point de beste, à qui il faille plus justement donner des orbieres pour tenir sa veuë sujette, et contrainte devant ses pas, et la garder d'extravaguer ny ça ny la, hors les bornieres que l'usage et les loix luy tracent.**)

So wollen es unsere Feinde selbst haben! so machen wirs; und machen es ihnen doch nicht recht. Wir müßten aber sehr einfältig seyn, wenn wir, da numehro ihr Eigensinn und ihre Unbilligkeit so klar am Tage lieget, uns groß bekümmern wollten, ob ihnen unsere Aufführung gefalle oder nicht. Laß sie sagen, was sie wollen. Wir können mit dem Zeugnisse unsers Gewissens zufrieden seyn, welches uns saget, daß wir auf dem rechten Wege sind. Und wie könnte man auch sicherer gehen, als wenn man denen folget, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu sorgen,

*) Montaigne l. c. p. 414.

**) Ibid.

und die also am geschicktesten sind, von den Kräften der Seele zu urtheilen, und uns Regeln zu geben, wie dieselben ohne Gefahr gebrauchet werden können? Diese Seelsorger nun sehen die Vernunft, eben wie Montaigne, als ein wildes, unbändiges, reissendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß, und mit welchem nicht auszukommen ist, wofern es nicht an eine starke Kette geschlossen wird.

Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig: Allein darinn stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschlossen seyn müsse. Nur mit diesem Unterscheid.

Einige wollen, die Kette müsse fein lang seyn, damit die Vernunft, bey einer mäßigen Freyheit, ihre Bande desto geduldiger trage. „Ein Kettenhund, sprechen sie, der gar zu kurz angebunden ist, giebt sich so leicht nicht zufrieden, als einer, dem die Länge der Kette, an welcher er liegt, die Freyheit lässet, herumzugehen, und seine Gefangenschaft erträglich macht. Er stellet sich ungebehrdig, heult, schreyt, springt, bemühet sich, die Kette zu zerreissen, und hält übel Haus, wenn er los kömmt. Mit der Vernunft ist es eben so, und hat man Exempel, daß sie, wann man sie gar zu

kurz gebunden gehabt, ihre Fessel zerbrochen, alles, was ihr vorgekommen, niedergerissen hat, und so unbändig geworden ist, daß man sie hernach nimmer wieder hat zähmen können."

Andere hergegen behaupten: „Man müsse die Vernunft so kurz, als möglich, binden. Denn sonst sey man nimmer vor derselben sicher, eben so wenig als vor einem Kettenhunde, der gar zu weit herumgehen kann. Es sey wahr, die Vernunft liebe die Freyheit, und thue sehr übel, wenn sie gar zu hart gefesselt sey. Es sey auch gefährlich umgehen mit ihr, wenn sie in der Wut los käme. Aber es sey zu allem Raht. Man könne ihr ja, im Falle der Noht, einen Knebel ins Maul stecken, so müßte sie ihr Schreyen wohl laßen; und sie an allen Vieren so fest binden, daß sie sich nicht rühren könnte: so wäre es nicht möglich, daß sie sich los risse. Ja die Vernunft sey so gar ungeduldig nicht, als man vorgäbe. Sie könnten wenigstens versichern, daß sie von der ihrigen, wie kurz sie auch angebunden sey, so wenig beunruhiget würden, daß sie kaum merkten, daß sie noch lebe. Sie berufen sich desfals auf ihre Reden und Schriften, die so beschaffen sind, daß man schweren sollte, sie hätten keine Vernunft."

Ich bin viel zu wenig, zu entscheiden, welche Partey Recht hat. Es thut auch zu meinem Zwecke nichts, dieses auszumachen. Denn die Kette, an welche die Vernunft geleget werden muß, mag nun lang oder kurz seyn sollen; so gewinnen wir elenden Scribenten allemal dabey: weil doch immer ausgemacht bleibt, daß die Vernunft, und deren Gebrauch, nicht frey seyn müsse: woraus ganz ungezwungen folget, daß es uns nicht könne verarget werden, wenn wir eine so gefährliche Kraft der Seele, so viel möglich, in ihren Schranken halten.

Wenn es mir indessen erlaubt ist, meine unvorgreifliche Meynung zu sagen: so halte ich dafür, daß man diese Schranken so enge machen müsse, als nur immer thunlich ist, und daß diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, welche glauben, man müsse die Vernunft fein kurz anschliessen. Ich bin auch versichert, daß es nicht übel gethan seyn würde, wenn man sie beständig geknebelt, und an allen Vieren gebunden, liegen lassen wollte. Ja, wenn ich aufrichtig sagen soll, wie mirs ums Herze ist: so halte ich dafür, das sicherste sey, ihr das Genicke zu brechen; denn so könnte sie gar nichts Böses mehr anrichten,

und

und man wäre aller Mühe und Sorge auf einmal los.

Es hat mir dahero sehr wohl gefallen, daß mein vornehmer Gönner, und in Midas herzlich geliebter Bruder, Philippi, den heroischen Entschluß gefasset hat, eine Anatomie des menschlichen Verstandes anzustellen. Das feindselige Gemüht, welches er bishero gegen die Vernunft von sich hat blicken lassen, macht mich hoffen, seine Absicht sey, dieselbe vom Leben zum Tode zu bringen. Ich wünsche, daß er bey seinem guten Vorhaben bleiben möge. *) Denn da eine Anatomie ohne Zerschneidung nicht geschehen kann: so muß die Vernunft nohtwendig drauf gehen, und ihm unter den Händen sterben. Er wird also die Ehre haben, daß er ein Ungeheuer gedämpfet, welches bishero so vielen Schaden gethan hat;

*) Dieser Wunsch ist nicht erfüllet worden. Aber was Philippi versprochen hat, das hat mein lieber Bruder, Johann Ambrosius Hillige, Meister der freyen Künste und Pfarrer zu Zschaitz, in seiner Anatomie der Seelen mit solchem Nachdrucke ins Werk gerichtet, daß, wer sein Büchlein lieset, nohtwendig bekennen muß, die Vernunft habe an ihm ihren Mann gefunden, und sey nimmer so gemißhandelt worden.

und dieses wird ihm weit rühmlicher seyn, als wenn er, ich weiß nicht wie viele, Riesen erleget hätte. Er kann sich nicht besser um das menschliche Geschlecht verdient machen, als wenn er demselben zu demjenigen Grade der Vollkommenheit verhilft, welchen er, durch die Besiegung und Dämpfung seiner Vernunft, schon lange erreichet hat, und wir elenden Scribenten insonderheit werden ihm unendlich verbunden seyn. Denn uns geschicht, durch die Tödtung der Vernunft, der größte Gefallen; weil wir ihrentwegen so viel leiden müssen. O wie glücklich wären wir, und die ganze Welt, wenn dieses Unthier vertilget würde! Und kann man demnach die Blindheit unserer Feinde gnug beseufzen, die so viel Wesens aus einer Kraft unserer Seele machen, die nimmer das geringste Gutes, wohl aber unsäglich viel Böses gestiftet hat?

Ich gestehe, die Vernunft ist eine Gabe Gottes: Aber der Ausgang hat gewiesen, daß sie ein schädliches Geschenk gewesen ist. Wenigstens haben sich Leute gefunden, die geglaubt, es wäre besser, wenn uns Gott die Vernunft nicht gegeben hätte. Haud scio, sagt Cicero,*) an me-

*) de natura Deorum Lib. III.

lius fuerit, humano generi morum istum cele-rem cogitationis, acumen, solertiam, quam rationem vocamus; quoniam pestifera sit multis, admodum paucis salutaris non dari omnino, quam tam munifice, et tam large dari. Er führet dieses noch weitläuftiger aus; und ich weiß nicht, ob er groß Unrecht hat. Denn die Vernunft hat dem Menschen nimmer viel Vortheil gebracht. Kaum war der erste Mensch erschaffen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um sie und um alle geschehen. Sie würde es wohl gelassen haben, wenn sie entweder keine Vernunft gehabt hätte, oder nur so gesinnet gewesen wäre, als ich und meine vortrefflichen Brüder. Und dennoch lachet man uns aus.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den ersten Schnitzer begangen hat, ist sie immer weiter verfallen; und unsere Feinde bekennen selbst, daß sie durch den Fehltritt, wozu sie unsere Stammmutter verleitet hat, im Grunde verderbet worden ist. Sie muß also, nach ihrem eigenen Geständnisse, nichts nützen. Ich weiß wohl, unsere Feinde sagen, man müsse sich be-

streben, sie auszubessern, und wieder zu der ersten Vollkommenheit zu bringen; aber man hat nunmehro beynahe 6000 Jahre daran curiret, uud noch ist niemand, der das Herz hätte, zu sagen, daß die Mittel, die man gebrauchet hat, angeschlagen haben, oder daß es sich zur Besserung anlasse. Ich gebe also einem jedem zu bedenken: Ob es nicht klüger gehandelt sey, wenn man sich an eine Eigenschaft der Seele, die in einem so verzweifelten Zustande ist, weiter nicht kehret, als wenn man in alle Ewigkeit seine Schande daran curiret, und unmögliche Dinge möglich machen will?

Dieses thun unsere Feinde: Aber sshen denn diese überklugen Herren nicht, daß sie wider den Strohm schwimmen? Sie wollen die Vernunft ausbessern, und zu ihrer ursprünglichen Vollkommenheit bringen; das ist, sie wollen ihr wieder zu derjenigen Herrschaft verhelfen, welche sie ehedessen über die Begierden gehabt haben soll. Ich will so höflich seyn, und glauben, deß alles wahr sey, was man von dieser Herrschaft der Vernunft über die Affecten sagt; ob es gleich unsern Feinden sehr schwer fallen würde, zu beweisen, daß die Vernunft, so lange Menschen in der Welt ge-

wesen sind, nur einen einzigen actum possessionis verrichtet habe: Aber unsere Feinde geben doch selbst zu, daß die Vernunft durch ihre eigene Schuld diese Herrschaft verlohren habe. Sie ist derselben entsetzet; weil sie übel regieret hat, und muß jetzo, zur Strafe, den Affecten gehorchen. So will es die Natur haben. Was bemühen sich denn unsere Feinde, die Vernunft, der Natur zum Trotz, wieder auf den Thron zu setzen, von welchem sie, ihres übeln Verhaltens wegen, gestoßen worden? Ich versichere sie, ihre Bemühung ist vergebens; und wenn sie die Vernunft selbst fragen, so wird sie ihnen sagen, daß sie sich nach der verlohrnen Hoheit nicht sehne, sondern mit ihrem jetzigen Zustande wohl zufrieden sey, und das süsse Joch der Affecten mit Lust trage. Denn die Vernunft siehet wohl, daß sie zum Regiment nicht tauge. Sie weiß wohl, daß, wie ich schon oben erwiesen habe, alles in der Welt umgekehret werden würde, wenn sie die Oberhand bekommen sollte. Und wenn sie denn gleich dieses nicht erkennete, sondern die lächerliche Bemühung ihrer unbesonnenen Verehrer billigte: so bleibt es doch allemal wahr, daß es ein strafbarer Frevel sey, wenn man die Natur meistert,

die doch eine so weise und liebreiche Mutter ist, und besser weiß, was zu unserm Frieden dienet, als wir selbst.

Wenn demnach unsere Feinde, die guten Scribenten, nicht die eigensinnigsten und wunderlichsten Leute von der Welt wären, so würden sie uns nimmer die kindliche Ehrerbietung, welche wir gegen die Natur hegen, zur Sünde deuten, und mit der größten Unbescheidenheit von uns verlangen, mit ihnen wider die Natur zu murren. Sind sie denn just so gesinnet, als die bösen Geister, die sich ein Vergnügen daraus machen, wenn sie die Menschen zur Sünde verleiten, und eben so unglücklich machen können, als sie selbst sind? Sie haben den natürlichen Brauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehret. Man lässet ihnen ihren Willen: Aber warum wollen sie uns denn nicht erlauben, nach unserm Gewissen zu handeln? Warum rechnen sie es uns als eine grosse Thorheit an, daß wir, wie es die Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen erfordert, mit der Ordnung der Natur zufrieden sind?

Denn darinn bestehet eigentlich unser Verbrechen. Wie gerne wir auch gänzlich von der Vernunft befreyet wären, so können wir dieselbe doch

nicht völlig dämpfen; und es scheinet eben so unmöglich, ganz ohne Vernunft, als ganz ohne Sünde zu seyn. So lange wir mit dem Leibe dieses Todes umgeben sind, werden wir uns wohl mit dieser verdrießlichen Eigenschaft schleppen müssen. Wie es indessen die Pflicht eines Christen erfordert, daß er die Sünde nicht herrschen lasse: so muß auch ein jeder Mensch sich sorgfältig hüten, daß er der Vernunft nicht gar zu viele Gewalt über seine Handlungen einräume. Dieses thun wir elende Scribenten, und bilden uns ein, das sicherste sey, der Natur zu folgen Da nun die Vernunft ihr Fürstenthum verlohren hat, und mit den Ketten der Affecten gebunden ist: so muß man sie, will man gute Dienste von ihr haben, von diesen Banden nicht los machen, sondern immer in den Schranken halten, welche die Natur derselben gesetzet hat. Man muß sie also, wenn man sie ja gebrauchen will, nur als ein Werkzeug, zu Ausführung seiner Absichten, gebrauchen. Denn da die Vernunft den Begierden unterworfen ist; unsere Absichten aber aus unsern Begierden herfliessen: so folget unwiedertreiblich, daß die Vernunft sich nach unsern Absichten richten müsse:

nicht aber wir in unsern Absichten nach der Vernunft uns zu richten verbunden sind.

So denken wir elende Scribenten, so denket das ganze menschliche Geschlecht mit uns. Nur einige mißvergnügte und eigensinnige Köpfe wollen klüger seyn, als die ganze Welt, und lachen uns aus, weil wir unsere Vernunft nicht nach ihrer Phantasie gebrauchen. Aber laß sie lachen. Wir können uns damit trösten, daß wir ihnen keine rechtmäßige Ursache dazu geben. Wir sehen die Vernunft als ein Werkzeug an, und bedienen uns derselben bisweilen zu Erreichung unserer Absichten. Ist dieses übel gehandelt, so weiß ich nicht, was man von dem Verfahren unserer Gottesgelehrten sagen soll, die in ihrer Kunst die Vernunft nicht anders als ein Werkzeug gelten lassen. Sie brauchen dieselbe, die Widersprecher zu strafen, und zum Vortrage ihrer Lehren: Aber es sey ferne von ihnen, daß sie ihren Eifer wider die Ketzer, und ihre Lehren nach der Vorschrift der Vernunft einrichten, und dem Urtheile derselben unterwerfen sollten. O wie wohl thäten unsere Feinde, wenn sie mit uns dem Beispiele dieser ehrwürdigen Männer folgten, und daraus lerneten, worinn eigentlich der rechte Gebrauch

der Vernunft besiche! Könnten sie sich so weit überwinden, so würden sie uns den Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften bemerken, nicht mehr so hoch aufmutzen, und sich entsehen, uns ferner Schuld zu geben, wir brauchten die Vernunft gar nicht. Wir brauchen sie; aber auf unsere Weise, mit Maasse, in gehöriger Ordnung, bloß zu Erreichung unsers Endzwecks.

Wenn die Begierde, berühmt zu seyn, uns zum Schreiben reizet: so sagt uns unsere Vernunft, daß wir ohne Feder, Dinte und Papier unsern Zweck nicht erreichen können; und noch hat man kein Exempel, daß ein elender Scribent sich ein Gewissen gemacht habe, in diesem Fall seiner Vernunft zu folgen. Wir sind so wunderlich nicht, daß wir statt der Feder die Mistgabel ergreifen sollten. Wenn Sievers schreibt, so schreibet er mit Dinte, und tunkt seine Feder nicht in Wasser. Selbst Manzel *) und Rodigast, die al-

---

*) Ein Professor zu Rostock, mein grosser Gönner. Er hat sich durch viele herrliche Schriften bekannt gemacht, die niemand lieset. Man kann sie bey Fritschen in Rostock, und sonst nirgends, zu halben und ganzen Pfunden, um sehr civilen Preis, haben.

lerelendesten Scribenten unserer Zeit, verrichten ihre gelehrte Nohtdurft auf Papier. Ich thue es auch, und Philippi weiß wohl, daß er seine herrlichen Werke in die Druckerey und nicht zum Gewürzhändler, schicken, oder Fidibus davon machen muß, wofern er will, daß die Welt sich daran belustigen soll. Wie könnte er dieses aber wissen, wenn er ein Gelübde gethan hätte, der Vernunft in keinem Stücke Gehör zu geben? Und wer siehet also nicht, daß die Vernunft mehr Theil an unsern Schriften hat, als unsere Feinde glauben? Wären wir so gar albern, als unsere Feinde uns ausschreyen: so würde die gelehrte Welt keine Zeile von unsern Händen sehen. Aber so verachten wir die Vernunft, so lange sie sich in ihren Schranken hält, und als eine Dienerinn unserer Begierden aufführet, gar nicht. Wir folgen ihr willig, wenn sie uns einen Raht giebt, der zur Beförderung unserer Absichten dienet. So bald sie sich aber ein mehrers herausnimmt, unsern Begierden widerspricht, und über unsere Absichten urtheilen will: so legen wir ihr ein ewiges Stillschweigen auf, und thun ihr allen ersinnlichen Verdruß an.

Wenn die Vernunft zu Philippi sagt: Schicke

deine Schriften nach Hamburg, damit sie daselbst den Verleger finden, den du an denen Orten, da man dich kennet, vergebens suchest; so spricht er: Wahrlich, das ist ein guter Raht, und thut, was die Vernunft haben will. Sagt sie aber zu ihm: Schreibe nicht; du taugst nicht dazu; die Leute lachen dich nur aus: so wird er unwillig, hält beyde Ohren zu, und denket, seine Vernunft sey von seinen Feinden bestochen. Sie soll sich, wie man sagt, neulich die Freyheit genommen haben, ihm dieses plumpe Compliment zu machen; aber er hat sie so zugerichtet, daß sie inskünftige ihr Maul wohl halten wird: Du hast wohl daran gethan, allerliebster Bruder; denn wie übel würden wir nicht daran seyn, wenn wir unserer Vernunft, die nur gemacht ist zu gehorchen, eine Herrschaft über unsere Begierden einräumen, und ihr gestatten wollten, von unsern Absichten und dem Wehrte unserer Schrift zu urtheilen?

Ich habe mich begnüget, bishero zu erweisen, daß der Vernunft dieses nicht zukomme, und wir also nichts lächerliches begehen, wenn wir dieselbe, bey Verfertigung unserer Schriften, nicht zu Rahte ziehen. Aber ich will weiter gehen, und getraue mir, zu behaupten, daß eben die

Verachtung der Vernunft, woraus unsere Feinde ein so grosses Verbrechen machen, der Grund unserer Vortrefflichkeit und derjenigen Vorzüge sey, die uns so weit über unsere Feinde erheben.

Ein sehr altes scytisches Sprichwort sagt, daß es eine grössere Kunst sey, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glase zu trinken; und mich deucht, daß also, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift so unumgänglich nöthig ist, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch schreiben kann, weit vortrefflicher, und mehr zu bewundern ist, als einer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal seine Vernunft zu Hülfe nehmen muß. Man muß nicht meynen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geschrieben werden, nicht so wohl gerahten, als diejenigen, die mit Verstand gemacht sind. Denn es giebt Bücher, die unstreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertiget, und doch so wohl gerahten sind, daß selbst unsere Feinde darüber erstaunen. Ist es möglich, schreyen sie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Mensch dergleichen Zeug schreiben könne? Ja, ich habe mit meinen Ohren gehöret, daß einer, dem die höchst unvernünftigen Gedanken eines gewissen elenden Scri-

denten, über den Spruch: Viele sind berufen rc. zu Gesichte kamen, in Beyseyn vieler Leute hoch betheuerte, es sey ihm, wann er auch Engelsverstand hätte, und sein Leben damit zu retten wüßte, unmöglich, so zu schreiben. Unsere Feinde gestehen also selbst, daß einem Menschen, der seine Vernunft nicht gebrauchet, vieles möglich sey, welches ein vernünftiger Mensch nicht thun kann, und daß wir die besondere Geschicklichkeit besitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein mehr als englischer Verstand erfordert wird. Sie halten dieses für etwas schweres, ja für eine Sache, die ihnen schlechterdigs unmöglich ist. Ich versichere sie aber, daß es uns nicht nur möglich, sondern gar etwas leichtes ist, ohne Vernunft ganz wunderbare Bücher zu schreiben. Sollten unsere Feinde wissen, wie geschwinde wir mit unsern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden: so würden sie erst über unsere Geschicklichkeit erstaunen; sie würden, von dem Glanze unserer Vortrefflichkeit gerühret, vor uns niederfallen, und, ohne Zeitverlust, ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefsten ist.

Denn eben diese Vernunft ist es, welche ihnen

ihre Arbeit so mühsam macht. Wir zähmen sie, und legen ihr ein Gebiß ins Maul, und eben darum wird uns unsere Arbeit so leichte. Unsere Feinde machen sich ein Gewissen, den Regeln der gesunden Vernunft, die doch so schwer zu beobachten sind, entgegen zu handeln. Sie können nicht schreiben, wenn sie nicht vorher denken. Sie bilden sich ein, sie müßten die Sache, wovon sie schreiben wollen, aus dem Grunde verstehen, und verderben die edle Zeit mit der unnützen und lächerlichen Ueberlegung, ob sie auch der Materie, welche sie abhandeln wollen, gewachsen sind, bloß darum, weil ein alter Grillenfänger, der, aus vorsetzlicher Bosheit, den Menschen das Schreiben schwer machen wollen, gesaget hat:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, æquam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri. - - - *)

Von allem diesen Ungemach sind wir frey. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsere Absicht ist, ein Buch zu schreiben. Diesen Zweck erreichen wir, wenn wir so viel Papier, als dazu

*) Horatius de Arte poëtica.

nöthig ist, mit Buchstaben bemahlen. Ob der Sinn, der aus diesen Buchstaben heraus kömmt, wenn man sie zusammen setzet, vernünftig ist, oder nicht, daran ist uns wenig gelegen. Wollten wir alles nach der Vernunft abmessen: so müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg, und nützet doch, wenn man die Wahrheit sagen soll, nichts. So oft unsere Feinde unsere Schriften lesen, sprechen sie: Der Mensch kann nicht denken; und dennoch können sie unmöglich leugnen, daß dieser Mensch, der nicht denken kann, ein Buch geschrieben habe; weil sie es in Händen haben. Sie müssen also, sie mögen wollen oder nicht, gestehen, daß man schreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es, und befinden uns wohl dabey. Es ist leichter, und natürlicher, mit den Fingern zu schreiben, als mit dem Kopfe. Wer das letzte thut, ist einem Gauckler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzet. Dieses mögen wir nicht von uns gesaget wissen, und brauchen also unsere Finger, wenn wir schreiben, und nicht den Kopf. Wenn unsere Feinde die Gemächlichkeiten, welche diese Schreibart mit sich führet, einzusehen fähig wären: so würden sie uns gewiß beneiden. Nur

zweene sind, so viel mir wissend, so weit gekommen, daß sie dieses erkannt haben; und haben daher kein Bedenken getragen, uns glücklich zu preisen, und den guten Scribenten vorzuziehen. Der eine ist ein Engländer, und beweiset gar gründlich, daß das Denken nichts nütze, und derjenige, der sich desselben ganz und gar enthält, nohtwendig am besten schreiben müsse. Er spricht:

Here ſome would ſcratch their Heads, and try
What they ſhould write, and How, and Why.
But I conceive, ſuch Folks are quite in
Miſtakes in Theory of Writing.
If once for Principle 'tis laid
That Thought is Trouble to the Head.
I argue thus: The World agrees
That He writes well, who writes with Eaſe.
Then He, by Sequal logical,
Writes beſt, who never thinks at all. *)

Der kratzt den Kopf, sinnt Zweifels-voll,
Was, wie, warum er schreiben soll;
Doch merk ich selbst aus seinem Fleiß,
Daß er vom Schreiben wenig weiß.
Denn hält man diesen Satz bewährt,
Daß Denken nur den Kopf beschwert;

So

*) Priors Poems, T. 1. p. 12.

So folgt auch: Es gesteht die Welt,
Der schreibt gut, dem's nicht mühsam fällt.
Draus macht selbst die Vernunft den Schluß,
Daß der, so niemals denkt, am besten schreiben muß.

Mich deucht, dieser Beweis ist unumstößlich. Der andere ist ein Franzose, und, O bienheureux Ecrivains, rufet er aus, Mr. de Saumaise en Latin, et Mr. de Scuderi en François! J'admire vôtre facilité, et j'admire vôtre abondance. Vous pouvez écrire plus de Calepins, que moi d'Almanachs. Bienheureux, fährt er fort, les Ecrivains qui se contentent si facilement, qui ne travaillent que de la memoire et des doigts, qui sans choisir écrivent tout ce qu'ils savent. *) Ist es nicht ewig Schade um die ehrlichen Männer, daß sie, da sie so viele Erleuchtung hatten, sich nicht bestrebet haben, uns gleich zu werden? Sie haben übel bey sich gehandelt. Ich beklage sie, und halte sie, als Zeugen der Wahrheit, ungemein hoch. Sollten sie jetzund noch leben, da meine vortreffliche Schrift zum Vorschein kömmt; so würden sie unstreitig ganz umgekehret, und neue Menschen werden.

---

*) Balzac Liv. 23. Lett. 12.

Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und sage, daß wir, wenn wir schreiben wollen, die Prüfung unserer Kräfte, mit welcher sich unsere Feinde quälen, für eben so unnütz halten, als Vernunft und Nachdenken. Wir brauchen so vieler Umstände nicht. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daß wir schreiben können, was wir nicht gelernet haben, und von Sachen urtheilen können, die wir nicht verstehen. Wir schreiben ganze Bücher von der Möglichkeit einer ewigen Welt, und handeln die schwersten Fragen aus der Weltweisheit, auf eine ganz eigene Weise, ab, ob wir gleich nichts davon begreifen. Philippi kann unbesehens von den Schriften urtheilen, die für und wider die wolfische Philosophie herausgekommen sind. Sievers, der kaum seinen Catechismus weiß, ist doch geschickt, andere zu lehren, was der seligmachende Glaube sey, und Rodigast kann die ungeheuresten Werke aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen, ob er gleich weder Latein noch Deutsch verstehet, und niemand, ja vielleicht er selbst nicht, weiß, was er vor eine Sprache redet. Hätte dieses edle Kleeblatt elender Scribenten sich lange besinnen, und seine Kräfte untersuchen wollen, ehe es die Feder

ansetzte: so will ich wetten, wir würden noch nicht wissen, ob es in der Welt sey. Allein wir elende Scribenten sind so mißtrauisch gegen uns selbst nicht; weil wir wissen, daß uns, auch bey der größten Schwachheit, alles möglich ist.

Diese vortreffliche Eigenschaft erhebet uns unendlich über unsere Feinde. Ein guter Scribent muß seine besten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben; weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne sonst nicht schreiben. Wir hergegen fangen ganz frühe an zu schreiben, und warten nicht bis die bösen Tage kommen, und die Jahre herzu treten, da man sagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke schreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einsammlung der Sachen fertig ist, die er zu seinem Zwecke nöhtig achtet, haben wir uns zehenmal in Kupfer stechen lassen, und den besten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag seine Zeit noch so wohl angewandt und sich zum Schreiben so geschickt gemacht haben, als er immer will: so wird er doch allezeit gestehen, daß einige Materien ihm zu hoch sind, und selbst von denen, die er verstehet, nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung und

mit Furcht und Zittern schreiben. Uns ist keine Materie zu hoch. Wir wissen alles, ob wir gleich nichts wissen. Wir schreiben drauf loß und kehren uns an nichts. Und daher hat die Welt von uns die besten Dienste. Wir entdecken eine unsägliche Menge der gefährlichsten Irrthümer, die unsere Feinde gemeiniglich übersehen, und das in Schriften, die wir nicht gelesen haben, und die wir, wenn wir sie lesen, kaum verstehen. Wir sind die eifrigsten Vertheidiger der Wahrheit und ein Schrecken der Ketzer. Wir entdecken sie, wie sehr sie sich auch verbergen; und ob wir gleich nicht wissen, was Ketzer und Ketzerey ist: so kann uns doch keiner entwischen; weil wir, wie die Hunde, die das Capitolium bewacheten, den sichersten Weg gehen, *) und alles, was uns verdächtig vorkömmt, anbellen. Unsere Feinde verdenken es uns, daß wir so oft einen unnützen Lerm erregen. Sie wollen, daß man mit Behutsamkeit

*) Cicero Orat. pro Sex. Roscio Amerino. Canes aluntur in Capitolio, ut significent, si fures venerint. At fures internoscere non possunt, significant tamen si qui nocta in Capitolium venerint, et quia id est suspiciosum, tamen si bestiae sunt, tamen in eam partem potius peccant, quae est cautior.

und Verstand eifere; aber eben dadurch verrathen sie ihre Schwäche, und geben uns das Zeugniß, daß wir ohne Nachdenken und Verstand eine der wichtigsten Pflichten eines Wahrheit- und Ordnung-liebenden Menschen beobachten können, welches gewiß nichts geringes ist.

Alles, was ich bisher gesaget habe, ist unstreitig und klar. Aber, da mir die Hartnäckigkeit und Bosheit unserer Feinde bekannt ist; so sehe ich vorher, daß sie mit einem höhnischen Gelächter sagen werden: „Sie machten uns unsere Vortrefflichkeit nicht streitig. Sie glaubten gerne, daß wir ohne Vernunft, ohne Nachdenken und ohne vorhergegangene Prüfung unserer Kräfte schreiben könnten. Allein unsere Schriften würden denn auch darnach. Wir hätten wenig Ehre davon. Niemand wollte sie kaufen, niemand läse sie, und wer sie läse, lachte darüber und zischte uns aus.“ Dieser Einwurf kann vielen erschrecklich vorkommen; mir aber nicht. Denn ein elender Scribent kann auch gründliche Einwürfe mit Nachdruck widerlegen, und seinen Feinden zeigen, daß sie Unrecht haben, wenn er ihnen gleich zugiebt, sie hätten Recht. Ich sehe dieses als eine Kleinigkeit an, und will es eben nicht mit unter

unsere Vortrefflichkeiten zählen. Ein billiger Leser wird vor sich schon wissen, was er davon denken soll. Ich darf mich auch für dieses mal so nicht angreifen; sondern begnüge mich, unsern Feinden mit aller Bescheidenheit zu sagen, daß ihr Einwurf nichts bedeute, und alles, was sie sagen, grundfalsch sey,

Wir sind mit der Ehre, welche uns unsere Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht so glücklich, daß wir den Beyfall der guten Scribenten erhalten: so müssen wir uns damit trösten, daß es allezeit noch so billige Gemühter giebt, die das verächtliche Urtheil, welches die guten Scribenten von unsern Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unsern Feinden herrühret, und sich dadurch nicht abschrecken lassen, unsere Schriften zu lesen. Unsere Schriften mögen also beschaffen seyn, wie sie wollen, so finden sie doch allemal einen Verleger, Käufer und Leser.

. . ils trouvent pourtant quoiqu'on en puisse dire
Un Marchand pour les vendre, et des Sots pour les lire. *)

*) Boileau, Sat. 2.

Man frage nur die Buchhändler: Ob nicht die Postillen, Romane, Briefsteller, poetische Handbücher, und Trichter, Reimregister, Notariatkünste, Complimentirbüchlein, der Eulenspiegel, und dergleichen schöne und nützliche Werke, den besten Abgang haben? Wie begierig sind nicht Happels und Menantes Schriften gekauft worden? Und Uhsens wohl-informirter Redner ist wenigstens neunmal aufgeleget. Hübners Oratorie hat eben das Glück gehabt; und ich muß mich also wundern, wie unsere Feinde so unverschämt seyn, und sagen können, daß niemand unsere Schriften kaufen wolle, und das um so viel mehr, weil sie selbst am hitzigsten darauf sind, und nicht allein unsere Schriften mit Lust lesen, sondern auch durch ihre sinnreiche Spöttereyen dieselben bekannt, und andere, sie zu sehen, begierig machen. Wir haben also das Vergnügen, daß selbst unsere Feinde unsern Namen herrlich machen müssen. Sollten sie sich entschliessen, uns in Ruhe zu lassen: so würde unser Ruhm nicht halb so weit erschallen.

Indessen würde es uns doch niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsere Schriften sind so beschaffen, daß sie dem Pö-

bel nohtwendig gefallen müssen: weil sie nach seinem Begriffe eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht um einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir versteigen uns nicht so hoch in unsern Betrachtungen, sondern halten uns herunter zu dem Niedrigen. Dieses macht unsere Werke dem größten Haufen verständlich, und erwirbt uns seinen Beyfall. Die guten Scribenten sind so glücklich nicht. Ihre Schriften sind den meisten zu hoch: weil sie mit Vernunft gemacht sind. Sie werden also von wenigen gelesen, und von noch wenigern gelobet: weil niemand leicht an Sachen, die er nicht verstehet, Geschmack findet. Tantum quisque laudat quantum se posse sperat imitari. *) Die guten Scribenten sind naseweise und wollen alle Welt meistern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten, und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist. Dieses setzt kein gut Geblüt zwischen ihnen and den meisten ihrer Leser, und bringt ihnen keinen andern Vortheil, als daß man sie für eigensinnige Grillenfänger hält, und auslachet.

---

*) Cicero in Oratore.

Hos populus ridet multumque torosa juventus
Ingeminat tremulos naso crispante cachinnos. *)

Ja man siehet sie für gefährliche, unruhige Köpfe an, und hasset sie. Die guten Scribenten sind viel zu klug, als daß sie dieses nicht merken sollten. Sie wissen es, und sind sich, wenn sie sich recht besinnen, selbst desfals gram. Sie erkennen auch, daß aller Haß, den der größte Hause gegen sie, und die Verachtung, welche er gegen ihre Schriften blicken lässet, bloß daher rühret, weil sie ihre Vernunft, wider die Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, gar zu sehr gebrauchen, und es ist kein Zweifel, daß sie, insgeheim, die Vernunft, als eine Quelle ihres Unglücks, oft verfluchen. Cicero wenigstens hat gegen einen seiner besten Freunde, im Vertrauen, aufrichtig gestanden, daß er was darum geben wollte, wenn er der seinen mit Ehren los wäre. Fama, spricht er,**) ingenii mihi est abjicienda; quod si possem, non recusarem. Aber dennoch sind sie viel zu halsstarrig und hochmühtig, als daß sie ihr Elend öffentlich bekennen sollten.

---

*) Persius Sat. 2.

**) Lib. IX. Epist. ad Atticum Ep. 16.

Stellt man ihnen vor, wie groß die Menge dererjenigen sey, welche sich an den Schriften elender Scribenten erquicken, und wie klein hergegen das Häuflein derer, welche die ihrigen lesen; so sprechen sie: „Sie bekümmerten sich um den Beyfall des einfältigen und ungelehrten Pöbels wenig, und wären zufrieden, wenn auch nur ein oder zweene rechtschaffene gelehrte Männer von ihrer Arbeit ein gutes Urtheil fällten. Wenn von der Güte einer Schrift die Frage sey, komme es auf die Mehrheit der Stimmen nicht an, und sey es eben ein gewisses Kennzeichen der Stümper, sich auf den Beyfall des gemeinen Volks und der Ungelehrten zu berufen."

Es ist ein Glück für die guten Scribenten, daß sie sich selbst so artig zu trösten wissen; aber ich befürchte, diese Trostgründe werden, zur Zeit der Anfechtung, den Stich nicht halten: denn sie sind von Herzen schwach. Ich will nicht sagen, daß es ziemlich liederlich herauskömmt, wenn die guten Scribenten sprechen, sie bekümmerten sich wenig darum, was die Leute von ihnen urtheilten: ehrliebende Gemühter sind ganz anders gesinnet, und suchen, so viel möglich, auch den geringsten zu gefallen; sondern ich will nur anmerken, daß

es ein unerträglicher Stolz sey, den Beyfall des Pöbels so geringe zu achten, und diejenigen für Stümper zu schelten, die sich groß damit wissen. Die guten Skribenten stehen unstreitig in dem Wahn, als wenn die ungelehrten ganz und gar ungeschickt sind, von ihren herrlichen Schriften zu urtheilen; aber sie könnten leicht inne werden, wie irrig diese Einbildung sey, wenn sie nur belieben wollten, zu bedenken, daß insgemein dafür gehalten wird, ein Frauenzimmer könne nicht so gut von der Schönheit eines andern Frauenzimmers urtheilen, als eine Mannsperson. Die Ursache ist: weil ein jedes sich für das schönste hält, und andere neben sich verachtet. Die Gelehrten gleichen, in diesem Fall, den Weibern vollkommen, und es ist kein einziger, wie elend es auch um ihn bestellet ist, der sich nicht in seinem Herzen klüger dünken sollte, als alle seine Brüder. Es muß also nohtwendig Haß und Neid, zwo Leidenschaften, die vor andern einem unpartenischen Urtheile entgegen sind, unter den Gelehrten herrschen. Die Ungelehrten sind von diesen Affecten frey, und urtheilen folglich unpartenisch von den Schriften, die ihnen vorkommen. Sollte dann ihr Urtheil nicht höher zu schätzen

seyn, als das Urtheil einiger neidischen Gelehrten, die nichts, als ihre eigene Arbeit, hoch halten, und, natürlicher Weise, alles, was sie nicht gemacht haben, tadeln müssen? Mich deucht, wer sich dem Ausspruche so unparteyischer Richter nicht unterwerfen will, der läßt ein schlechtes Vertrauen zu seiner Sache von sich blicken, und muß kein gut Gewissen haben.

Dieser Verdacht wird also nicht gehoben, wenn gleich die guten Scribenten sprechen wollten: die Ungelehrten verstünden die Schriften der Gelehrten nicht, und könnten also nicht davon urtheilen. Denn diese Ausflucht würde sich auf nichts gründen, als auf den lächerlichen Wahn, daß man allemal die Sache, von der man urtheilet, verstehen müsse. Ich bilde mir ein, daß ich diese Grille schon überflüßig widerleget habe. Wir elenden Scribenten urtheilen von vielen Sachen, die wir nicht verstehen: der Pöbel kann die Kunst auch; und sind die guten Scribenten so geschickt nicht, so ist es ein Unglück vor sie: Aber sie werden so gut seyn, und von der Fähigkeit anderer nicht nach ihrer eigenen urtheilen. Ich sollte nicht meynen, daß die guten Scribenten mir einwerfen werden: sie wüßten wohl, daß es Leute gäbe, die

verwegen genug wären, von Sachen zu urtheilen, die sie nicht verstehen: allein es müßte so nicht seyn. Denn dieses wäre ein verzweifelter Satz, wodurch die Gelehrten mit den geringsten und verächtlichsten Handwerksleuten in eine Classe würden gesetzet werden. Bey diesen muß niemand, als die Aeltesten einer Zunft, von der Arbeit eines jungen Meisters urtheilen. Die Gelehrten wissen von einer solchen Verfassung nichts, und es wäre ihnen auch in der That schimpflich, wenn sie sich Leuten gleich stellen wollten, die in ihren Augen so verächtlich sind.

Da nun ein jeder, er mag es verstehen oder nicht, von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen nicht nur geschickt: sondern auch befugt ist: so möchte ich wohl wissen, was uns hindern sollte, auf den Beyfall des größten Haufen zu trotzen? und ob es nicht ein lächerlicher Hochmuht sey, daß unsere Feinde sich so wenig darum bekümmern? Diese Leute müssen ganz besondere Creaturen seyn. Es ist keiner, ausser sie, zu finden, der nicht wünschen sollte, von den meisten gelobet zu werden.

. . . An erit, qui velle recuſet
Os populi meruiſſe? . . . *)

Dem vortrefflichen Redner Demosthenes, den unsere Feinde so hoch halten, thate es gewiß ganz sanfte, als eine geringe Frau zu Athen ihrer Freundinn, doch so, daß er es hörete, ins Ohr sagte: Das ist der Demosthenes. **) Und mein Freund Sievers würde längst vor Kummer, wie ein Schämen, vergangen seyn, wenn nicht das Lob der alten Weiber, und das gütige Urtheil der Karrenschieber, Lastträger, und anderer ehrlichen Männer, Pöbelvolks, ihn in seinem schweren Leiden aufrichtete, und seine Gebeine fett machte. Er hat Ursache, sich groß damit zu wissen, und sich desfals einzubilden, er sey ein stattlicher Scribent, und die es anders sagen, boshafte Lästerer: denn wer wollte so vielen ehrlichen und unparteyischen Personen beyderley Geschlechts nicht glauben?

---

*) Perſius, Sat. 1.

**) Cicero Tuſcul. Quæſt. Lib. V. Demoſthenes, . . . illo ſuſurro delectari ſe dicebat aquam ferentis mulierculæ, ut mos in Græcia eſt, inſuſurrantique alteri: Hic eſt ille Demoſthenes.

- - - - egregium cum me vicinia dicat
Non credam? - - - *)

Und muß man also nicht über die Frechheit unserer Feinde erstaunen, die sich nicht scheuen, der uns bewundernden Menge ins Angesicht zu widersprechen, und, ob sie gleich übereinstimmet sind, dennoch von der übeln Meynung, welche sie von uns hegen, nichts fallen lassen wollen?

Daß sie sprechen: die Mehrheit der Stimmen gelte in diesem Falle nicht; kann gewiß ihr Verfahren nicht rechtfertigen. So reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil sie Ketzer, das ist, überstimmet sind. Unsere Feinde müssen gewiß auch nicht reiner Lehre seyn; denn wie wäre es sonst möglich; daß sie auf so gottlose Gedanken verfielen? Wenn die Frage von der Güte einer Schrift, oder von der Wahrheit eines Satzes ist: so hat die Mehrheit der Stimmen keine Statt; sagen sie: Heisset dieses aber nicht offenbar der Kirche Christi, die es zu allen Zeiten, in weit wichtigern Fällen, auf die Mehrheit der Stimmen hat ankommen lassen, eine entsetzliche Thorheit und Ungerechtigkeit vorwerfen? Es ist ein

---

*) Persius, Sat. 4.

Glück vor uns, daß die heiligen Kirchenväter klüger gewesen sind. Hätten unsere Feinde vor 13 oder 1400 Jahren gelebet, und etwas zu sagen gehabt: so wäre kein einziges Concilium gehalten worden, und die Ketzer würden freye Hände gehabt haben, den Weinberg der christlichen Kirche, nach Belieben, zu verwüsten.

Ich erschrecke, wenn ich daran gedenke, und bitte unsere Widersacher, in sich zu gehen, und einmal zu erwegen, wohin ihr Haß gegen uns sie verleite. Sie sehen wohl, daß sie, so lange sie vernünftig schreiben, den Beyfall des grössesten Hausens nicht erlangen können. Sie machen es also, wie der Fuchs in der Fabel, und verachten das, was ihnen nicht werden kann. Sie stossen in Unmuht Worte heraus, die erschrecklich sind, und machen dadurch ihren Geruch bey den Unparteyischen, welche sie gar verächtlich den Pöbel nennen, noch stinkender. Ich bedaure sie desfals, ob ich gleich wohl weiß, daß sie über mein Mitleiden nur lachen werden: Denn ich bin versichert, es werde sie einmal gereuen, daß sie die Ehrerbietung, welche sie dem grössesten Haufen schuldig sind, aus den Augen gesetzet haben. Sie werden gewiß die Lästerworte, die sie wider den

Pöbel

Pöbel reden, um so viel schwerer zu verantworten haben, je besser sie wissen, daß die Stimme des Volks so viel gelte, als die Stimme Gottes. Vox populi, vox Dei. Und überdem müssen sie sich nicht einbilden, daß die Menge, die uns und unsern Schriften hold ist, aus lauter elenden, geringen und nichtswürdigen Leuten bestehe. Sie können glauben, daß sich viele vornehme und angesehene Männer aus allen Ständen darunter befinden: Denn Gott giebt denen, welche er, in seinem Zorn, groß machet, nicht allemal, mit der Würde, so viel Verstand, als man nöhtig hat, wenn man an guten Schriften ein Vergnügen finden will, und man hat schon lange angemerket, daß diejenigen, welche die wichtigsten Aemter verwalten, und die grössesten Ehrenstellen bekleiden, wie viel sie auch sonst auf sich halten, doch gemeiniglich so bescheiden gewesen sind, daß sie sich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernet, sondern sich zu allen Zeiten nicht so sehr durch den guten Geschmack, als durch die Kleidung, von demselben zu unterscheiden gesuchet haben. Mirari quidem non debes, sagt Seneca, *)

*) Epist. CXIV.

corrupta excipi, non tantum a corona sordidiore, sed ab hac turba quoque cultiore: Togis enim inter se isti, non judiciis distant.

Es ist also eine unverantwortliche Grobheit, daß unsere Feinde von dem Pöbel so verächtlich reden, unter welchem sich doch Leute befinden, denen sie alle Ehrerbietung schuldig, und die im Stande sind, die Verachtung, welche man gegen ihr Urtheil bezeuget, mit Nachdruck zu rächen. Ich wünsche nicht, daß die guten Scribenten dieses jemals erfahren mögen: Aber es sollte mir eine Freude seyn, wenn diese Herren, durch meine gegründeten Vorstellungen, endlich einmal begriffen, daß unsere Schriften den meisten gefallen; daß der Beyfall des größten Haufens nicht zu verachten sey; daß derjenige, der sich darauf beruft, kein Stümper ist; daß wir elenden Scribenten mit Recht darauf trotzen, und daß uns dieser Beyfall des Pöbels einen grossen Vorzug vor unsern Feinden giebt, und unsere Vortrefflichkeit eben so unstreitig macht, als der Ausspruch des Orakels die Weisheit des Socrates.

Ich habe dieses handgreiflich erwiesen: allein was wirds helfen? So lange unsere Feinde noch sehen, daß viele elende Scribenten in der äusser-

sten Verachtung leben, und ihre Schriften entweder gar nicht abgehen, oder nur von Leuten gekauft werden, die darüber lachen und spotten, werden sie immer dabey bleiben, daß eine Schrift, die ohne Vernunft gemacht ist, ihrem Urheber wenig Ehre bringe. Nun könnte ich zwar dieses mit eben dem Fug leugnen, als meine Brüder leugnen, daß sie elende Scribenten sind: allein ich mache mir ein Gewissen, dem Augenscheine zu widersprechen. Es ist, leider! mehr als zu wahr, daß viele meiner Brüder von aller Mühe, die sie auf ihre Schriften wenden, nicht so viel haben, daß auch nur ein einziger ihre Arbeit lobe. Es ist unstreitig, daß eine gute Anzahl elender Schriften nimmer des Tages Licht siehet, und von den Motten verzehret wird. Viele brauchen die Buchhändler zu Maculatur, und einige haben gar das Unglück, daß sie, wenn sie kaum aus der Presse kommen, nach dem Gewürzladen geschickt werden.

- - - in vicum vendentem thus et odores,
Et piper, et quicquid chartis amicitur ineptis *)

Aber dieses widrige Schicksal elender Schriften, an welchem sich unsere Feinde ärgern, kann un-

*) Horatius Lib. II. Ep. I.

möglich das, was ich von den Vorzügen, und von der Vortrefflichkeit der elenden Scribenten geschrieben habe, umstossen und unwahr machen. Keine Regel ist ohne Ausnahme: und wenn ich sage, daß alles, was unvernünftig ist, dem Pöbel am besten gefalle: so begehre ich nicht zu leugnen, daß nicht bisweilen eine unvernünftige Schrift von dem größten Haufen anders, als es billig seyn sollte, aufgenommen werde. Ich weiß wohl, was solchen Schriften öfters zu begegnen pfleget; aber alles, was ihnen begegnet, sind Unglücksfälle, nach welchen man, ohne Unbilligkeit, von ihrem innerlichen Wehrte nicht urtheilen kann, und worüber die guten Scribenten sich um so viel weniger zu kützeln Ursache haben, je gewisser es ist, daß ihre Schriften denselben eben so wohl unterworfen sind, als die unsern. Es ist noch eine grosse Frage: Ob mehr schlechte als gute Schriften verlohren gegangen? Und mißbraucht man unsere Blätter zu Pfefferteuten: so hat man wohl eher in den Schriften des Livius Käse gewickelt.

Gesetzt aber, es widerführe dieses Unglück unsern Schriften nur allein. Gesetzt, es fiele dadurch alles, was ich von dem Vorzuge, den die elenden Scribenten, in Ansehung der Anzahl ih-

rer Bewunderer, vor den guten haben, bishero geschrieben, gänzlich übern Haufen: so würde doch dadurch der wesentlichen Vortrefflichkeit meiner Brüder nicht das geringste abgehen; weil dieselbe sich nicht auf die Gedanken, die andere von uns haben, sondern auf unsere eigene Empfindung, und auf die gute Meynung, welche wir von uns selbst hegen, gründet. Unsere Feinde betriegen sich, wenn sie meynen, daß ich unsere Vortrefflichkeit in dem Beyfalle des größten Haufens suche.

Was ich davon geschrieben habe, das hat keinen andern Zweck, als sie zu überführen, daß der Mangel der Vernunft uns nicht so verächtlich mache, als sie sich einbilden; sondern uns vielmehr die Hochachtung des uns gleichgesinnten Pöbels, und folglich der meisten Menschen, erwerbe. Aber glauben sie denn, daß wir ohne diese Hochachtung nicht glücklich seyn können? Ich gestehe, es ist eine angenehme Sache, von vielen gelobet zu werden; allein mich deucht, wir würden doch wohl bleiben, wer wir sind, wenn wir gleich von aller Welt ausgezischet, und unsere Schriften von niemand gelesen, oder von allen, die sie lesen, getadelt würden. Der Mangel der

Vernunft, der uns das Schreiben so leicht, und unsere Schriften dem Pöbel so angenehm machet, würde uns auch, auf dem Fall, Dienste thun, wenn der Pöbel sich zu unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserm Unglücke grösser seyn, als bey glücklichen Tagen.

Unsern Feinden kann dieses nicht unglaublich vorkommen: denn sie kennen unsere Großmuht, unsere Geduld, unsere Gelassenheit. Wir haben ihnen, seit der Zeit, daß sie uns geängstiget haben, so viele ausnehmende Proben davon gegeben, daß sie darüber erstaunet sind. Was würden sie also nicht sagen, wenn sie sehen sollten, wie wenig wir uns daraus machen würden, wenn gleich alle, die uns sonst noch hochgehalten, mit ihnen auf uns los stürmeten? Sie hielten es nicht aus, wenn ihnen dergleichen begegnete, daß weiß ich wohl; aber ich kann versichern, daß wir dieses Unglück, wie groß es auch seyn mag, nicht einmal empfinden würden.

Wie wenig Verstand wir auch haben, so begreifen wir doch, daß es närrisch sey, seine Glückseligkeit in Dingen zu suchen, die ausser uns sind. Unser Wahlspruch ist:

. . . . . ne te quæsiveris extra. *).

Und die Natur, die wohl vorhergesehen hat, daß wir wegen unserer Schriften viele Anfechtungen haben würden, hat uns dergestalt wider die Anläufe unserer Feinde gewaffnet, daß alle Pfeile der Spötter, wie spitzig und scharf sie auch sind, uns nicht die geringste schmerzhafte Empfindung verursachen können. Eine innerliche Empfindung unserer Vollkommenheiten ersetzet den Mangel eines fremden Lobes, mit welchem sich unsere Feinde so groß wissen, und tröstet uns kräftiglich, wann man unser spottet.

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudet scribentes, et se venerantur, et ultro
Si taceas, laudant, quicquid scripsere, beati. **)

Unsere Schriften führen also, wie die Tugend, ihre Belohnung mit sich, und wir haben nicht nöhtig, den Lohn unserer Arbeit von andern zu erwarten. Ein gewisser Lehrer der römischen Kirche hat hierüber gar artige Gedanken. Er meynt, Gott bezeige sich eben so gnädig und gerecht gegen uns, als gegen die Frösche. Denn wie er

---

*) Persius Sat. 1.

**) Horat. Lib. II. Ep. 2.

diesen die Gnade gebe, daß sie sich selbst an ihrem, eben nicht gar angenehmen, Gesang belustigten: so habe er es, in Ansehung unserer, so weislich gefüget, daß wir, da niemand unsere Verdienste erkennen will, eine ungemeine Zufriedenheit mit uns selbst hätten. Selon la justice, spricht er, tout travail honnête doit être recompensé de louange ou de satisfaction. Quand les bons Esprits font un ouvrage excellent, ils sont recompensés par les applaudissemens du Public. Quand un pauvre Esprit travaille beaucoup pour faire un mauvais ouvrage, il n'est pas juste ni raisonnable qu'il attende des louanges publique; car elles ne lui sont pas dûës: Mais à fin que ses traveaux ne demeurent pas sans recompense, Dieu lui donne une satisfaction personelle, que personne ne lui peut envier sans une injustice plus que barbare. Tout ainsi que Dieu qui est juste, donne de la satisfaction aux Grenouilles de leur chant: autrement le blâme public, joint à leur mécontentement, seroit suffisant pour les reduire au desespoire. *)

*) Le P. François Garasse, Somme Theolog. Liv. II. p. 419.

Leute, für die der Himmel so sonderlich gesorget hat, können sich leicht über die Verachtung, welche die böse Welt gegen sie bezeiget, zufrieden geben, und unsere Feinde können dahero, wofern es ihnen beliebet, leicht die Ursache ergründen, warum ihre Spöttereyen, durch welche sie uns wehe thun wollen, so fruchtlos sind. Unsere Zufriedenheit mit uns selbst macht ihre boshafte Bemühung vergeblich: und ich werde also nicht zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß dieselbe die grössefte unserer Vortrefflichkeiten, und der Grund unserer Glückseligkeit sey.

So lange wir mit uns selbst zufrieden sind, und an unserer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unsere Feinde gegen uns vornehmen, viel zu wenig seyn, uns unglücklich zu machen, und unsere Gemühtsruhe zu stöhren. Cicero nennet die Anhänger des Epicurus glücklich, und giebt keine andere Ursache davon, als weil sie sich es einbildeten. Sunt enim, spricht er, *) et boni viri, et, *quoniam sibi ita videntur*, beati. Da wir nun eben diese Einbildung haben, so möchte ich den sehen, der uns den geringsten

*) De Oratore. Lib. III.

Verdruß erwecken könnte. Ein elender Scribent ist weit über die Lästerungen und Spöttereyen seiner Neider erhaben.

> Celsior exsurgit pluviis, auditque ruentes
> Sub pedibus nimbos, et rauca tonitrua calcat. *)

Man stelle ihm seine Einfalt, seine Unwissenheit, seine Thorheit und Ungeschicklichkeit so deutlich und lebhaft vor, als man immer will: er wird doch dabey bleiben, daß die Natur an ihm ihr Meisterstück bewiesen habe, und sich an seinen Schriften, die andere ohne Ekel nicht lesen können, auf seine eigene Hand belustigen.

Ich sehe nicht, was wider einen solchen Menschen auszurichten ist? Er ist unüberwindlich, und die guten Scribenten thun thöricht, daß sie sich bemühen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Die Klagen, welche die guten Scribenten über unsere Hartnäckigkeit führen, zeigen deutlich, daß sie die Eitelkeit ihres Beginnens selbst erkennen. Sie müssen also auch wider ihren Willen gestehen, daß Leute, die so sehr von sich eingenommen sind, daß man ihnen auf keinerley Weise die süsse Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit, und

---

*) Claudianum de Mall. Theodor Consul. v. 206.

die daher fliessende Zufriedenheit mit ihrem Zustande rauben kann, die allerglückseligsten Creaturen sind. Ist es nun nicht, wie der Pater Garasse sagt, barbarisch gehandelt, wenn man seinen Nebenchristen sein Glück nicht gönnet? Dieses heisset die Bosheit aufs höchste treiben; und unsere Feinde sollten sich also schämen, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen. Es ist dieses ein Ansinnen, so nicht höflicher und christlicher heraus kömmt, als wenn ich einen ersuchen wollte, er möchte doch so gut seyn, und sich von einem Felsen herabstürzen; und könnten unsere Feinde uns zu der Thorheit verleiten, so wäre es um uns geschehen, und würden wir hinfort keine fröhliche Stunde haben.

Denn mit dem Gebrauche der Vernunft kann die Zufriedenheit, die uns so glücklich macht, und uns für unsern Feinden einen so grossen Vorzug giebt, unmöglich bestehen. So bald wir der Vernunft zu viel Willen lassen, nimmt sie sich Freyheiten heraus, die unerträglich sind. Sie hat die böse Gewohnheit, daß sie allen, die ihr zu viel Gehör geben, den vermaledeyten Raht giebt, sie sollten suchen, sich selbst kennen zu lernen. Das wäre uns elenden Scribenten eben recht. Der

Mangel der Selbsterkenntniß ist der einzige Grund unserer Zufriedenheit; und wir müßten also weit närrischer seyn, als unsere Feinde glauben, wenn wir nicht mit aller Macht unsere Vernunft, die so verführerisch ist, im Zaum hielten.

Wenn meine drey Freunde, Sievers, Philippi und Rodigast, sich selbst kenneten: so wären sie längst in Verzweifelung gerahten, und hätten sich vielleicht schon selbst Leid angethan. Aber so leben sie noch, und sind lustig und guter Dinge. Ihre Feinde wundern sich darüber; aus keiner andern Ursache, als weil sie die Vortrefflichkeiten und Vorzüge der elenden Scribenten nicht gebührend einsehen. Hätten sie aber die Alten gelesen: so würde ihnen die Unempfindlichkeit und Zufriedenheit, welche die erwehnten drey Männer mitten in ihrem Unglücke, eben wie Sadrach, Mesach, und Abed Nego in dem feurigen Ofen von sich blicken lassen, nicht die geringste Verwunderung verursachen.

Plinius *) hat schon lange angemerket, daß die Esel keine Läuse haben; und wem es gegeben ist, den heimlichen Sinn dieser nach dem Buchstaben

*) Hist. Nat. Lib. XI. c. 35.

ungegründeten Anmerkung zu fassen, der siehet wohl, daß Plinius nichts anders sagen wolle, als daß ein elender Scribent von seinen Mängeln nicht die geringste Empfindlichkeit habe. Ich halte für unnöthig, die Gründlichkeit meiner mystischen Auslegung weitläuftig zu beweisen. Es ist gar zu bekannt, daß es eine alte Gewohnheit ist, von den elenden Scribenten unter dem Bilde eines Esels zu reden, und da jedermann weiß, daß die Erkenntniß unserer Vergehungen, mit einem Worte, das Gewissen genennet wird; das Gewissen aber in dem Ruf ist, daß es beisse: so ist leicht zu begreifen, was zwischen demselben und einer Laus vor eine Aehnlichkeit sey. Ich halte mich dabey nicht auf; sondern bitte nur meine Leser, mit mir zu erwegen, was die vortreffliche Eigenschaft, die wir, wie Plinius zeuget, und die Erfahrung lehret, besitzen, vor Vortheile mit sich führet.

Die Erkenntniß der Fehler gebiehret Reue. Die Reue ist nichts anders, als eine Art von Traurigkeit, und folglich ein verdrießlicher Affect. Sie kann ohne Zerknirschung, und ohne einen Abscheu vor uns selbst nicht begriffen werden. Sie macht also einen Menschen mißvergnügt mit

seinem Zustande; und wer mit seinem Zustande nicht zufrieden ist, kann nimmer glücklich seyn. Unsere Feinde empfinden mit ihrem Schaden, daß das, was ich hier schreibe, die Wahrheit ist. Je mehr Verstand sie haben, je tiefer sehen sie ihre Fehler ein, und diese verdrießliche Einsicht macht ihnen das Leben rechtschaffen sauer. Ich darf ihnen nicht vorstellen, mit wie vielen Schmerzen sie ihre geistlichen Kinder empfangen und zur Welt bringen. Sie wissen es besser, als ich es ihnen sagen kann: sie leugnen es auch nicht. Und wenn denn endlich ein guter Scribent von seiner gelehrten Bürde nach einer schweren Geburt entbunden wird: so ist er nicht einmal so glücklich, als die Affen, die ihre Jungen, ihrer Häßlichkeit ungeachtet, zärtlich lieben; sondern er entdecket an den Kindern seines Verstandes, wie schön sie auch sind, so viele Gebrechen, daß er sie kaum vor Augen sehen mag.

Et toûjours mécontent de ce qu'il vient de faire
Il plait à tout le monde, et ne sauroit se plaire. *)

Ein elender Scribent hergegen empfängt mit Lust, gebiehret ohne Schmerzen, und erdrücket seine

*) Boileau Sat. II.

Jungen fast für Liebe, nicht anders als die Affen. Man lache über diese Aufführung, so viel man will: so wird man doch nicht in Abrede seyn können, daß ein elender Scribent weit glücklicher sey, als ein guter. Es ist nicht nöhtig, daß ich mir die Mühe gebe, dieses durch viele Gründe darzuthun. Unsere Feinde sind so billig, daß sie es selbst erkennen. Boileau beneidet den Pelletier:

J'envie en écrivant le sort de Pelletier. *)

Und Horaz sagt ausdrücklich, er möchte lieber ein elender Scribent seyn, und seine Fehler nicht erkennen, als einer der besten, und dabey mißvergnügt mit sich selbst seyn:

Prætulerim scriptor delirus inersque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant:
Quam sapere, et ringi - - - **)

Was brauchen wir weiter Zeugniß? Unsere Feinde selbst machen uns unsere Vortrefflichkeit und Glückseligkeit nicht streitig. Aber dennoch sind diese mit so besonderer Klugheit begabte Creaturen so verblendet, und so übel berahten, daß sie die Selbsterkenntniß für nöhtig halten. Meine Leser

---

*) Boileau Sat. II.

**) Horatius Lib. II. Ep. 2.

mögen urtheilen, ob ein so widersinniges Betragen mit der tiefen und abergläubigen Ehrerbietung, welche die guten Scribenten gegen die Vernunft hegen, bestehen könne?

Ich weiß wohl, es mangelt den guten Scribenten nimmer an Ausflüchten. Sie werden sprechen: ob gleich die Erkenntniß ihrer Fehler im Anfange verdrießlich wäre; so habe sie doch eine gute Wirkung, und treibe sie an, die erkannte Fehler auszubessern, und nach der Vollkommenheit zu trachten, die ein so unaussprechliches Vergnügen mit sich führe, daß dadurch einem Scribenten, die auf die Ausbesserung seiner Fehler gewandte Mühe, mehr als doppelt belohnet würde. Aber alles dieses heißt nichts gesagt.

Ein Scribent ist ein Mensch, und muß also Fehler haben. Wer sich darüber nicht zufrieden geben kann, dem weiß ich keinen bessern Raht, als daß er seine Menschheit ablege, und sich entweder um eine Stelle unter den Seraphinen bewerbe, oder gar vergöttern lasse. In dieser Sterblichkeit nach einer Vollkommenheit trachten, ist lächerlich und vergebens. Und wenn es denn ja möglich wäre, diese eingebildete Vollkommenheit zu erlangen: so weiß ich doch nicht, ob es der

Mühe

Mühe wehrt seyn würde, dessfals seiner Natur Gewalt anzuthun, und sich mit einer verdrießlichen Ausbesserung einiger, der Menschheit so wesentlichen, Fehler zu quälen? und ob man nicht auf eine gemächlichere Art derjenigen Vortheile theilhaftig werden könne, welche sich unsere Feinde von der Vollkommenheit, oder gänzlichen Befreyung von allen Mängeln versprechen?

Wofern ich nicht irre, so bestehet aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unaussprechlichen Vergnügen, dessen ein Mensch, der sich keiner Fehler bewußt ist, nohtwendig geniessen muß. Wir elenden Scribenten sind uns nun unserer Fehler nicht bewußt; weil wir sie nicht erkennen, und besitzen also wirklich diejenige Glückseligkeit, nach welcher unsere Feinde mit so vieler Mühe ringen. Ist dieses nicht gemächlich? und kann man sich wohl des Lachens enthalten, wenn man siehet, wie wunderlich sich die guten Scribenten gebehrden? Sie kommen mir wahrlich nicht anders vor, als der König Pyrrhus, der sich einbildete, er könne sich mit seinen Freunden nicht recht lustig machen, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Carthago, und ich weiß nicht was für Länder mehr bezwungen hätte.

Man stellte ihm vor, er dürfe desfalls nicht einen Fuß aus seinem Königreiche setzen; und wenn unsere Feinde nur einmal bedenken wollten, wie vergnügt wir unser Leben zubringen, ohne unsere Fehler zu erkennen: so würden sie leicht begreifen, daß die Mühe, welche sie sich geben, um zu einem Glücke zu gelangen, das in ihren Händen stehet, höchst unnütze sey. Ich sage wenig: denn wenn man ihre Aufführung recht ansiehet, so ist sie im höchsten Grade lächerlich.

Sie suchen durch die Erkenntniß ihrer Fehler glücklich zu werden: da doch die Glückseligkeit darinn bestehet, daß man sich keiner Fehler bewußt ist. Kann man wohl wunderlicher zu Werke gehen? Sprechen sie; Sie blieben bey der Erkenntniß ihrer Fehler nicht stehen, sondern bemüheten sich, durch die Ablegung derselben, die Vollkommenheit zu erreichen, die allein einen Scribenten vergnügt machen kann? so antwortete ich: daß es unmöglich sey, auf solche Art vergnügt und glücklich zu werden. Ich berufe mich desfalls auf die Erfahrung. Wäre es möglich: so müßte die Zufriedenheit eines Scribenten, der es in der Ausbesserung seiner Fehler weit gebracht, und der Vollkommenheit sehr nahe gekommen ist,

grösser seyn, als eines andern, der es nicht so hoch gebracht, und weiter von der Vollkommenheit entfernet ist. Aber so sehen wir täglich das Gegentheil. Montaigne *) sagt: es gehe den Gelehrten wie den Aehren, die so lange aufrecht stehen und sich brüsten, als sie leer sind; so bald sie aber von Körnern schwer werden, das Haupt sinken lassen; und er hat Recht. Ein unvollkommener Scribent ist bey allen seinen Fehlern vergnügt, und mit sich selbst zufrieden. Je näher hingegen ein Scribent der Vollkommenheit kömmt, je mehr Fehler entdeckt er an sich; je leckerer, je verdrießlicher, je mißvergnügter mit sich selbst wird er. Die Ursache ist diese: Weil die Vollkommenheit, nach welcher die guten Scribenten streben, eine leere Einbildung, und ein süsser Traum gar zu hochmühtiger Leute ist. Die bescheidensten unserer Feinde stimmen hierinn mit mir überein. Sie

*) Liv. II. Chap. 12. pag. 302. 303. Il eſt advenu aux gens veritablement ſçavans, ce qui advient aux eſpics de bled, ils vont s'élevant et hauſſant la teſte droite et fiere, tant qu'ils ſont vuides; mais quand ils ſont pleins et groſſis de grain en leur maturité, ils commencent à s'humilier et baiſſer les cornes.

bekennen, daß alle ihre Arbeit, ihr Wachen, ihr Lesen, ihr Nachdenken ihnen keinen andern Vortheil gebracht hat, als daß sie ihre Schwachheit erkennen, und begreifen gelernet haben, daß unser Wissen Stückwerk sey. Wie diese verdrießliche Entdeckung geschickt sey, einen Menschen vergnügt zu machen, das begreife ich nicht. Ich halte vielmehr dafür, daß, natürlicher Weise, die Verzweifelung ihr auf dem Fusse folgen müsse, und ein guter Scribent, wann er sich lange gequälet hat, statt der Zufriedenheit, die er suchet, nichts, als einen ewigen Abscheu für sich selbst, zur Belohnung seiner Mühe, erlangen könne.

Wie eine schöne Gelegenheit hätte ich hier nicht, unsere Feinde auszuhöhnen und lächerlich zu machen? Ich könnte über ihre eingebildete Weisheit spotten, und ihnen deutlich zeigen, daß sie nichts weniger, als weise, sind. Denn die vornehmste Eigenschaft eines weisen Mannes ist die Zufriedenheit mit sich selbst. Nisi sapienti sua non placent, sagt Seneca, *) omnis stultitia laborat fastidio sui. Diese Vorrückung ihrer Thorheit würde ihrem Hochmuht sehr empfindlich

---

*) Epist. IX.

seyn. Allein ich will ihr Unglück nicht grösser machen; sie sind ohnedem hoch genug betrübet. Ich bin zufrieden, wenn nur meine Leser erkennen, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, sehr unvernünftig handeln, wann sie uns den Mangel der Vernunft zur Sünde deuten, der doch die Quelle unserer Vortrefflichkeiten ist, und in uns eine Zufriedenheit wirket, zu welcher ausser uns wenig Menschen in diesem Jammerthal zu gelangen das Glück haben.

Ich bilde mir ein, dieses mit stattlichen Gründen überflüßig erwiesen zu haben, und schreite dahero zu dem andern Hauptfehler elender Schriften, der, wie unsere Feinde meynen, in dem Mangel der Ordnung bestehen soll. Da es mir leichter geworden, als ich anfangs selbst geglaubet habe, den Mangel der Vernunft, den man uns vorwirft, zu rechtfertigen: so wird es mir wenig Mühe kosten, unsern Feinden zu zeigen, daß sie gar keine Ursache haben, unsere Schriften zu verachten, weil sie eben nicht allemal die ordentlichsten sind.

Die Ordnung im Schreiben ist, wie jedermann gestehet, willkührlich. Es ist also kein Scribent befugt, dem andern vorzuschreiben, wie er sein

Buch einrichten solle; eben so wenig als ein Bürger das Recht hat, seinen Nachbarn über die Einrichtung seiner Haushaltung zur Rede zu stellen. Da nun dieses unstreitig ist: so nehmen sich unsere Feinde zu viel heraus, wenn sie sich unterstehen, über die Ordnung oder Unordnung unserer Schriften zu richten. Ihr Urtheil kann in diesem Fall nicht gelten, ich will nicht sagen, weil sie parteyisch sind; sondern auch nur deswegen, weil das, was man Ordnung nennet, etwas sehr zweydeutiges und ungewisses ist.

Die Ueberforscher *) sagen, die Ordnung sey eine Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Dieses Mannigfaltige kann auf vielerley Art und unzählige mal versetzet werden, und es bleibt doch allemal eine gewisse Uebereinstimmung in demselben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf unterschiedliche Art übereinstimmen kann: so stehet es bey einem jeden, was er für eine Uebereinstimmung der andern vorziehen will, und keiner ist befugt, mich einer Unordnung zu beschuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer an-

*) Metaphysici. Vid. Amus Comenius in Orbe sensualium picto.

dern Seite angesehen habe, als er. Soll dieses nicht wahr seyn: so müßte in der Musik nur eine einzige Melodey statt haben. Denn die Melodey ist nichts anders, als eine harmonirende Menge unterschiedener Töne. Hätte nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Uebereinstimmung statt: so müßte auch in der Musik nur eine einzige Harmonie unterschiedener Töne die rechte seyn, und alle andere Mischungen dieser Töne übel klingen. Dieses ist lächerlich. Folglich kann ein jeder das Mannigfaltige, mit dem er zu thun hat, mengen, wie er will, und diejenige Uebereinstimmung desselben wählen, die ihm die beste scheinet.

Es wäre viel, wenn bloß den elenden Scribenten dieses nicht frey stehen, und ein jeder Spötter berechtiget seyn sollte, ihre Schriften unordentlich zu schelten, wenn sie das Mannigfaltige, woraus sie bestehen, nicht nach seiner Phantasie gemischet haben. Die elenden Scribenten schreiben Bücher. Ein Buch ist eigentlich nichts, als eine Menge mit Buchstaben beschriebener Blätter. Wenn unter diesen Buchstaben eine Uebereinstimmung ist, so ist das Buch, welches sie ausmachen, ein ordentliches Buch. Unter den Buchstaben ist eine Uebereinstimmung, wenn sie nur

so zusammen gesetzet sind, daß verständliche Worte herauskommen. Diese Worte können nun in allen Sprachen wieder unzähligemal versetzet werden; ohne Nachtheil der so nöhtigen Uebereinstimmung des Mannigfaltigen; und es stehet also in eines jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er schreibt, unter einander mengen will. Da dieses nun in eines jeden Freyheit stehet: so handelt derjenige unvernünftig und tyrannisch, der sich die Macht zueignet, einen Scribenten, wegen dieser willkührlichen Vermengung der Worte, zur Verantwortung zu ziehen: wofern man nicht wider alle Vernunft behaupten will, es könne die nöhtige Uebereinstimmung des Mannigfaltigen nur durch eine einzige Art aller möglichen Wortmischungen erhalten werden, und folglich nur ein einziges ordentliches Buch in der Welt seyn.

Ich habe das Vertrauen zu unsern Feinden, daß sie sich schämen werden, so entsetzlich zu schwärmen. Aber mit was vor Fug können sie dann unsere Schriften für unordentlich ausschreyen? Bestehen diese Schriften nicht aus verständlichen Worten? Ich sollte es meynen: denn sonst würden sie doppelt unvernünftig handeln, wenn sie

von der Ordnung solcher Schriften urtheilen wollten, in welchen sie kein Wort verstehen. Haben wir nicht eben die Macht, die Worte nach unserm Gutdünken zu mischen, die sie haben? Und hätten wir also nicht auch das Recht, ihre Schriften für unordentlich zu halten, wenn die Vermischung der Worte, die sie erwählet, uns nicht anstünde? Aber wir sind so unbillig nicht. Wir lassen einem jeden seine Freyheit, und verlangen von unsern Feinden ein gleiches.

Es ist schwerlich zu vermuhten, daß sie uns diese Gnade wiederfahren lassen werden; wie gründlich ich auch gezeiget habe, daß unsere Forderung billig ist. Denn sie sind gar zu ungerecht und eigensinnig. Ich will also diese Forderung fahren lassen, und ihnen, jedoch unsern Rechten unverfänglich, zugeben, daß in unsern Schriften die größte Unordnung herrsche. Mich deucht nicht, daß dieser Fehler so groß ist, als ihn unsere Feinde machen, und ihre eigene Aufführung bestärket mich in dieser Meynung. Es ist bey ihnen gar nichts seltenes, daß sie Schriften mit Lust lesen, und bis in den Himmel erheben, die doch ganz unordentlich geschrieben sind. Wenn diese Schriften Leute zu Urhebern haben, denen sie gewogen

sind: so wissen sie den Fehler, den sie uns als eine greuliche Missethat anrechnen, nicht genug zu preisen. Sie nennen die Unordnung, die sie in solchen Schriften wahrnehmen, eine angenehme Unordnung, und bewundern die Höflichkeit des Verfassers, der dem Ekel seiner Leser so geschickt vorbeuget, und für ihre Belustigung so sehr sorget, daß er sich oft mit ihnen von der ordentlichen Landstrasse entfernet, und sie in so lustige Gegenden und auf so angenehme Auen führet, daß sie, für Lust entzückt, und für Freude ausser sich, die Beschwerlichkeiten der Reise nicht merken, und sich nicht nach der Herberge sehnen. Wenn wir armen Leute hergegen, aus gutem Herzen, unsern Leser queer Feld ein führen, und ihm eine Ehre anthun wollen: so bekömmt es uns eben so übel, als wenn der Esel, nach dem Exempel des Hündgens, seinem Herrn liebkosen will. Man nennet unsere Höflichkeit eine Ausschweifung, und uns elende Schwärmer, die nicht wissen, wo sie zu Hause sind. Ob dieses billig gehandelt sey, weiß ich nicht: das weiß ich, daß meine Leser über das ungerechte Verfahren unserer Feinde erstaunen werden; aber sie werden sich noch

mehr wundern, wenn sie folgendes zu bedenken belieben wollen.

Die Poesie, welcher unstreitig der Rang über die ungebundene Beredsamkeit gebühret, hat nichts vortrefflichers, als die Ode und das Heldengedicht. In beyden muß aber eine gewisse Unordnung herrschen, wofern sie gut seyn sollen. Eine Ode, in der man keine Fußtapfen eines entzückten Geistes findet, taugt nicht viel. Sie muß voller Ausschweifungen seyn, und mit einer angenehmen Verwirrung prangen. So bald hängen ihre Strophen nicht, auf eine gemeine Weise, ordentlich zusammen, so wird sie platt und abgeschmackt. Ein Heldengedicht, in dem eine gemeine historische Ordnung beobachtet worden, wird seinem Urheber wenig Ehre bringen. Will er, daß man ihn unter die Dichter zähle: so muß er schwärmen, und alles unter einander mengen. Er kann anfangen, wo er will, nur bey Leibe nicht von vorne: Sed per ambages, deorumque ministeria, et fabulosum sententiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus; ut potius furentis animi vaticinatio appareat; quam religiosae orationis sub testibus fides. *)

*) Petronius.

So reden unsere Feinde, und so machen sie es auch. Sollten sie sich dann nicht schämen, unsere Schrift wegen einer Unordnung zu verachten, die sie selbst zu den wichtigsten und grössesten Werken des menschlichen Verstandes so nöhtig halten? Müssen sie nicht selbst gestehen, daß die Unordnung unserer Schriften uns von dem gemeinen Hausen derer, die in ungebundener Rede schreiben, merklich unterscheide, und eine Eigenschaft sey, wodurch unsere ungereimten Werke der Ode und dem Heldengedichte, welches unstreitig die vollkommensten Gebuhrten des menschlichen Witzes sind, ungemein ähnlich werden? Ihre Unbilligkeit fället so sehr in die Sinne, daß ich mich schäme, desfals ein Wort mehr zu sagen. Sie mögen sehen, wie sie ihr Verfahren gegen Unpartenische rechtfertigen.

Es wird ihnen dieses um so viel schwerer fallen, je offenbarer es ist, daß unsere Schriften den ihrigen, was die Ordnung anlanget, nichts nachgeben. Man sehe nur unsere Bücher an, und sage mir, ob sie nicht eben so aussehen, als diejenigen, welche unsere Feinde machen. Der Anfang kommt erst; dann folgt das Mittel, und das Ende schliesset die Reihe. Ich habe noch nicht erlebet, daß

einer meiner Brüder sein Buch mit einem andächtigen Soli Deo Gloria angefangen, und mit einem gläubigen Quod Deus bene vertat, beschlossen; und biete unsern Feinden Trotz, mir einen namhaft zu machen, der sich so weit vergangen habe. Wie sehr wir uns auch sonst von unsern Feinden unterscheiden: so richten wir doch unsere Bücher eben so ein, als sie. Sievers, mein würdiger Bruder, von dem man sagen kann, daß er der Vernunft und ihren unmäßigen Verehrern zum Possen geschrieben, und Philippi, der Streitbare, eine Zierde und Krone der elenden Schreiber, haben Büchlein ausgehen lassen, die so wohl eingerichtet sind, daß man, ehe man sie lieset, schwören sollte, sie wären von guten Scribenten gemacht. Wann man sie aufmachet: so erblicket man zuerst das liebliche Antlitz des vortrefflichen Verfassers, dessen Vor- und Zunamen, Vaterland, Alter und Würde: oder ein ander wohl oder übel ausgesonnenes Kupfer: Dann kömmt die Vorrede eines berühmten Mannes, die das Lob des Verfassers in sich halten soll, ob sie gleich bisweilen, wie es meinem lieben Bruder Sievers wirklich begegnet ist, zu seiner Schande gereichet; oder eine demühtige Zueignungsschrift. Hierauf

folget die Vorrede des Verfassers, und dann das Werklein selbst. Nach dem Werklein kommen die Register, und zulezt ein Verzeichniß der Schriften des Verfassers Das weisse Blatt, das dann noch folget, rechne ich nicht mit: weil es der Buchbinder nur hinzu gethan hat. Doch kann man auch daraus abnehmen, daß ein elendes Buch einem guten so ähnlich siehet, als ein Ey dem andern. Ist nun aber eine bessere Ordnung zu erdenken, als diejenige, so meine beyden Brüder, die ich eben jetzo genennet, in ihren Büchern beobachtet haben? Und so machen wirs alle. Was wollen unsere Feinde mehr?

Ueber die Ordnung der Buchstaben und Worte in unsern Schriften lasse ich mich mit ihnen nicht ein: Denn ich habe schon oben aus der Metaphysik erwiesen, daß es in eines jeden Belieben stehe, wie er die Worte und Buchstaben, die er zur Verfertigung seiner Schrift gebrauchet, mischen wolle. Doch kann ich wohl so viel sagen, daß wir, ohne Ruhm zu melden, eben so gut, als unsere Feinde, wissen, wo ein jeder Buchstabe hingehöret.

Wann wir Aber schreiben, so setzen wir das A zuerst, und das R zulezt; und so machen wir

es in allen andern Wörtern. Was die Ordnuug der Wörter unter sich anlanget: so bilde ich mir ein, wir thun genug, wenn wir sie so setzen, daß die meiste Zeit, ein Verstand herauskömmt. Können unsere Leser unsern Sinn manchmal nicht erreichen: so müssen sie es entweder ihrer Einfalt zuschreiben; oder denken, daß wir selbst nicht gewußt, was wir haben wollen: und dann wäre es eine Unbescheidenheit, von uns zu verlangen, daß wir sagen sollen, was wir nicht gewußt haben.

Aus diesem allen könnte ich nunmehro den Schluß machen, daß unsere Schriften so ordentlich geschrieben sind, als es immer seyn kann; wenn ich nicht vorher sähe, daß unsere halsstarrigen Feinde sagen werden, es sey noch zu frühe. Die Grillenfänger werden sprechen: es komme in einer Schrift hauptsächlich auf die Gedanken an: wir aber dächten ungemein unordentlich, und unsere Gedanken kämen alle über Kopf zu Papier. Dieser Einwurf bedeutet nichts, und ist, mit aller Bescheidenheit zu sagen, im höchsten Grade elend. Ich könnte nur darauf antworten, es sey, ihrem eigenen Geständnisse nach, unmöglich, daß wir unordentlich dächten; weil sie sagten, wir könnten gar nicht denken. Denn quicquid non est

simpliciter tale, illud non est cum addito tale. Allein ich will sie so schimpflich nicht abfertigen. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, woher sie dann wissen, daß die Gedanken in unsern Schriften nicht in gehöriger Ordnung stehen? Sie können ja unsere Gedanken nicht sehen; weil sie unsichtbar sind, und also nicht anders, als nach den Zeichen, mit welchen wir sie andeuten, von denselben urtheilen. Diese Zeichen sind die Worte, aus welchen unsere Bücher zusammen gesetzet sind. Da nun diese Worte, wie ich schon gezeiget habe, so ordentlich von uns gesetzet werden; und überdem kein Scribent dem andern von der Art seiner Wortmischung Rede und Antwort zu geben verbunden ist: so sehe ich nicht, wie die Gedanken, welche durch die Worte angedeutet werden, in unsern Schriften unordentlich unter einander gemenget seyn können, und was unsere Feinde vor Recht haben, über die von uns beliebte Ordnung, wenn sie ihnen nicht anstehet, zu spotten.

Zwar muß ich bekennen, daß wir in der Wahl unserer Gedanken eben nicht sonderlich lecker sind. Wir schreiben sie hin, wie sie uns einfallen. Aber ich weiß auch, daß dieses etwas sehr gemächliches und löbliches, ja ein klarer Beweis

unserer

unserer Vortrefflichkeit ist. Ich verdenke es unsern Feinden nicht, daß sie, wann sie schreiben wollen, sich mit einer abergläubigen Wahl der ihnen beyfallenden Gedanken quälen, und nicht schlüßig werden können, welchen Einfall sie zuerst zu Papier bringen wollen. Denn ihre Gedanken sind nicht alle gleich gut. Allein sie werden dann auch so gut seyn, und nicht von uns verlangen, daß wir uns eben so quälen sollen. Wir haben dieses nicht nöhtig: weil unsere Gedanken alle gleich gut sind, und also wenig daran gelegen ist, welcher zuerst oder zuletzt hingeschrieben werde. Dieses giebt uns einen besondern Vorzug vor unsern Feinden, und erleichtert uns die Gebuhrt ungemein. In den Köpfen der guten Scribenten gehet es nicht anders her, als in dem Leibe der Rebecca. Die Gedanken stossen sich darinn, wie die Kinder in dem Bauche dieser Erzmutter. Ja das Gedränge der Gedanken, von denen immer einer eher als der andere heraus will, ist so groß in dem Gehirn dieser Unglückseligen, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele in der Gebuhrt darauf gingen, wie die Thamar.

Wir haben dergleichen Zufälle nicht zu besorgen. Unsere Gedanken sind einander vollkommen

gleich. Sie leben in Friede, und streiten sich nicht um den Rang. Sie drängen sich nicht, sondern gehen ohne alle Ceremonie, wie sie die Reihe trifft, aus Mutterleibe hervor. Soll dieses eine Unordnung heissen: so müssen unsere Feinde glauben, daß, ausser den öffentlichen Proceßionen, keine Ordnung zu finden, und z. E. in einer Gesellschaft recht guter Freunde nichts als Verwirrung und Unordnung anzutreffen sey. Sie werden so wunderlich nicht seyn, daß sie dieses sagen; warum aber bilden sie sich dann ein, daß unsere Schriften darum unordentlich sind, weil wir keine Rangordnung unter unsern Gedanken eingeführet haben? Da unsere Gedanken alle gleich gut sind, so kann es unsern Schriften nicht an Ordnung gebrechen, und wenn wir die Gedanken noch so wunderlich durch einander werfen. Ja unsere Schriften werden dadurch um so viel künstlicher. Man sehe sie von vorne, von der Seite, oder von hinten zu an: so wird man allezeit eine Ordnung darinn finden. Und daher sagen unsere Feinde selbst, man könne sie, ohne Gefahr sich zu verwirren, von hinten zu so gut, als von vorne, lesen. Sie haben Recht; aber es stehet ihnen sehr übel, daß sie dem ungeachtet doch über die Un-

ordnung unserer Schriften klagen. Wer meine Gründe, mit welchen ich die Ungereimtheit dieser Klagen dargethan habe, gebührend einsiehet, wird mit Händen greifen, wie unmöglich es sey, daß sich die geringste Unordnung in unsern Schriften einschleiche. Denn da unsere Gedanken einander vollkommen gleich: so kann es nicht fehlen, es muß eine Uebereinstimmung unter ihnen seyn, sie mögen auch gemenget seyn, wie sie wollen. Ja ich bin gut dafür, daß, wenn man die Schriften meiner beyden Freunde, Sievers und Philippi, in Stücke zerhacken, die Stücke in einen Hut schütten, und, nachdem man sie vorher wohl umgerüttelt, von einem siebenjährigen Knaben blindlings heraus ziehen lassen wollte, ein Werk zum Vorschein kommen würde, das, wo nicht besser, doch allemal so gut seyn würde, als alles, was diese beyden Männer jemals geschrieben haben. Die Ursache ist aus dem vorigen klar.

Nachdem ich also nunmehro auch den ungegründeten Vorwurf einer erdichteten Unordnuug von den elenden Scribenten so gründlich und vortreflich abgelehnet habe: so gehe ich mit einer, einem elenden Schreiber anständigen Zufriedenheit weiter, und beleuchte dasjenige, was die gu-

ten Scribenten wider unsere Schreibart einzuwenden haben. Da die guten Leute in allen Stücken so lecker und von so verwöhntem Geschmacke sind: so ist es nicht zu verwundern, daß ihnen unsere Schreibart nicht zierlich genug ist. Sie rümpfen die Nase, wann sie unsere Schriften lesen, und drücken ihren Ekel durch die bittersten Worte aus. Sie klagen, unsere scheußliche Schreibart verursache ihnen ein Bauchgrimmen, und gebehrden sich so übel, daß man fast davor erschrecken sollte. Allein ich kenne diese Herren, und muß ihres Ekels und ihrer Verdrehungen lachen. Ich glaube auch, daß alle diejenigen, die mir die Ehre thun, meine Schrift bis hieher zu lesen, schon begreifen werden, daß diese Zärtlichkeit unsere Feinde mehr schände, als uns der Vorwuef, den sie uns machen, und wenn er gleich noch so gegründet wäre.

Ein weiser Mann befleißiget sich in allen Dingen der Mäßigkeit, und siehet also die gar zu grosse Bemühung, zierlich zu schreiben, für eine Schwachheit an, die sich vor ihn nicht schicket. Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, waren gewiß ganz andere Leute, als wir, und ihre Tugenden setzen selbst diejenigen in Verwunderung,

die am weitesten von der Vollkommenheit unserer Väter abgewichen. Man sehe aber die Schreibart dieser vortrefflichen Männer an; wie ungekünstelt, wie rauh ist sie nicht? Und dieses aus keiner andern Ursache, als weil ihre Sitten von aller Ueppigkeit und Zärtlichkeit entfernet waren: Talis hominibus fuit oratio, qualis vita. *)

Wenn wir daher sonst nicht wüßten, wie sehr wir aus der Art geschlagen sind: so könnte man es, zur Noht, aus der mühsamen Künstelung in der Schreibart abnehmen, die zu unsern Zeiten, leider! so sehr überhand genommen hat. Denn dieses ist, nach des Seneca Anmerkung, ein sicheres Kennzeichen eines verdorbenen Staats. Si disciplina, spricht er, **) civitatis laboravit; et se in delicias dedit, argumentum est luxuriae publice, orationis lascivia. Er setzt eine Ursache hinzu, die gewiß bündig ist. Non potest, fährt er fort, alius esse ingenio alius animo color. Si ille sanus est, si compositus, gravis, temperans, ingenium quoque *siccum* ac sobrium est. Das Zeugniß eines Mannes, der selbst

---

*) Seneca Epist. 114.

**) Ebend.

so zierlich geschrieben hat, muß nohtwendig bey unsern Widersachern viel gelten, und ich hoffe also, sie werden sich dadurch bewegen lassen, ins-künftige von unserer unzierlichen und trockenen Schreibart etwas milder zu urtheilen.

Dieses um so viel eher von ihnen zu erhalten, will ich ihnen nachfolgende Stelle aus ihrem Seneca zur Ueberlegung mittheilen, aus welcher sie lernen können, wie wenig ein Mann, dessen Urtheil sie so viel trauen, auf die Zierlichkeit, um deren Mangel ihnen unsere Schreibart so scheußlich vorkommt, gehalten hat. Cujuscumque, sagt er, *) orationem videris sollicitam et politam, scito animum quoque non minus pusillis occupatum. Magnus ille remissius loquitur et securius; quæcumque dicit plus habent fiduciae, quam curae. Nosti complures juvenes, barba et coma nitidos, de capsula totos: nihil ab illis speraveris forte, nihil solidum. Oratio vultus animi est, si circum tonsa est, et fucata, et manufacta, ostendit illum quoque non esse sincerum, et habere aliquid fracti. Non est ornamentum virile, concinnitas. Güldene Worte!

---

*) Epist. 115.

Ist es nicht, als wenn der vortreffliche Seneca den Vorsatz gehabt hätte, uns wider unsere unbilligen Verfolger zu vertheidigen? Er hat es so nachdrücklich gethan, daß ich es nicht besser zu machen weiß. Unsere Feinde können von ihm lernen, wie eitel und weibisch ihre Bemühung, und wie unanständig einem rechtschaffenen Manne eine zierliche Schreibart sey. Sie werden demnach so gütig seyn, und die Unzierlichkeit der unsrigen nicht weiter verachten. Wir haben es ihnen so oft gesagt, daß wir männlich schreiben, und nun hören sie von einem Scribenten, den sie gewiß keiner Parteylichkeit beschuldigen können, daß eine männliche Schreibart keinen Zierat leide. Wenn sie dadurch nicht bekehret werden, so ist alle Hoffnung an ihnen verlohren.

Sie irren sich, wofern sie sich einbilden, daß unsere Schreibart durch den Mangel der Zierlichkeit alle Annehmlichkeit verliehre, und aufhöre, schön zu seyn. Sie findet doch ihre Liebhaber, und ist um so viel schöner, je natürlicher und ungekünstelter sie ist. Ein geputztes und geschminktes Gesicht fällt sehr in die Augen; aber das sind die rechten Schönheiten, die auch ungeputzt gefallen. Die Schönheit unserer Schreibart hat diese

Eigenschaft. Unser Styl ist auch bey seiner natürlichen Scheußlichkeit schön. Er ist, wie die Möpse, speciosus ex horrido,*) und wir würden ihn verderben, wenn wir daran künsteln wollten.

Ja wenn wir gleich dieses thäten: so wäre doch noch Gefahr dabey, ob wir es unsern Feinden zu Dank machen würden. Wir sind mit diesen eigensinnigen Leuten übel daran. Schreiben wir natürlich und männlich: so ist es ihnen nicht recht; schreiben wir zierlich und künstlich: so lachen sie uns aus. Diejenigen aus unserm Mittel, welche man die bösen Poeten nennet, erfahren es täglich. Diese zierlichen Herren putzen sich ungemein heraus, weil sie so oft zur Hochzeit gehen. Ihre Schriften sind prächtig geschmücket, und eine jede Zeile derselben pranget mit Gold, Silber und Erz, dazu auch Edelgestein. Sie gleichen dem Wagen des Phöbus.

Aureus axis erat, temo aureus, aurea summæ
Curvatura rotæ; radiorum argenteus ordo,
Per juga chrysolithi, positæque ex ordine gemmæ
Clara repercusso reddebant lumina Phœbo. **)

---

*) Seneca Epist. 44.

**) Ovid. Metam. Lib. II.

Und wer sie mit gläubigen Augen ansiehet, der findet darinn einen Vorschmack des neuen Jerusalems. Aber dem allen ungeachtet kommen sie unsern Feinden eben so lächerlich vor, als die Precieuses ridicules beym Moliere. Und so höhnisch diese wunderlichen Leute denenjenigen meiner Brüder, die, wie ich, in ungebundener Rede schreiben, ihre unzierliche Schreibart vorwerfen, so übel sind sie mit der Zierlichkeit meiner lieben Brüder, der bösen Poeten, zufrieden. Es ist ein Elend anzusehen, wie sie mit diesen armen Leuten, die gewiß keine Kosten sparen, ihre Leser zu vergnügen, haushalten. Sie lassen ihnen nicht für einen Heller Ehre, und haben diese prächtigen Schreiber so weit herunter gebracht, daß man kaum glauben sollte, sie stammten in gerader Linie von dem Könige Midas glorwürdigsten Andenkens her, wenn nicht ihre hohe Abkunft dadurch ausser allen Streit gesetzt würde, daß alles, was sie anrühren, Gold wird.

Da sich nun unsere Feinde so offenbar in ihren Urtheilen widersprechen: so verdienen sie nicht, daß man sich groß an sie kehre. Sie wissen nicht, was sie haben wollen. Bald schreiben wir ihnen zu zierlich; bald nicht zierlich genug. Es ist uns

also nicht zu verdenken, wenn wir sie immerhin schwatzen lassen, und feste dabey bleiben, daß es eine Thorheit sey, zierlich zu schreiben, wenn man keine Verse macht. Denn ich begehre kein Joch auf meiner Brüder, der bösen Poeten, Hälse zu legen, oder ihrer Verschwendung Ziel und Maasse zu setzen. Diese Herren können mit den Schätzen, welche ihnen nicht sauer zu verdienen, haushalten, als sie wollen. Je reichlicher und freygebiger sie ihre Kostbarkeiten ausspenden, je lieber ist es mir. Ich sage nur, daß ich und meines gleichen elende Scribenten besser thun, wenn wir uns der gekünstelten und zierlichen Schreibart, in welcher unsere Feinde ihr Vergnügen suchen, gänzlich enthalten.

Denn gewiß die gar zu ängstliche Sorgfalt, mit welcher die guten Scribenten ihre Worte aussuchen, und ihre Schriften schmücken, stehet einem weisen Mann, der sich mit Kleinigkeiten nicht aufhält, ganz und gar nicht an: und insonderheit hat ein elender Scribent nicht nöhtig, daß er sich so viel Mühe giebt. Wir können ohnedem glücklich seyn. Sind wir nur großmühtig, und kehren uns an der Leute Reden nicht: sind wir nur mit uns selbst zufrieden, und dünken uns groß,

eben darum, weil wir Eigenschaften besitzen, die andern lächerlich vorkommen; bilden wir uns nur ein, daß wir um so viel gelehrter sind, je weniger Lust wir haben, etwas zu lernen: so ist unsere Glückseligkeit feste genug gegründet. Seneca, der uns so sehr genau gekannt haben muß, sagt es ausdrücklich. Ad hanc, spricht er,*) tam solidam felicitatem, quam tempestas nulla concutiat, non perducent te apte verba contexta, et oratio fluent leniter. Eant ut volent, dum animo compositio sua constet, dum sit magnus, et opinionum securus, et ob ipsa, quae aliis displicent, sibi placens; qui profectum suum vita aestimet, et tantum scire se judicet, quantum non cupit, quantum non timet.

Seneca fasset in diesen Worten alles, was ich von den Vortrefflichkeiten der elenden Scribenten, und von ihrer Glückseligkeit gesagt habe, kürzlich zusammen. Es ist glaublich, daß der ehrliche Mann das Elend der guten Scribenten erkannt, und, ob es ihm selbst gleich unmöglich gewesen, sich aus demselben herauszureissen, doch wenigstens seinen Freund, an den er schreibt, für Scha-

*) Epist. 115.

den warnen, und ihm den rechten Weg zur wahren Glückseligkeit eines Scribenten zeigen wollen.

Dieses ist auch meine Absicht in Ansehung unserer Widersacher, und ich bilde mir ein, daß ich dieselbe wohl ausgeführet habe. Ich habe gründlich gezeiget, daß die Mängel, welche die guten Scribenten in unsern Schriften entdecken, uns nicht schimpflich sind. Ja ich habe eben aus diesen Mängeln unsere Vortrefflichkeiten so ungezwungen hergeleitet, daß, wer mein Büchlein lieset, darüber erstaunen muß.

Es wird mir dahero etwas gar leichtes seyn, die Nohtwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Versprechen gemäß, eben so gründlich, als ihre Vortrefflichkeit, zu behaupten. Ich will es mit wenigem thun, und frage unsere Feinde: Ob die Buchhandlung und Druckerey nicht ehrliche, und dem gemeinen Wesen nützliche Handthierungen sind? Sie können nicht anders als Ja antworten. Sie müssen also auch gestehen, daß diejenigen, welche eine so nützliche Profeßion treiben, Leute sind, die verdienen, daß man ihnen alles Gutes gönne, und ihre Nahrung befördere. Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen woll-

ten, wenn keine elende Scribenten in der Welt wären? Wir sind diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben: von uns leben sie, und müßten also betteln gehen, wenn wir aufhören sollten zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brodt nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerey und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messe herauskommen, nur von 10 Jahren her, und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und, nach einer genauen Ausrechnung, gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefehr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Und würde also nicht eine grosse Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunsche unserer Feinde, vom Erdboden vertilget wären?

Den Tag sollen sie nimmer erleben: Aber man siehet doch daraus, was unsere Verfolger vor böse, schädliche Leute, und wie lieblos sie gegen ihren Nächsten sind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daß sie ihren Nächsten

lieben sollen, da sie sich selbst nicht lieben? Sie kennen ihren eigenen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten. Allein wie übel würden sie nicht daran seyn, wenn sie ihren boshaften Zweck erreichen sollten? Wir machen ihnen durch unsere Schriften so manche fröhliche Stunde; woran wollten sie sich dann wohl belustigen, wenn wir nicht schrieben? Das Vergnügen, dessen sie in dieser Welt geniessen, haben sie einzig und allein uns zu danken. Ja sie würden nicht seyn, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennet sie jetzund gute Scribenten: Aber müßten sie diesen Ehrentitel nicht fahren lassen, wenn es keine schlechte gäbe? Dieses wäre schon arg genug; aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsere Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen. Sie spotten gerne, und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen, und ihre Tadelsucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Gesundheit stehen, wenn sie uns nicht hätten? Wo wollten sie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich scherze: denn es ist

kein Kinderspiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verursachet viele Quaal, und ein verhaltener Wind ist nicht so gefährlich. Es ist mir die Zeit meines Lebens nur ein einziges mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines bösen Scribenten noch so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bey mir behalten: und da weiß ich, wie mir zu Muhte gewesen. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, den ich nicht zu rechter Zeit los wurde, mir so viel Ungemach verursachen konnte; was würden denn die guten Scribenten, die so fruchtbar an artigen Einfällen sind, nicht für Quaal empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und Ennius soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daß ein weiser Mann eher Feuer im Maul halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könnte: flammam a sapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat. *) Unsere Feinde würden also ganz gewiß bersten, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn un-

*) Cicero de Oratore. Lib. II.

sern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpfet ist?

Gesetzt aber, es wäre möglich, daß sie uns überlebten: so würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir sind eben diejenigen, welche die sinnreichsten und artigsten Schriften, an welchen sich die Welt so sehr belustiget, von ihnen heraus locken. Wo wollten aber so viele stattlichen Satyren herkommen, wenn unsere Feinde niemand hätten, über den sie spotten könnten? Und was würde also die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es ist wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben schon angemerket, daß, obgleich der Esel eben nicht die beste Stimme habe, und zur Musik ganz ungeschickt sey, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne. *) Und unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründ-

*) Plutarchus in Convivio ex vers. Xylandri, ut mirari subeat, animal crassissimum, et a Musica alienissimum, tamen ossa tenuissima et maxime canora suppeditare.

gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spott-
schriften, deren die gelehrte Welt nohtwendig ent-
behren müßte, wenn niemand wäre, der elend
und lächerlich schriebe.

Dieses ist der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat; weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstrecket. Der Nutzen, den wir dem ganzen menschlichen Geschlechte bringen, ist wichtiger, und beweiset unsere Nohtwendigkeit noch kräftiger. Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind Beschützer der gemeinen Meynungen, und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wir vertheidigen die väterlichen Weisen, und säubern die Kirche von Ketzern. Es ist wahr, unsere Feinde thun dieses letzte auch; aber sehr selten: und wann sie es thun, so thun sie es mit Vernunft: und das taugt nicht. Ohne uns würde es also wunderlich in der Welt hergehen, und unsere Feinde alles umkehren. Wer hätte sich wohl den gefährlichen Neuerungen des Pufendorfs, Thomasius, Leibnitzens, und ihrer Anhänger, widersetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß ge-

treten wären? Und dieses einzige ist genug zu beweisen, wie nohtwendig wir der Welt sind. Unsere Verdienste sind so groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechts verdienen: allein niemand will sie erkennen. Man lohnt uns mit Undank, und es ist, leider! schon dahin gekommen, daß über uns und unsere Schriften lachen, für ein sicher Merkmal eines scharfen Verstandes gehalten wird. Wie indessen den Frommen alles zum Besten dienen muß: so hat auch unser schweres Kreuz, welches niemand, als wir, zu ertragen fähig ist, seine Vortheile; Und mich deucht, es ist ungemein geschickt, unsere Nohtwendigkeit ausser Zweifel zu setzen.

Ich habe schon oft gesagt, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, so in der Welt vorgehet, schlecht zufrieden sind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigstens bilden sie sichs ein, und es ist ihnen unmöglich, daß sie über das, was ihnen thöricht vorkömmt, nicht lachen und spotten sollten. Wenn sie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen sie ihre Bosheit auslassen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher seyn. Sie würden, weil sie doch

immer etwas zu meistern haben müssen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist, und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beste aufopfern, und ohne Prahlerey sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind.

Ich wünsche von Herzen, daß alle christliche Obrigkeiten das, was ich hier schreibe, in reifliche Erwegung ziehen mögen, und flehe insonderheit Ihro Kaiserliche Majestät und alle Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen römischen Reichs demühtigst an, hocherleucht zu ermessen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staate und der Kirche so lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naseweisen gedienet haben. Es wäre, deucht mich, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unserer wichtigen Dienste gedächte; oder uns nur wenigstens vor unsern Feinden einigermaßen Ruhe schaffte, und diesen bösen Leuten ein Gebiß ins Maul legte. Womit haben wir es denn verdienet, daß man, da andere ehrliche Leute wider die Lästerer Schutz finden, uns der Willkühr unserer Verfolger überlässet? Es dienet dieses zur Sicherheit anderer.

Ich weiß es wohl. Allein warum sollen wir denn die Sünden unserer Mitbürger tragen? Ich finde darinn keine Billigkeit, und zweifele nicht, daß meine gegründete Vorstellungen die Wirkung haben werden, die ich wünsche.

Sollten aber, über Verhoffen, die Grossen dieser Welt, durch das leidige Geschwätz unserer Feinde verführet, in dem Wahn stehen, unser Jammer verdiene nicht, daß sie ihn zu Herzen nehmen, und das Verbrechen unserer Feinde sey eben so groß nicht, daß es nöhtig, mit dem Schwerdte darein zu schlagen: so wende ich mich zu denen, die das geistliche Schwerdt führen, und ersuche sie ganz ergebenst, wider das boshafte Verfahren unserer Feinde denjenigen Eifer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen erfordert. Ich verlange dieses eben von den klugen Geistlichen nicht. Denn diese Herren halten es, zu ihrer Schande, öffentlich mit den Spöttern. Sondern ich bin zufrieden, wenn nur die tummen ihre Stimme, wie eine Posaune, erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredsamkeit wenigstens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daß es eine grosse Sünde sey, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht denken, daß es schwer, ja

gar unmöglich sey, einen sa albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daß der P. Girard in einer Schrift, die man, nach seinem Tode, unter seinen Papieren gefunden, mit 666 wichtigen Gründen dargethan hat, daß es eine weit größere Sünde sey, eine Satyre zu schreiben, als bey seiner Köchinn zu schlafen. Und ich bin von ihrer Geschicklichkeit so überführet, daß ich festiglich glaube, sie können wohl mehr, als das. Ich hoffe demnach, sie werden die Güte haben, und wider unsere Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht sind, mit dem Munde eben so tapfer, als ich mit der Feder, streiten. Dieses wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zu ihrer eigenen Sicherheit gereichen.

Beschluß.

Hiermit beurlaube ich mich von dem geneigten Leser, und schmeichele mir mit der angenehmen Einbildung, es so gemacht zu haben, daß er mit mir zufrieden seyn wird.

Von meinen Widersachern kann ich mir dieses nicht versprechen: Denn die muß, natürlicher Weise, ein so unvermuhteter und scharfer Angriff in die äusserste Bestürzung setzen. Es kann ihnen unmöglich gefallen, daß ich sie so gewaltig zu Boden geschlagen habe. Wenn sie wären wie andere Leute: so würde diese Niederlage sie zu Friedensgedanken bringen. Allein da mir ihr harter Sinn und unbezwinglicher Heldenmuht bekannt ist: so kann ich dieses ohne Thorheit nicht hoffen. Doch glaube ich, den Sieg, den ich in dieser Schrift über sie befochten habe, werde wenigstens so viel bey ihnen wirken, daß sie, nur auf einige Minuten, einen Stillstand der Waffen mit uns eingehen, und meine Friedensvorschläge anhören.

In dieser Zuversicht hebe ich meine Augen empor, und ersuche sie aufs freundlichste, dasjenige;

was ich, im Namen meiner Brüder, gegen sie vorgenommen habe, bloß als eine Nohtwehr, und nicht als ein Zeichen eines feindseligen Gemühts, anzusehen. Ich versichere sie, daß wir nichts, als ihr Bestes, suchen, und unsere Absicht keine andere sey, als sie zur Erkenntniß ihres Elendes zu bringen. Es schmerzet uns sehr, daß sie mit so vieler Mühe nach einer Vollkommenheit trachten, die unmöglich zu erhalten ist, und sich durch diese lächerliche Bemühung immer weiter von der Zufriedenheit entfernen, die uns so glücklich macht.

Ich gebe ihnen zu bedenken, ob sie nach der Vernunft, die sie so hoch achten, ohne Sünde Leute hassen können, die so liebreich gegen sie gesinnet sind? und ob es nicht vor sie sowohl, als vor uns, besser wäre, wenn wir im Friede mit einander lebten? Wir spinnen bey dem unglücklichen Kriege, in welchen wir verwickelt sind, beyderseits keine Seide, und haben keinen andern Vortheil davon, als daß die Ungelehrten uns auslachen, und aus den Wahrheiten, die wir uns einander sagen, den schimpflichen Schluß machen, daß alle Gelehrten nicht klug sind. Da nun dieses Urtheil der ungelehrten Zuschauer unsers Kampfs sie mehr schmerzen muß, als uns, die wir aufrichtig

unsere Einfalt gestehen: so wäre es, nach meiner Meynung, wohl von ihnen gehandelt, wenn sie die Feindseligkeiten einstellten und Friede machten.

Wir, unsers wenigen Orts, sind geneigt dazu. Aber da wir uns nun in einem so glückseligen Zustande befinden, daß wir uns für höchst vollkommen halten, und glauben, wir hätten noch Recht übrig: so ist es unmöglich, daß wir den ersten Schritt thun. Ja wenn es gleich möglich wäre: so müßten wir doch besorgen, sie möchten es als einen Eingriff in ihre Rechte ansehen, und, wenn wir nachgeben wollten, uns in dem Verdacht haben, wir hielten uns für klüger, als sie: denn der Klügste giebt allemal nach. Es sey ferne von uns, daß wir ihnen, zu diesen Gedanken Anlaß geben sollten. Dadurch würde die Verbitterung noch grösser werden.

Wir haben, ob sie gleich unsere Feinde sind, so viele Hochachtung gegen sie, daß wir ihnen die Ehre des Nachgebens nicht streitig machen. Und käme uns ja die Lust an, ihnen dieselbe zu rauben: so würde doch unser natürliches Unvermögen unsere thörichte Bemühung fruchtlos machen. Denn wollten wir nachgeben: so müßten wir zu ihnen hinauf steigen; und dieses leidet unser ausseror-

dentlich schwerer Kopf nicht. Wir erwarten also von unsern Feinden, daß sie zu uns herunter kommen, und das von Rechts wegen. Denn fallen ist leichter, als steigen:

- - - Facilia discensus averni;
At revocare gradum, superasque evadere ad auras,
Hoc opus, hoc labor est - - - *)

Unsere Feinde brauchen nichts mehr, als daß sie den Kopf zwischen die Beine nehmen, und sich der natürlichen Schwere ihrer Körper, wie wir, überlassen.

Dieses ist der einzige Vorschlag, den ich ihnen thun kann. Nehmen sie ihn an, so ist ihr Glück gemacht. Der Fall, zu welchem ich ihnen rahte, wird ihnen vortheilhafter seyn, als ihr mühsames Klettern. Dieses bringet ihnen nichts, als Mißvergnügen: durch den glücklichen Sturz, zu welchem ich sie aufmuntere, versinken sie hergegen in ein unergründliches Meer der süssesten Zufriedenheit, und erreichen, ohne Mühe, den Grad der Vollkommenheit, nach welchem sie auf eine verkehrte Art, und folglich vergebens, trachten.

Verwerfen sie aber meinen höchst billigen Vor-

*) Virgilius Aeneid. Lib. VI.

schlag: so muß zwar alle Hoffnung zum Frieden gänzlich verschwinden; allein ich hoffe doch, daß der Glimpf, den ich in dieser Schrift gegen sie gebrauchet habe, und die liebreiche Art, mit welcher ich ihnen, ob ich gleich über sie gesieget, den Frieden anbiete, ihren Grimm in etwas mildern, und sie überzeugen werde, daß sie unrecht thun, wenn sie so unschuldige, ehrliche und fromme Leutlein, als wir sind, so heftig verfolgen.

Erlange ich dieses nur: so soll mich die Mühe, die ich auf diese Schrift gewendet habe, nicht verdriessen: weil ich alsdann versichert seyn kann, daß meine Brüder nicht ermangeln werden, einem so tapfern Vertheidiger, als sie an mir haben, ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Anmerkungen

in

Form eines Briefes

über den

Abriß eines neuen Rechts der Natur,

welchen der

(S. T.) Herr Professor Manzel

zu Rostock

in einer kleinen Schrift,

die den Titel führet:

Primæ Lineæ Juris Naturæ
vere talis secundum sanæ rationis
principia ductæ.

der Welt mitgetheilet hat.

Kiel, 1735.

CICERO

de Natura Deorum, Lib. III.

Mihi - - - unum ſatis erat, ita nobis majores noſtros tradidiſſe. Sed tu auctoriates omnes contemnis, ratione pugnas. Patere igitur rationem meam cum tua ratione contendere.

Neue Vorrede des Verfassers.

Die Schrift, von welcher ich in dieser Vorrede handeln werde, ist zwar nicht satyrisch, als die vorigen. Ich glaube aber nicht, daß sie darum diese Sammlung verunzieren wird. Sie ist wider den Abriß eines neuen Rechts der Natur gerichtet, den der Herr Professor Manzel zu Rostock im Jahre 1726 unter dem Titel: Primæ lineæ juris naturæ vere talis secundum sanæ rationis principia ductæ, ans Licht gabe.

So bald mir diese Schrift des Herrn Manzels zu Gesichte kam, entschloß ich mich, meine Gedanken darüber zu Papier zu bringen. Allein es blieb dabey, und ich hatte derselben fast ganz vergessen, als sie mir im Jahre 1729 von ungefehr wieder in die Hände fiel. Ich fand

noch eben so viel daran auszusetzen, als vor dem, und machte Anmerkungen darüber, denen ich die Form eines Briefes gab. Ich that es bloß zum Zeitvertreib, und war nicht gesonnen, diese Anmerkungen jemals drucken zu lassen. Ich würde es auch nimmer gethan haben, wenn ich nicht im Jahre 1785 mit dem Herrn Prof. Manzel, bey einer andern Gelegenheit, in Streit gerahten wäre.

Es schrieb dieser rostockische Lehrer im Anfange des gedachten Jahrs eine Disputation, die den Titel hatte: Dissertatio circularis januariana de Jurisprudentia salutis civium æternæ rationem habente. Er behauptete darinn einen Satz, den ich, wie gottselig er auch scheinet, für Grund-böse und für eine Quelle der schädlichsten Unordnungen halte, und ich nahm mir daher die Freyheit, dem Herrn Manzel einige Einwürfe zu machen, welche ich in das 22ste Stück der niedersächsischen Nachrichten von 1735 setzen ließ. Ich glaubte nicht, daß dem Herrn Professor Manzel dieses zuwider seyn würde, und das um so viel weniger, weil ich mich aller Be-

scheidenheit gegen ihn bedienet hatte. Allein ich betrog mich sehr in der guten Meynung, die ich von ihm hatte. Er mußte vielleicht in meinen Einwürfen nicht die Demuht und Lehrbegierde finden, die er an den sittsamen Jünglingen gewohnt war, die gedungen sind, sich von ihm überwinden zu lassen; und welche er gemeiniglich spatzierend, mit einem majestätischen Lächeln, zu Boden zu schlagen pfleget. Vielleicht hatte ich ihm Dinge vorgesaget, die schwerer zu beantworten waren, als die Dubiola, welche drey oder vier arme Sünder, welche er ordentlicher Weise mit vieler Behutsamkeit aus dem kleinen Häuflein seiner Schüler zu Opponenten aussuchet, mit Furcht und Zittern von ihrem Zettel abgelesen hatten. Das verdroß ihn, und seine Empfindlichkeit ging so weit, daß er sich bey dem Rahte von Hamburg über den Verfasser der niedersächsischen Nachrichten beschwerete. Wäre er vot Eifer nicht ganz ausser sich gewesen: so würde er wohl begriffen haben, daß es eine Unbescheidenheit sey, eine Obrigkeit, die wichtigere Geschäfte hat, mit solchen Kleinigkeiten zu be-

helligen, und ihr zuzumuhten, daß sie mit ihrem Schwerdte die Händel eines armseligen und stolzen Scribenten ausmachen solle, die dieser sich mit seiner Feder nicht auszumachen getrauet: allein so glaubt er, man würde seinen Jammer zu Herzen nehmen. Ich weiß nicht, was er für Antwort bekommen hat; das weiß ich, daß alle Wirkung, die seine Klagen hatten, diese war, daß man den Verfasser der niedersächsischen Nachrichten befragte: Ob er den Aufsatz, über welchen sich der Herr Professor Manzel beschwerete, selbst, oder ob ihn ein anderer gemacht habe? Und ob er nicht wisse, wer der Urheber sey? Er antwortete: Der Aufsatz sey ihm zugeschickt; er wisse aber nicht, wer ihn gemacht habe. Damit war man zufrieden. Der Herr Verfasser der niedersächsischen Nachrichten fürchtete sich auch so wenig vor dem Herrn Professor Manzel, daß er sich nicht scheuete, einen andern Aufsatz, den ich in seinem Namen verfertiget hatte, in das 27te Stück seiner Nachrichten zu rücken, in welchem dem Herrn Professor Manzel die Thorheit seines Verfahrens deutlich genug vorgeworfen wird.

Ich

Ich war inzwischen bey allen diesen Bewegungen, die sich der Herr Manzel gab, ganz stille, und erwartete in aller Gelassenheit, was endlich daraus werden würde. Ich suchte mich aber nicht zu verbergen; sondern gab dem Herrn Verfasser der niedersächsischen Nachrichten die Erlaubniß, meinen Namen zu nennen! ja ich freuete mich recht, als ich hörete, daß der Herr Professor Manzel einem gewissen Doctor in Hamburg aufgetragen hatte, mich durch Notarien zu beschicken, und gar zu verklagen; allein meine Freude war vergeblich. Es hat sich weder Doctor noch Notarius bey mir gemeldet. Ich glaube auch nicht, daß der Herr Professor Manzel jemalen gewillet gewesen ist, die Sache so weit zu treiben.

Indessen erhellete aus seiner Aufführung so viel, daß er nicht widerleget seyn wollte. Aus welchem Grunde er verlangte, in diesem Falle etwas vor andern Gelehrten voraus zu haben, das habe ich nimmer begreifen können. Vielleicht hat er gemeynet, man habe das Recht gegen ihn zu schreiben versessen; weil man sich

desselben in so langer Zeit nicht bedienet hatte. Allein er hätte bedenken sollen, daß dieses Recht, juristisch zu reden, eine res meræ facultatis sey, wider welche keine Verjährung Statt hat; ja daß es fast unmoglich gewesen, sich desselben zu bedienen: weil er, auf gewisse Maasse, clam geschrieben hatte, und seine Schriften ausser Rostock nicht bekannt waren. Er hatte also die lange Ruhe, die er genossen hatte, bloß seiner Dunkelheit und der schlechten Figur zu danken, die er in der gelehrten Welt machte.

Es würde ihn auch niemand von den andern Gelehrten so leicht darinn gestöhret haben, wenn ich mich nicht über ihn her gemacht hätte. Die Gelehrten sind, wenn sie gegen andere schreiben, in der Wahl ihrer Gegner ungemein lecker. Sie schreiben darum, daß sie in der gelehrten Welt berühmt seyn wollen, und wählen sich daher gemeiniglich solche Gegner, die es schon in einem so hohen Grade sind, daß sie auch andere durch ihren Glanz erleuchten können. Mit mir und meines gleichen verhält es sich ganz anders. Wir sehen die gelehrte Welt

in einer gewissen Entfernung an, und können eigentlich nicht unterscheiden, was in derselben groß oder klein ist. Ich verlange überdem nicht berühmt zu seyn, und gebe nichts um einen Ruhm, den ich meinem Feinde zu danken habe. Ich will lieber andere durch meine Widerlegung bekannt und berühmt machen, als durch die Widerlegung grösserer Männer berühmt werden. Mich deucht, ich habe mehr Ehre davon, daß man meiner dunkeln Gegner unbekannte Schriften um meiner Widerlegung willen, als daß man meine Widerlegung um der Schriften willen meiner angesehenen Gegner, lieset. In dem ersten Fall erweise ich meinem Nächsten eine Wohlthat, in dem andern empfange ich sie.

Der Herr Professor Manzel, dem ich eine solche Wohlthat durch meine Einwürfe gegen seine Disputation erwiesen hatte, würde also weit vernünftiger gehandelt haben, wenn er dieses erkennet, und sich nicht auf eine so unanständige Art entrüstet hätte. Allein so meynete er, es wäre ein strafbarer Frevel, wenn man sich die Freyheit nähme, ihm zu widersprechen. Gerade

als wenn er nicht irren könnte, oder, wenn er gleich irrete, jedermann doch aus Ehrfurcht vor ihn auch seine Irrthümer anzubeten schuldig sey.

Dieser Stolz verdroß mich, und machte, daß ich meine Anmerkungen über sein wunderliches Recht der Natur, die ich fast vergessen hatte, herausgab. Ich hoffte, er würde daraus erkennen, wie viel ihm noch fehle, ehe er die tiefe Ehrerbietung, welche er zu fordern schien, verlangen könnte; oder doch wenigstens begreifen, daß man ihn nicht sonderlich fürchte. Allein meine Hoffnung schlug fehl. Er blieb bey der guten Meynung, die er von sich hatte, und ließ eine Art von Manifest in das 49te Stück der bambergischen Berichte von 1735 rücken, in welchem er von meinen Anmerkungen aufs verächtlichste redete, mich einen Luci fugam nennete, und sich nicht undeutlich merken ließ, er glaube, daß ich aus Furcht meinen Namen verhehlet hätte. Ich benahm ihm diese vornehme Einbildung durch eine kurze und nachdrückliche Antwort auf sein trotziges Manifest, welche ich in das 45te Stück der niedersächsischen Nachrichten

von 1735 setzen ließ. Dabey ist es geblieben, und ich habe mich weiter um den Herrn Professor Manzel nicht bekümmert.

Weil ich mir vorgenommen habe, in dieser Vorrede meinen Lesern auch von meiner Schrift gegen ihn Rede und Antwort zu geben: so habe ich seiner nohtwendig erwehnen müssen. Es ist mir leid, daß ich nicht so viel Gutes von ihm habe sagen können, als ich wohl gewünschet hätte. Er kann glauben, daß alles, was ich von ihm gesaget habe, nicht den geringsten Haß gegen seine Person, sondern bloß die Liebe zur Wahrheit zum Grunde hat. Ich hege keinen Widerwillen gegen ihn, und wünsche nichts so sehr, als Gelegenheit zu haben, ihm zu dienen, und ihm wirkliche Proben meiner Freundschaft zu geben. Allein seine Schriften gefallen mir nicht. Ich habe dieses mit den meisten gemein, die sie gelesen haben. Nur unterscheide ich mich darinn von andern, daß ich aufrichtig sage, was sie alle gedenken. Ich that es mit so vieler Höflichkeit, daß ich glaubte, der Herr Professor Manzel würde meine Freyheit nicht

übel nehmen. Ich redete ernsthaft mit ihm; da ich hergegen mit andern, die vielleicht gerechter waren, als er, nur meinen Muhtwillen trieb. Er ward aber dennoch böse, und gebehrdete sich ärger, als alle meine andern Gegner. Diese Aufführung kam mir um so viel wunderlicher vor, je weniger ich dem Herrn Professor Manzel Gelegenheit dazu gegeben hatte. Sie war so unordentlich, und einem Gelehrten so unanständig, daß ich mich nicht habe entbrechen können, ihm in dieser Vorrede ohne Heucheley meine Meynung darüber zu sagen. Will er mir dieses übel nehmen: so muß ich es geschehen lassen. Ich werde zufrieden seyn, wenn er nur endlich begreifet, was eine gar zu grosse Empfindlichkeit vor schlimme Folgen hat, oder wenigstens andere gar zu empfindliche Scribenten sich an seinem Exempel spiegeln, und einen bescheidenen Widerspruch mit Geduld ertragen lernen.

Von dem Inhalte meiner Anmerkungen über das neue Recht der Natur des Herrn Professor Manzels muß ich noch etwas sagen. Ich weiß nicht, ob es viel oder wenig seyn wird; doch

will ich es so kurz machen, als es mir immer möglich ist.

Es hatte der Herr Professor Manzel sein Recht der Natur auf den Stand der Unschuld gegründet, und sich viele Mühe gegeben, aus der Vernunft zu beweisen, daß der erste Mensch höchst vollkommen erschaffen worden; aber seine Vollkommenheit durch einen gewaltsamen Zufall verlohren habe. Seine Gründe kamen mir sehr schwach vor. Ich widerlegte sie, und zeigte, daß die ihr selbst gelassene Vernunft von dem Stande der Unschuld nichts wisse; ja daß ihr derselbe unbegreiflich, und der gewaltsame Zufall, durch welchen der erste Mensch um seine ursprüngliche Vollkommenheit gekommen seyn sollte, gar unmöglich vorkomme. Es scheinet also, als wenn ich den Stand der Unschuld und den Fall des ersten Menschen leugne. Gleichwie ich mich aber deutlich genug erkläret habe, daß meine Absicht nicht sey, das, was unsere Kirche aus der Schrift davon lehret, in Zweifel zu ziehen: so hoffe ich, daß rechtschaffene Gottesgelehrte, welche die Blindheit und das Verderben der

Vernunft gebührend einsehen, und wissen, wie nöhtig es sey, dieselbe unter den Glauben gefangen zu nehmen, sich an meiner Schrift nicht ärgern werden. Sollten sich, wie es zu diesen demonstrativischen Zeiten leicht seyn kann, sonst einige finden, die es mir verargen, daß ich die schöne Harmonie nicht einsehe, welche sie sich zwischen Vernunft und Offenbahrung eingeführet zu haben einbilden: so bitte ich diese Herren, zu bedenken, daß diese hohe Einsicht nicht jedermanns Ding sey, so wenig als der Glaube. Ich rühme mich keiner Philosophie, durch welche ich auch die Tiefe der Gottheit ergründen könnte, und will lieber mit unsern reinesten Gottesgelehrten nicht sehen, und doch glauben, als diesen philosophischen Christen zu gefallen sagen, daß ich sehe, was ich doch nicht sehe.

Ich schäme mich dieser Aufführung um so viel weniger, weil der Herr Probst Reinbeck selbst, wie sehr er auch sonst bemühet ist, den Religionswahrheiten und den Geheimnissen unsers Glaubens den Anstrich einer philosophischen

Gründlichkeit zu geben, nicht für gut befunden hat, in seinen Betrachtungen über die augsburgische Confeßion, die Lehren von dem Stande der Unschuld und dem Falle des ersten Menschen aus der Vernunft herzuleiten. Er bekennet aufrichtig, daß die blosse Vernunft nicht auf den rechten Grund kommen könne,*) und leget, wenn er vom Ebenbilde Gottes und vom Falle des ersten Menschen handelt, die Erzehlung Mosis zum Grunde.**)

Ich weiß wohl, er saget, nach der guten Meynung, die er von der menschlichen Vernunft hat, an unterschiedenen Orten,***) daß die Vernunft nicht anders muhtmaßen könne, als daß Gott den Menschen gut und ohne sündliche Neigungen erschaffen habe; daß sie aus dem grossen Verderben des menschlichen Geschlechts nohtwendig schliessen müsse, es sey ein grosser Verfall

*) S. die XXIIte Betracht. §. 1.

**) S. die XVIte und XXIIte Betracht.

***) S. die IIte Betrachtung §. 17. 18. und die XXIIte Betrachtung §. 1.

vorgegangen, und daß alles, was Moses von der Herrschaft des Menschen über die Thiere sagt, der Vernunft gemäß sey. Allein er wird mir erlauben, ihm zu sagen, daß er der Vernunft gar zu viel Ehre erweiset. Sie ist, so viel ich sie kenne, nicht im Stande, aus eigenen Kräften, zur Erkenntniß dieser wichtigen Wahrheiten zu gelangen; ja sie ist gar so blind und verkehrt, daß ihr diese Wahrheiten, wenn man sie ihr aus der Offenbahrung vorträgt, ganz unwahrscheinlich vorkommen.

Sie siehet wohl, daß die Menschen, durch ihre unordentlichen Begierden, sich selbst und andern schaden; aber sie hält diese Unvollkommenheit des Menschen für eine Frucht der nohtwendigen und an sich unschuldigen Neigungen, die ihm von der Natur zu seiner Erhaltung eingepräget sind, und für eine ganz natürliche Folge seiner Einschränkung. *) Sie siehet also das,

---

*) S. die XXIIIte Betrachtung §. 18. woselbst Hr. Reinbeck aus der nohtwendigen Einschränkung einer Creatur sehr gründlich beweiset, daß es

was Herrn Reinbeck ein Verderben nennet, als ein Ungemach an, wider welches man sich eben so wohl, als wider Hitze und Kälte, durch Kunst verwahren muß, ohne vor sich darauf zu verfallen, daß man vor Zeiten dieser Mühe überhoben gewesen sey. Ich gestehe, es wäre besser, daß man von diesem Ungemache frey wäre, und die Vernunft erkennet es auch; aber darum glaubt sie nicht, daß das menschliche Geschlecht sich jemals in einem so beglückten Zustande befunden habe, so wenig als sie sich einbildet, daß die Erdkugel vor Alters mit Canälen, wie der Globus mit Strichen, durchschnitten gewesen, und daß es in der ganzen Welt ausgesehen habe, als in Holland, obgleich diese Einrichtung unstreitig besser ist, als die jetzige.

Sie ist viel zu bescheiden, als daß sie von der Natur verlangen sollte, sich in ihren Wirkungen nach der Phantasie eigennütziger Men-

---

Gott unmöglich gewesen sey, den Menschen so zu erschaffen, daß er nicht sündigen können. Man siehet leicht, was daraus folget.

schen zu richten. Sie machet einen Unterscheid unter Natur und Kunst, und erwartet nicht von jener, was ihr nur diese geben kann. Sie siehet, daß alle Werke der Natur roh sind, und einer Ausarbeitung und Zubereitung bedürfen. Die Kunst muß der Natur zu Hülfe kommen, und der Mensch würde sich kümmerlich behelfen müssen, wenn er mit dem, was die Natur ihm fertig liefert, zufrieden seyn wollte. Er hat alle Bequemlichkeiten dieses Lebens seinem eigenen Witze und seiner Bemühung zu danken. Die Natur giebt ihm den Stoff zu allem, was er nöhtig hat; aber Kleider und Hausgerat, Häuser und Palläste wachsen doch nicht, man muß sie machen und bauen. Dieses weiß die Vernunft. Wie sollte sie demnach auf die Gedanken gerahten, daß jemalen eine Zeit gewesen sey, da die weisen Leute gewachsen, wie die Pilze? Es würde ihr nicht schwerer fallen, zu glauben, daß die Natur vor Zeiten Pasteten hervorgebracht habe. Weisheit und Tugend sind Früchte der Kunst, des Nachdenkens und der Erfahrung. Die Natur giebt uns die Fähigkeit dazu,

und weiter nichts. So denket die Vernunft, und ist also weit von den Muhtmaßungen entfernet, die Herr Reinbeck ihr beyleget.

Ich will indessen nicht leugnen, daß Leute gewesen sind, welche, ohne von unserer Bibel das geringste zu wissen, von dem Verderben des menschlichen Geschlechts und dessen Ursachen Muhtmaßungen gehabt haben, die mit der Geschichte Moses überein zu kommen scheinen. Allein ich bin versichert, daß man diese Muhtmaßungen mehr gewissen Vorurtheilen und Offenbahrungen, daran es in der Welt niemalen gefehlet hat, als der sich selbst gelassenen Vernunft dieser Leute, zuschreiben müsse.

Die Scrupel über das Verderben des Menschen, und die Mühe, die man sich giebt, die Ursache desselben auszugrübeln, haben ihren Grund in dem Begriffe, den man sich gemeiniglich von Gott machet. Man glaubt, Gott regiere die Welt auf menschliche Weise, und sehe die Fehler der Menschen als wahre Verbrechen an, die er, kraft seiner Gerechtigkeit, willkührlich strafe. Da es nun aber unbillig zu seyn

scheinet, den Menschen wegen einer Unvollkommenheit zu strafen, die ihm angebohren ist, und bey welcher niemand zu kurz kömmt, als er selbst; so spricht man: Der Mensch sey vollkommen von Gott erschaffen worden; habe sich aber muhtwillig, durch eine Uebertretung, in das Verderben gestürzet, in welchem er sich jetzo befindet.

Es sind dieses alles unstreitige Wahrheiten. Allein, gleichwie die Vernunft vor sich nicht im Stande ist, zu erkennen, daß Gott die Fehler des Menschen, als Uebertretungen seiner Gesetze, willkührlich strafen werde: so würde man ihr auch zu nahe thun, wenn man den Satz, durch welchen man sich bemühet, dieses Verfahren der Gottheit zr rechtfertigen, auf ihre Rechnung schreiben wollte; und dieses um so viel mehr, weil derselbe, so viel die Vernunft davon verstehet, einen wahren Widerspruch in sich fasset. Denn nichts ist so unbegreiflich, als ein vollkommener Mensch, ohne alle Neigung zur Sünde, der dennoch muhtwillig sündiget.

Ich habe dieses in meinen Anmerkungen

deutlich gewiesen. Weil ich aber sehe, daß Herr Reinbeck in den Gedanken stehet,*) man könne aus gewissen erdichteten Umständen, durch welche er die Lücken in der Erzehlung Mosis ausfüllen will, wenn man sie gleich nicht als gewiß annehmen wollte, wenigstens so viel schliessen, daß es sehr wohl möglich gewesen, daß Eva, auch im Stande der Unschuld, auf die Art, als er die Sache vorstellet, habe irre gemacht werden können: so nehme ich mir die Freyheit, ihm zu sagen, daß die Zusätze, durch welche er die Erzehlung Mosis wahrscheinlicher machen will, bey mir diese Wirkung nicht gehabt haben.

Er meynet:**) „Die Schlange habe mit der Eva, auf eine ganz ungewöhnliche Weise, von allerhand hohen Dingen zu reden angefangen. Eva habe sich darüber gewundert, und die Schlange gefraget: Wo sie zu diesen Einsichten und zu der Sprache gekommen sey? Die Schlange habe geantwortet: Sie habe von der Frucht

*) S. die XXIIte Betr. § 14.

**) Ebend. §. 13.

des verbotenen Baumes gegessen, und dadurch sey ihre Natur ganz verändert, und sie aus einem unvernünftigen Thiere eine vernünftige Creatur geworden. Da nun Eva, habe sie hinzu gesetzet, schon eine vernünftige Creatur sey: so solle sie es einmal versuchen, und auch von der Frucht dieses Baumes essen, so würde sie noch zu einer höhern Stuffe der Erkenntniß gelangen. Eva habe darauf versetzet: dieses sey ihr von Gott verboten; worauf die Schlange gesaget: Das könne sie sich nicht einbilden, Eva habe es ja nicht selbst gehöret, der Mann könne vielleicht Gott, oder sie ihren Mann nicht recht verstanden haben. Eva habe geantwortet: Sie und ihr Mann dürften von den Früchten aller Bäume essen; aber nicht von der Frucht des Baumes mitten im Garten: wenn sie dieses thäten, so müßten sie sterben. Darauf habe die Schlange gesaget: ihr werdet nicht sterben. Uns Thieren hat Gott das grüne Kraut zur Speisse verordnet. Ich habe diese Ordnung überschritten, und lebe doch noch, und bin glücklicher als vorher. Dadurch sey Eva bewogen worden von

dem

dem Baume zu essen, um zu mehrer Klugheit zu gelangen, und Gott gleich zu werden."

Es bleibt aber meiner Vernunft noch immer unbegreiflich, wie Eva, bey aller ihrer Weisheit, so einfältig seyn können, daß sie sich mit einem Thiere in eine Unterredung eingelassen, von dem sie versichert war, daß es nicht sprechen konnte. Wir, die wir uns einer so hohen Weisheit nicht rühmen können, merken gleich daß der Teufel durch die Schlange geredet habe, obgleich Moses nicht ein Wort davon sagt. Wie ist es möglich gewesen, daß Eva dieses nicht gemerket hat? Sie hat unstreitig gewußt, daß ein Teufel wäre; sie hat gewußt, daß es ein böser und listiger Geist sey, der dem Menschen sein Glück mißgönne, und mit dem sie sich also ohne Gefahr nicht einlassen könne. Es ist nicht glaublich, daß der gütige Gott den ersten Menschen eine ihnen so unumgänglich nöhtige Wahrheit sollte verborgen haben. Warum macht also Eva, die sonst eine so gute Christinn war, kein Kreuz vor sich, und geht davon? Sie thut es nicht. Aber ist es möglich, daß sie die läppische

Ursache, welche ihr die Schlange von ihrer ungewöhnlichen Weisheit giebt, für wahrscheinlich genug gehalten habe, ihr Glauben beyzumessen? Sie kannte ja die Natur der Thiere, und wußte also, daß es unmöglich sey, daß aus einer unvernünftigen Bestie eine verständige Creatur würde. Ist es möglich, daß der kahle Scrupel, welchen die Schlange der Eva wider das göttliche Verbot beyzubringen sucht, diese gute Frau so irre gemacht haben könne? Laß es seyn, daß Gott dem Adam noch vor der Erschaffung der Eva verboten habe, von dem Baume mitten im Garten zu essen: ist es darum glaublich, daß Eva von diesem Verbot nicht eben so stark überzeuget gewesen sey, als ihr Mann; es sey nun, daß sie es nur von diesem oder von Gott selbst gehöret habe? Kann man ohne Sünde gedenken, daß Gott just die Eva am schlechtesten wider den Angriff des Teufels gewaffnet habe; da er doch vorher wußte, daß der Versucher sich eben an das Weib machen würde? Wann endlich die Schlange die Eva durch ihr Exempel zur Uebertretung des göttlichen Verbots

zu verführen sucht, und ihr sagt, sie habe die von Gott gemachte Ordnung überschritten, und sey doch nicht gestorben: so weiß ich nicht, wie die mit so ausnehmender Weisheit ausgerüstete Eva dadurch habe verführet werden können? Wußte sie dann nicht, daß die Schlange, als ein Thier von der Ordnung, die Gott, in Ansehung der Nahrung seiner Geschöpfe, gemacht hatte, nicht die geringste Wissenschaft haben konnte? Wußte sie nicht, daß die Thiere, weil sie keinem Gesetze unterworfen sind, nicht sündigen, und folglich nicht gestraft werden können? und daß es sich mit ihr, als einer mit Freyheit begabten Creatur, ganz anders verhalte? Wo bleibt die Weisheit, die man sonst dem ersten Menschen beyleget, wenn man dieses von ihr glaubt? Ja wo bleibt sie, wenn man ihr nachredet, sie habe noch klüger, als sie war, und Gott gleich werden wollen? Die ersten Menschen waren vollkommen glücklich: sie waren folglich auch vollkommen mit dem Grade ihrer Weisheit zufrieden. Wie konnte demnach in Eva eine Begierde entstehen, klüger zu werden? Es ist

dieses eben so unmöglich, als daß sie sollte getrachtet haben, Gott gleich zu werden. Sie hatte eine viel zu grosse Erkenntniß Gottes, als daß man dieses mit Grunde von ihr muhtmaßen könnte. Ist sie aber dennoch auf diese Thorheit verfallen: so wird man der Vernunft nicht verdenken, daß sie alles, was man sonst von den hohen Einsichten und von der vortrefflichen Erkenntniß des ersten Menschen sagt, für falsch und erdichtet hält.

Man siehet demnach, daß die Zusätze des Herrn Reinbecks den Fall des ersten Menschen nicht wahrscheinlicher machen, als die Complimenten, welche der Erzbischof von Vienne, Alcimus Avitus, der Schlange in den Mund leget,*) und daß die Vernunft, was man ihr

*) Diese Complimenten lauten also:

O felix, mundique decus pulcherrima virgo,
Ornat quam roseo præfulgens forma pudore.
Tu generi ventura parens, te maximus orbis
Exspectant matrem, tu prima et certa voluptas
Solamenque viri, sine qua nec vivere possit,

auch für gute Worte giebt, dennoch dabey bleibet, daß der Fall einer so vollkommenen, weisen und heiligen Creatur, als der erste Mensch gewesen seyn soll, einen Widerspruch in sich fasset, und unmöglich ist.

Die Herrschaft über die Thiere, die man dem ersten Menschen beyleget, will ihr eben so wenig in den Kopf. Sie glaubt, daß man

---

Ut major, sic jure tuo subjectus amori,
Cui juncta es, pulchram reddas, ut tempore prolem.
Vobis digna datur paradisi in vertice sedes
Vos subjecta tremit famulans substantia mundi etc.

Eva ist nicht weniger höflich. Sie antwortet der Schlange:

Suavibus, o pollens, coluber dulcissime, verbis,
Non, ut rere, Deus nobis jejunia suasit,
Nec prohibet largo curari corpora pastu
Ecce vides epulas, totus quas porrigit orbis,
Omnibus iis licite genitor promptissimus uti
Præstitit, et totas esu laxavit habenas.

durch die Wunderdinge, welche man davon erzehlet, das Paradies dem Lande der Fabeln gleich machet, und Herr Reinbeck trauet ihr zu viel zu, wenn er meynet, daß sie wider die unglaublichen Folgen, die man aus der kurzen Erzehlung Mosis ziehet, nichts zu erinnern habe.

Er nimmt *) die offenbar hyperbolische Beschreibung, die Jesaias in seinem eilften Capitel

---

Hæc ſola eſt nemoris medii, quam perſpicis, arbor
Interdicta cibis, hæc tantum tangere nobis
Poma nefas: dives præſumit cætera victus.
Quod ſi libertas temerarit noxia legem,
Jurans terribili prædixit voce creator,
Quadam nos ſtatim luituros morte reatum.
Quid vero mortem appellet, *doctiſſime ſerpens*,
Pande libens, *rudibus nobis incognita res eſt*.

Alcimus Avitus Lib. II.

Wenn man die ersten Menschen so dumm machet: so wird, deucht mich, ihr Fall viel wahrscheinlicher, als wenn man ihnen, ich weiß nicht was vor eine hohe Weisheit beyleget.

*) S. die XVIte Betracht. §. 21.

von einer glückseligen Zeit machet, welche, wenn man seine Weissagung nach dem Buchstaben verstehet, niemalen gewesen ist, noch seyn wird, im eigentlichen Verstande, und findet darinn eine Abbildung des Standes der Unschuld, und der Herrschaft des Menschen über die Creaturen. Ich kann mir aber kaum einbilden, daß er von der Vernunft verlangen wird, eine Abbildung für wahrscheinlich zu halten, durch welche die erste Welt ohne alle Ursache in ein Schlaraffenland verwandelt wird. Ich will eben nicht sagen, daß es schlechterdings unmöglich sey, daß alle Thiere, wie diese wunderbare Abbildung des Standes der Unschuld voraussetzet, und Herr Reinbeck auch behauptet, *) anfangs alle zahm gewesen: allein eine Sache wird dadurch nicht gleich glaubwürdig, daß sie nicht schlechterdings unmöglich ist. Die Mythologie ist voll von Dingen, die man nicht schlechterdings für unmöglich halten kann: aber ist darum das, was

---

*) S. die XVIte. Betr. §. 23.

davon fabuliret wird, der Vernunft gemäß und wahrscheinlich?

Ich habe in meinen Anmerkungen wider den Herrn Professor Manzel eine ziemlich gute Ursache von dem Unterscheide der wilden und zahmen Thiere gegeben. Allein jetzo möchte ich doch lieber sagen, daß alle Thiere, ja der Mensch selbst, ursprünglich wild gewesen. Dieses stimmet mit meiner Vernunft um so viel besser überein, je deutlicher sie bemerket, daß alles, was die Natur hervor bringet, wild ist. Ein Weinstock, der nicht gepfleget wird, trägt Heerlinge; die Früchte der Bäume, die wild wachsen, sind unschmackhaft und widerlich. Der Mensch muß ihnen, durch seine Wartung, Kunst und Pflege, zu Hülfe kommen. Mit den Thieren verhält es sich nicht anders. Sie lieben von Natur ihre Freyheit, und hassen den Zwang. Will der Mensch Dienste von ihnen haben: so muß er sie, durch Kunst, bändigen und abrichten. Spricht man, es sey dieses im Stande der Unschuld nicht nöhtig gewesen: so muß man auch behaupten, daß der Unterscheid unter Natur und Kunst im

Stande der Unschuld keine Statt gehabt habe. Welches ein Satz ist, der uns bald dahin bringen wird, daß wir glauben, die Vögel hätten im Stande der Unschuld schöne Arien und geistliche Gesänge gepfiffen; die Pferde wären wohl zugeritten gewesen, und die Hunde hätten alle Künste, die wir ihnen nun mit Mühe beybringen müssen, mit auf die Welt gebracht. Denn alles dieses ist der Vernunft eben so gemäß, als der buchstäbliche Sinn der Weissagung Jesaias, in welcher Herr Reinbeck ein Bild des Standes der Unschuld findet.

Ich zweifle sehr, daß dieser berühmte Mann Lust habe, so weit zu gehen. Allein, da er einmal voraus setzet, daß die Herrschaft, welche Gott dem Menschen über die Thiere gegeben, hauptsächlich das Vergnügen desselben zum Endzweck gehabt habe: so muß es ihm nicht sauer ankommen, zu glauben, daß die Thiere im Stande der Unschuld von Natur abgerichtet gewesen; und dieses um so viel mehr, weil sonst nicht abzusehen ist, wie es möglich gewesen, daß sie, wie er dafür hält, dem Menschen, auf sei-

nen Wink und auf sein Wort, willigen Gehorsam geleistet.

Dieser willige Gehorsam setzet eine Geschicklichkeit voraus, welche heutiges Tages auch unsern zahmesten Thieren fehlet, und welche um so viel unglaublicher wird, je grösser man sie nohtwendig machen muß, wenn man die Herrschaft des Menschen über die Thiere behaupten will. Herr Reinbeck sagt z. B.*) „Adam habe durch seine ihm anerschaffene Herrschaft verwehren können, daß die Raupen die fruchtbaren Bäume nicht verderbet, und die Heuschrekken und Feldmäuse die Frucht auf dem Felde nicht weggefressen hätten. Er siehet dieses als einen Vorzug an, der den Adam weit über alle unsere heutigen Potentaten erhebet." Und darinn hat er ganz Recht. Allein, ob das, was er sagt, der Vernunft gemäß sey, das weiß ich nicht. Meine Vrrnunft wenigstens findet vieles daran auszusetzen.

---

*) S. die XVIte Betr. §. 19.

Herr Reinbeck sagt: *) „Gott habe vor dem Fall eine Eintheilung der Speisen vor Menschen und Vieh gemacht, und jenen das Kraut, das sich besaamet, und die fruchtbaren Bäume; diesem aber das übrige grüne Kraut zur Speise verordnet.“ Nun möchte ich wissen: Ob die Thiere diese von Gott, in Ansehung der Nahrung, zum Besten des Menschen, gemachte Ordnung allezeit genau beobachtet haben, oder nicht? Ist es das erste! so haben sie es gethan, entweder, weil sie von Natur an den, zu des Menschen Nahrung bestimmten, Dingen keinen Geschmack gefunden; oder sie haben die Begierde, auch von diesen Dingen zu essen, besieget und gedämpfet. Auf den ersten Fall würde der Mensch nimmer mit den Raupen, Heuschrecken und Feldmäusen das geringste zu theilen, und keine Gelegenheit gehabt haben, seine Herrschaft über dieselbe auf die Art, als Herr Reinbeck meynt, zu beweisen. Höchstens würde seine Herrschaft über dieselben ungefehr so viel bedeu-

*) S. die XVIte Betr. §. 19.

tet haben, als diejenige, kraft welcher wir noch heutiges Tages den Hunden verwehren, Heu und Stroh zu fressen. Haben sie aber ihre Begierde nach der, vor den Menschen ausgesetzten, Speise besieget: so ist es entweder darum geschehen, weil sie die göttliche Verordnung nicht überschreiten mögen; oder sie haben es aus Ehrerbietung gegen den Menschen gethan. Jenes setzt bey den Thieren Freyheit, Gewissen und Gottesfurcht; und dieses einen so hohen Grad der Erkenntniß voraus, daß die Vernunft darüber erstaunen muß. Man muß nohtwendig sagen, daß z. B. die Raupe, ein Thier, welches Herr Reinbeck so einfältig beschreibt,*) daß man Ursache hat, zu zweifeln, ob es von sich selbst etwas wisse, gewußt habe, daß ein Thier in der Welt sey, welches der Mensch heisse; daß dieser Mensch ein Herr der andern Thiere sey, und daß kein Thier an demjenigen, was sein Beherrscher sich zur Speise ausgesetzet habe, sich vergreifen müsse. Ja man muß behaupten, daß

*) S. die XVIte Betr. S. 53.

eine Raupe, eine Heuschrecke, eine Feldmaus die Fähigkeit gehabt habe, das, was dem Menschen zur Speise bestimmet, von der Nahrung der Thiere zu unterscheiden.

Da nun aber dieses alles unglaublich ist, und die Herrschaft des Menschen über die Thiere unnütze macht: so kann ich mir nicht einbilden, daß Herr Reinbeck sagen werde, die Thiere hätten die Ordnung, welche Gott in Ansehung der Speise gemacht hatte, allezeit genau beobachtet. Er muß also sagen: die Thiere hätten ihrem Triebe, von allen Dingen, daran sie einen Geschmack fanden, ohne Unterscheid zu essen, gefolget, und die göttliche Ordnung, die ihnen unbekannt war, vielfältig überschritten; allein der Mensch habe, kraft der ihm anerschaffenen Herrschaft über die Thiere, diesem Eingriffe durch ein blosses Verbot vorbeugen und steuren können.

Ich bekenne, dieses wäre ein herrliches Vorrecht gewesen; aber es ist zu allem Unglück so groß, daß es unbegreiflich wird. Ich will nicht sagen, daß Herr Reinbeck, so bald er den Thie-

ren einen Trieb beyleget, auch von den Dingen zu essen, die zur Speise des Menschen bestimmet waren, dasjenige umstösset, was er von der göttlichen Eintheilung der Speisen schreibet. Denn daß Gott von einer Creatur, die keinen Verstand und freyen Willen hat, etwas verlangen, und derselben doch einen Trieb lassen sollte, seiner Absicht entgegen zu handeln, das sind Dinge, die nicht mit einander bestehen können. Eine solche Creatur muß nohtwendig ihrem Triebe folgen, und ist ganz und gar unfähig, sich nach Regeln zu richten, von welchen sie nichts weiß. Ich will auch nicht sagen, daß es, wenn die Thiere die von Gott in Ansehung der Speise gemachte Ordnung überschritten haben, nicht wahr seyn könne, daß sie, wie Herr Reinbeck meynt, sich nicht unterstehen dürfen, dasjenige, was ihre Herren sich zur Speise aussetzeten, anzutasten; sondern ich frage nur, durch was für Künste der Mensch die Raupen von seinen Bäumen, und die Heuschrecken und Feldmäuse von seinem Acker vertrieben habe? Ein Wink, ein einziges Wort war, nach des Herrn Reinbecks

Meynung, genug dazu. Aber sahen dann die Raupen allemal diesen Wink? höreten sie dieses Wort, wußten sie, daß man mit ihnen redete? verstanden sie die Sprache des Menschen? begriffen sie, was er von ihnen haben wollte? urtheilten sie, daß sie schuldig wären, ihm, als ihrem Herrn, zu gehorchen? Ich glaube nicht, daß man dieses sagen wird. Wie kann man aber, ohne dieses alles vorauszusetzen, den willigen Gehorsam der Raupen begreifen?

Ich befürchte nicht, daß Hert Reinbeck mir hier einwerfen wird: „Es sey nicht nöhtig, daß man, um den Gehorsam der Raupen begreiflich zu machen, ihnen eine so grosse Erkenntniß und eine Ueberlegung zuschreibe, der sie nicht fähig zu seyn scheinen. Die Thiere thäten weit wunderbarere Dinge ohne Verstand, und ohne Schlüsse zu machen: Und es sey also genug, daß man sage, Gott habe die Maschine der Thiere so eingerichtet gehabt, daß sie, auf den Wink des Menschen, thun und lassen müssen, was er ihnen befohlen, oder verboten habe.“ Denn dieses kann er nicht thun, ohne eine vorher be-

stimmte Harmonie zwischen dem Willen des Menschen und dem Cörper der Thiere zu behaupten, und also einen Satz der wolfischen Philosophie, den er nicht annimmt, höher zu treiben, als Herr Wolf selbst. Ueberdem ist Herr Reinbeck auch viel zu scharfsinnig, als daß er nicht einsehen sollte, daß unter den ordentlichen Handlungen der Thiere, und unter dem willigen Gehorsam, den sie dem ersten Menschen geleistet haben sollen, ein grosser Unterscheid sey. Die ordentlichen Handlungen verrichten die Thiere ohne Vernunft, und ohne Ueberlegung: denn sie sind ihrer Natur und ihren Begierden gemäß. Aber wenn sie ihrer Natur Gewalt anthun sollen: so verhält es sich ganz anders. Die Verrichtung solcher Thaten, die ihnen zuwider und unnatürlich, und die Unterlassung anderer, die ihnen angenehm, und ihrem natürlichen Triebe gemäß sind, hat allemal eine gewisse Erkenntniß und Furcht zum Grunde. Die Furcht aber ist keinem Thiere angebohren. Sie gründet sich auf eine unangenehme Erfahrung, welche die Natur nicht geben kann.

Man muß also den Raupen nicht nur die Fähigkeit beylegen, den Willen des Menschen aus seinen Worten zu erkennen; sondern ihnen auch die Kräfte zuschreiben, aus Ehrfurcht gegen ihren Herrn, ihre natürlichste und vielleicht einzige Neigung zu bezwingen. Thut man dieses nicht: so wird das Verbot des ersten Meneben so unkräftig und lächerlich, als das Geschrey unserer Knaben, die im Sommer hintee den Schmetterlingen herlaufen, und sie mit höflichen Worten zu bereden suchen, daß sie sich setzen, und von ihnen greifen lassen sollen: Und thut man es, so wird alles, was man von der Herrschaft des Menschen über die Thiere saget, eben so wahrscheinlich, als die Fabeln, die man von den Unterredungen des heiligen Franciscus mit seiner Gevatterinn, der Ameise und der Schwalbe, in dem bekannten Libro conformitatum lieset.

Was ich von den Raupen gesaget habe, das sage ich auch von den Heuschrecken und Feldmäusen. Die Geschicklichkeit zu gehorchen, ohne welche alles Befehlen vergeblich ist, fehl-

ihnen so wohl, als den Raupen. Insonderheit begreife ich nicht, wie der erste Mensch den Feldmäusen seinen Willen bekannt gemacht habe; weil diese Thiere in der Erde wohnen, und sich selten sprechen lassen. Aber vielleicht sagt man, er habe, kraft der ihm anerschaffenen Herrschaft, dieses Ungeziefer zwingen können, vor ihm zu erscheinen, und es alsdann aus seinem Gebiete verbannet; welches eine Kunst ist, die unsere Ratzenfänger mit ihm gemein zu haben glauben.

Ich will darüber mit niemand streiten; sondern frage nur noch: Wozu dann dem Menschen eine so ausschweifende Zaubergewalt *) über

*) Dieses Ausdrucks bediene ich mich darum, weil, nach der Beschreibung, die Herr Reinbeck in seiner XVIten Betr. §. 17. 18. von der Herrschaft giebt, kein König in der Welt, ja Gott selbst nicht, sondern bloß die Feen, die schöne Melusine und der Zauberer Merlin sich einer wahren Herrschaft rühmen können. Er meynet, eine eigentliche Herrschaft erfordere allezeit einen willigen Gehorsam, und könne mit Furcht und Schrecken nicht bestehen; da doch

die Thiere genützet habe? Herr Reinbeck meynt: *) Die Herrschaft des Menschen über die Thiere habe zu des Menschen Sicherheit, Bequemlichkeit und Vergnügen gedienet. Aber geniessen wir dieser Vortheile nicht noch heutiges Tages ohne diese Herrschaft? Wir wissen uns schon Sicherheit zu schaffen. Es fehlet uns nicht an Thieren, die uns die Arbeit erleichtern, und diejenigen, die wir nur zu unserer Belustigung um uns haben, die werden uns aus allen Ecken der Welt in Ueberfluß zugeführet. Es ist wahr, wir haben nicht mehr das Herz, uns in die Tiefe des Meers zu wagen, und mit den Wallfischen zu spielen; allein, zu allem Glücke haben

---

die Herrschaft eigentlich in der Macht bestehet, andere zu zwingen, daß sie ihren Willen dem meinigen unterwerfen und thun müssen, was mir, und nicht was ihnen, gut dünket. Ich habe nicht Zeit, dieses weitläuftiger auszuführen. Die Sache ist auch an sich klar genug.

*) S. die XVIte Betr. §. 23. 24. 25.

wir mit dem hohen Grade der Geschicklichkeit zu schwimmen, und auf den Grund zu tauchen, welche Herr Reinbeck dem ersten Menschen zuschreibet, *) auch die Lust zu dieser Art des Zeitvertreibes verlohren. Ich bekenne, der Mensch hätte im Stande der Unschuld mit Löwen und Tiegern fahren können, als die Cybele und Bachus. Eva würde keine Flöhe gehabt, und keine Fliege sich an Adams Nase gewaget haben: Allein das sind Bequemlichkeiten, die kein vernünftiger Mensch begehret, und folglich ist es der Vernunft nicht gemäß, daß man denket, der erste Mensch habe nicht glücklich seyn können, wenn er nicht als ein Sybarit gelebet. Es scheinet sich nicht mit der Ernsthaftigkeit der Natur zu reimen, daß sie mit dem Menschen dergestalt sollte gespielet haben. Und hat sie es gethan: so ist es kein Wunder, daß nicht viel Gutes aus ihm geworden ist. Man hat ihn in der Jugend verzärtelt. Aber die Natur ist unschuldig in diesem Stücke. Sie ist eine weise

---

*) S. die XVII. Betr. §. 26.

Mutter, die keine Affenliebe zu ihren Kindern träget. Sie hat sie von jeher hart genug gehalten.

Doch macht sie es nicht so arg, daß man Ursache hätte, sie für eigensinnig zu halten, und zu glauben, es sey ihr zuwider, daß eine Creatur sich der andern zu ihrer Erhaltung bediene. Es scheinet, als wenn Herr Reinbeck so ungleiche Gedanken von ihr hege. „Was übrigens, spricht er,*)" Moses von der dem ersten Menschen anvertrauten Herrschaft über die Creaturen meldet, solches ist der Vernunft nicht allein gleichfalls gemäß; sondern es würden auch die Menschen sich immer befahren müssen, daß sie vor Gott, in einem und dem andern Stücke, als unbefugte Eigenthümer dieser und jener Creatur möchten angesehen werden, wenn es anders seyn sollte. Denn da man Gott unstreitig für den rechten Eigenthumsherrn aller Creaturen halten muß: so würde daraus, daß Gott den ersten Menschen auf den Erdboden gesetzet,

---

*) S. die IIte Betr. §. 17.

noch nicht schlechterdings folgen, daß denn auch der Mensch sich aller Creaturen auf demselben ohne Unterscheid gebrauchen dürfe, wenn nicht die Vergünstigung von Seiten Gottes mit Gewißheit zum Grunde geleget werden könnte."

Er hält also die Herrschaft des Menschen über die Creaturen, von welcher Moses redet, zur Beruhigung unsers Gewissens für unumgänglich nöhtig. Er glaubt, wir würden, ohne Furcht und Zittern, kein Huhn schlachten können, wenn wir nicht der Vergünstigung von Seiten Gottes gewiß wären. Aber ich bekenne, dieses ist mir zu hoch. Mich deucht, die Vernunft ist gar nicht geschickt, uns ein so enges Gewissen zu geben, und kein Volk unter der Sonne wird jemalen, so lange es Gott nicht mit Casuisten heimsuchet, auf solche Scrupel verfallen. Wäre dieses nicht: so müßten die Hottentotten schon lange vor Hunger gestorben seyn, oder vor Unruhe ihres Gewissens nicht zu bleiben wissen; wovon doch die Reisebeschreibungen nichts melden. Allein, so ist, zu allem Glücke, vor die armen Hottentotten, essen, was

einem schmeckt, und was man am bequemsten haben kann, eine Sache von so dringender Nohtwendigkeit, daß man nicht lange Zeit hat, zu überlegen, ob sie recht oder unrecht sey. Ein sich selbst gelassener Mensch wird auch, wenn er ja eine solche Ueberlegung anstellet, mit aller seiner Vernunft nichts mehr herausbringen, als daß das Recht einer jeden lebendigen Creatur auf alles, was sie zu ihrer Nahrung und Erhaltung dienlich erachtet, sich so weit erstrecke, als ihre Macht, und sich nicht die geringste Sorge machen, daß ihn Gott wegen des Gebrauchs der Creaturen zur Verantwortung ziehen werde. Denn was er sich auch etwan von dem obersten Wesen vor Begriffe machet: so wird er sich doch nimmer einbilden können, daß dasselbe dem Menschen die Sorge für seine Erhaltung, seine natürlichen Begierden, und die Kräfte, diese Begierden zu vergnügen, umsonst eingepflanzet und gegeben habe, und so eigensinnig sey, daß es nicht leiden könne, daß der Mensch thue, was er nicht lassen kann, wofern er leben will. Er schliesset demnach, daß Gott ihm dem Gebrauch

der Creaturen frey gegeben habe, und bedarf nicht, daß er durch eine besondere Offenbahrung von dieser Vergünstigung vergewissert werde.

Es ist auch unmöglich, daß er auf die Gedanken gerahte, diese Vergünstigung erstrecke sich nicht auf alle Creaturen ohne Unterscheid. Denn dieses würde eben so viel seyn, als wenn er glauben wollte, es sey ihm der Gebrauch aller Creaturen ohne Unterscheid verboten, weil er, ohne Offenbahrung, unmöglich errahten könnte, was es vor Creaturen sind, deren Gebrauch ihm von Gott nicht vergönnet, und folglich sich entweder, wenn er sicher gehen wollte, aller enthalten, und todt hungern, oder, wenn er sich nur einer einzigen bediente, nohtwendig sündigen müßte. Ich gestehe, wenn die Vernunft den Menschen auf solche Grillen führete: so wäre sie die allerschädlichste Gabe, die ihm Gott, in seinem Zorn, geben können: Allein, so glaube ich nicht, daß sie jemalen einen Menschen verleiten wird, sich einzubilden, daß Gott dem Menschen, durch eine heimliche Ausnahme einiger Creaturen, einen so gefährlichen Fallstrick

geleget habe. Ein solches Verfahren wäre so tückisch, daß man es, ohne Sünde, von Gott nicht vermuthen kann.

Man muß also sagen, daß ein sich selbst gelassener Mensch nicht anders gedenken kann, als daß das Recht, sich aller Creaturen, nach Belieben, zu bedienen, ihm angebohren sey; obgleich Herr Reinbeck anderer Meynung ist. Er spricht: "Es folge daraus, daß Gott den ersten Menschen auf den Erdboden gesetzet, noch nicht schlechterdings, daß denn auch der Mensch sich aller Creaturen auf demselben ohne Unterscheid gebrauchen dürfe." Die Ursache ist, weil man Gott unstreitig für den rechten Eigenthumsherrn aller Creaturen erkennen müssen. Ich bekenne, dieses hat einigen Schein; denn was einem andern zugehöret, dessen kann ich mich, ohne seine Erlaubniß, nicht anmaßen. Aber eben daher würde schlechterdings folgen, daß der Mensch sich keiner einzigen Creatur gebrauchen dürfe. Da nun Herr Reinbeck sich nicht getrauet hat, diesen Schluß zu machen: so siehet man, daß sein Argument zu viel, und folglich nichts beweiset.

Ueber dem ist es ein ganz unphilosophischer Ausdruck, wenn Herr Reinbeck Gott den rechten Eigenthumsherrn aller Creaturen nennet. Eigenthum ist eine menschliche Erfindung, die Noth und Geiz zum Grunde hat. Da nun Gott von beyden frey ist: so kann man ihm auch kein eigentlich so genanntes Eigenthum zuschreiben. Gott verlanget nicht Dinge vor sich allein zu besitzen, deren er nicht bedarf, und das mit Ausschliessung seiner Geschöpfe, die ohne diese Dinge nicht leben können. Die Ursache, warum wir Menschen andre von dem Gebrauche unsers Eigenthums ausschliessen, ist diese: weil uns dadurch etwas abgehet, und wir Gefahr laufen, endlich selbst Mangel zu leiden. Gott darf dieses Letzte nicht besorgen, und sein Eigenthum ist so beschaffen, daß es auch durch den unumschränktesten Gebrauch nicht verringert werden kann. Ja es ist von besonderer Art, daß eben der scheinbare Abgang, den es leidet, das meiste zu seiner Erhaltung beyträget. Denn das Eigenthum Gottes bestehet aus den Creaturen, die er erschaffen hat. Will nun Gott sein Eigen-

thum erhalten, so muß er seine Creaturen erhalten. Diese können aber auch nicht erhalten werden, wofern es einer jeden nicht erlaubet ist, sich anderer, die zu ihrer Nahrung und Erhaltung dienlich sind, zu gebrauchen. Gott muß also einer jeden Creatur den Gebrauch der andern frey geben. Der Gebrauch der Creaturen ist nichts anders, als der Gebrauch des göttlichen Eigenthums. Da nun dieser Gebrauch, ob er gleich den Untergang vieler Creaturen mit sich führet, dennoch zur Erhaltung der Creaturen nöthig ist: so ist auch der scheinbare Abgang, den Gott an seinem Eigenthum leidet, eine Sache, ohne welche dasselbe nicht erhalten werden kann.

Man siehet also, daß aus dem Satze, daß Gott der rechte Eigenthumsherr aller Creaturen ist, nicht folge, was Herr Reinbeck daraus erzwingen will. Man siehet, daß es mit dem Eigenthum Gottes eine ganz andere Bewandniß habe, als mit einem menschlichen Eigenthum, und daß folglich Gott, wenn man ihn ja einen Eigenthumsherrn nennen will, ein ganz unei-

gentlicher Eigenthumsherr sey: weil er das Seine Preis gegeben hat, und Preis geben muß, wofern er nicht in kurzen um alles kommen will.

Doch alles dieses thut eigentlich nichts zu meinem Zwecke. Meine Absicht war nur, anzumerken, daß Herr Reinbeck hier einen ganz andern Begriff von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen giebt, als in den Stellen seiner Betrachtungen, die ich schon untersuchet habe. Hier ist sie nichts, als die Erlaubniß, sich der Creaturen zu gebrauchen; und darinn bin ich völlig mit dem Herrn Reinbeck einig. Ich gebe ihm gerne zu, daß, wenn Moses nichts anders sagen wollen, als was er von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen sagt, alles der Vernunft so gemäß sey, daß alle Welt es würde geglaubet haben, und wenn er es gleich nicht gesaget hätte.

Scimus, et hoc nobis non altius inseret
Ammon - *)

---

*) Lucan. Lib. IX. v. 575.

Aber es wundert mich, warum Herr Reinbeck entweder bey diesem vernünftigen Begriffe von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen nicht geblieben ist, oder, wenn er diesen Begriff für unzulänglich gehalten, dennoch an dem Orte zum Grunde geleget hat, da er die Ungläubigen überreden will, daß alles, was die Offenbahrung lehret, der Vernunft gemäß sey. Ich kann aus diesem Verfahren nicht anders schliessen, als daß er sich nicht getrauet hat, die unbegreiflichen Dinge, die er uns hernach von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen erzehle, für vernünftig auszugeben, und daher, aus theologischer Klugheit, an dem Orte, da er die Offenbahrung von ihrer schönen Seite zeiget, die Ungläubigen durch so harte und unverdauliche Wahrheiten nicht erschrecken wollen. Die Ungläubigen werden sagen, Herr Reinbeck handele also nicht aufrichtig mit ihnen, sondern suche durch eine falsche Vorstellung ihren Beyfall zu erschleichen; aber ich sage nur, daß Herr Reinbeck durch diese Aufführung die Einwürfe, die ich ihm mache, schon zum voraus stillschweigend für gründlich erkläret hat.

Zuletzt möchte ich noch wohl wissen: Warum der Mensch die ihm anerschaffene Herrschaft über die Thiere nicht habe? Ich weiß wohl, man saget, er habe sie durch den Sündenfall verlohren; allein damit bin ich nicht zufrieden. Ich will nicht sagen, daß die Vernunft die Möglichkeit dieses Falles, der den Verlust dieser Herrschaft nach sich gezogen haben soll, nicht begreifet; sondern ich frage nur: Wie es möglich gewesen, daß: dieser Fall eine so unglaubliche Folge gehabt? Es gründet sich die Herrschaft des Menschen über die Thiere nicht auf eine gewisse Eigenschaft des Menschen; oder auf die zahme Natur der Thiere. Es müßte also durch den Fall des Menschen auch die Natur der Thiere geändert seyn. Wer kann das fassen? Der Wolf wohnte bey den Lämmern, und die Löwen spielten mit den Kälbern in größter Eintracht und Vertraulichkeit; aber auf einmal fährt der Wolf zu, und frißt das Lamm, und der Löwe zerreisset das Kalb. Und warum das? Aus keiner andern Ursache, als weil der Mensch von einem Apfel gegessen hatte. Dieses ist der Vernunft zu hoch.

Es ist leicht gesagt, daß Gott die Natur der Thiere geändert habe, um den Menschen zu strafen, und ihn der Herrschaft über die Thiere und der daraus fliessenden Bequemlichkeiten zu berauben; aber der Beweis ist schwer. Die Vernunft kann sich in eine Strafe nicht finden, die nur die Unschuldigen trifft, und welche der Sünder nicht fühlet. Was kann das Schaf davor, daß Adam gesündiget hat? Warum muß es desfalls ein Raub des Wolfes seyn?

Quid meruere boves, animal sine fraude doloque
Innocum - - - - ? *)

Der Ochse hat gewiß nicht vom verbotenen Baume gegessen; und dennoch frißt ihn der Löwe. Der Mensch indessen, der allein gesündigt hat, empfindet von alle dem Ungemache, das mit der Veränderung der Natur der Thiere verknüpfet ist, nichts. Gott hat ihn, sagt man, dadurch strafen und seiner Herrschaft über die Thiere berauben wollen; aber er weiß seine

---

*) Ovid. Lib. XV. Metam. v. 120. 121.

Herrschaft schon zu behaupten. Die nützlichsten unter den Thieren sind ihm entweder getreu verblieben, oder er hat sie auch wieder unter sein Joch gebracht; und die übrigen, die wirklich wild bleiben, die fürchten ihn in der That, noch mehr, als er sie. Sie sind froh, wenn sie nur Friede haben können. Allein der Mensch lässet ihnen keine Ruhe.

Sectamur ultro, quos opimus
Fallere et effugere est triumphus. *)

Er findet in ihrer Verfolgung ein unaussprechliches Vergnügen, dessen er nohtwendig entbehren müßte, wenn diese Thiere nicht wild wären. Man kann also mit Wahrheit sagen, daß der Mensch die Jagd, die königliche Lust, bloß seiner Uebertretung zu danken hat. Was ihm eine Strafe seyn sollte, das muß seine Glückseligkeit vermehren. Er jagt.

- - - et fruitur Diis
Iratis - - - - **)

Wenn

*) Horat. Lib. IV. Od. 4.

**) Juvenal Sat. I. v. 49. 05.

Wenn man dieses recht bedenket: so weiß ich nicht, ob man die gänzliche Umkehrung der Natur der Thiere, durch welche der Mensch um seine Herrschaft über dieselbe gekommen seyn soll, als eine Strafe ansehen, und für eine Folge des Falles halten kann? Es bleibt also noch immer die Frage übrig: Warum der Mensch die Herrschaft über die Thiere, die er ursprünglich gehabt haben soll, nicht noch habe? Ich glaube nicht, daß man sie so bald beantworten wird.

Es ist auch, die Wahrheit zu sagen, nicht nöthig. Einem Christen, der von der Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift überzeuget ist, liegt wenig daran, ob die Einwürfe, welche die Vernunft wider die Glaubenslehren macht, gehoben werden, oder nicht. Sein Glaube stehet dennoch feste; und wenn er alles geduldig angehöret hat, was ihm seine Vernunft wider die Möglichkeit des Falles, und von der Unwahrscheinlichkeit der Herrschaft des Menschen über die Thiere, in so ferne sie in den Worten Mosis gegründet ist, vorschwatzet; so macht er

den Schluß: Es müsse der Fall möglich seyn, weil er wirklich geschehen ist, und alles, was Moses von der Herrschaft des Menschen über die Thiere sagt, wahr seyn; eben darum, weil es Moses sagt.

So habe ich es in meiner Schrift wider den Herrn Professor Manzel gemacht, und bin auch noch der Meynung, daß dieses das beste ist, was man thun kann. Ich streite also mit dem Herrn Reinbeck nicht darüber: Ob der Mensch gefallen, und das, was Moses von dessen Herrschaft über die Thiere sagt, wahr ist? sondern nur über die Frage: Ob die Vernunft die Möglichkeit des Falles erkennen, und das, was Moses von der Herrschaft des Menschen über die Thiere sagt, in dem Sinn, welchen man gemeiniglich seinen Worten giebt, verdauen könne? Beydes hatte ich in meiner Schrift gegen den Herrn Professor Manzel geleugnet. Da ich nun sehe, daß Herr Reinbeck es mehr mit meinem Gegner, als mit mir hält: so habe ich für nöthig erachtet, zu verhindern, daß der Herr Professor Manzel sich auf den Beyfall eines so

berühmten Mannes nicht zu viel einbilde. Die Einwürfe, die ich wider einige Stellen der vortrefflichen Betrachtungen des Herrn Reinbecks über die augsburgische Confeßion mache, rühren also nicht aus einem Kützel her, einem Manne zu widersprechen, dessen grosse Gaben ich verehre und dessen Schriften ich mit Lust und Nutzen lese; sondern bloß aus einer unschuldigen Begierde, einen Satz zu behaupten, den ich für wahr halte. Ich besorge auch gar nicht, daß der Herr Probst Reinbeck meine Freiheit übel nehmen werde. Er kann versichert seyn, daß dieselbe der besondern Hochachtung, die ich vor ihn hege, nicht den geringsten Eintrag thut, und allenfalls meinen Widerspruch als eine Schutzschrift wider diejenigen ansehen, die ihm Schuld geben, daß er der Vernunft, zum Nachtheil der Theologie, zu viel einräume.

Wenn sich übrigens der Herr Professor Manzel über den Beyfall des Herrn Reinbecks gefreuet hat: so hat er Ursache, sich zu betrüben daß dieser berühmte Mann nicht in allen Stücken seiner Meynung ist. In unserm Streit über die Frage: Ob der Mensch

im Stande der Unschuld auch im Beyschlafe eine Lust würde empfunden haben? hält er es offenbar mit mir. Ich will seine Worte hieher setzen; nicht so wohl, den Herrn Professor Manzel zu kränken, als zur Beschämung der Heuchler, die es mir etwan verdenken möchten, daß ich von einer so kützlichen Materie so weitläuftig und frey gehandelt habe.

„Es lysset sich zwar, (spricht Herr Reinbeck,*)" von dem, was im Stande der Unschuld bey dem Gebrauche des Ehestandes vor Empfindlichkeiten sich würden gefunden haben, nicht so völlig reden; so sind auch sehr viele Menschen so geartet, daß, wenn in Sachen des Ehestandes, zur Rettung der Ehre des Schöpfers und seiner Stiftung, etwas beygebracht wird, sie sich anstellen, als ob sie überaus zarte Ohren hätten, und leicht geärgert werden könnten, ob sie schon sonst die gröbesten Sauzoten von den offenbahresten Werken des Fleisches unter einander vertragen können. Man will aber nur dabey zu

(* S. die XVIIte Betr. §. 11.

bedenken geben, daß, überhaupt von Empfindlichkeiten zu reden, nicht alle angenehme Empfindungen an sich selbst sündlich sind; sondern daß dieselbe der Schöpfer in der Natur, durch die Einrichtung theils der sinnlichen Gliedmaßen, theils auch der sichtbaren Creaturen ausser dem Menschen, geleget habe. Man nehme, zum Exempel, den Genuß der Speise und des Tranks. Wer kann mit Grunde behaupten, daß die Annehmlichkeit bey dem Essen und Trinken an sich selbst sollte sündlich seyn? Sie würde sich ja auch im Stande der Unschuld gefunden haben, indem Moses ausdrücklich bezeuget, daß Gott der Herr aus der Erde allerley Bäume habe aufwachsen lassen, lustig anzusehen und g u t z u e s s e n, 1 Buch Mose Cap. 2. v. 9. Die Sündlichkeit stecket nicht in dem, was von der Einrichtung des Schöpfers, die in der Natur geschehen ist, herrühret; sondern, wenn man darunter wider die Absicht des Schöpfers handelt, an den bloßen Sinnlichkeiten hangen bleibet, die Seele dadurch verschlimmert, den Verstand verdunkelt, den Willen verkehret, und

also außer den Schranken gehet. Geschiehet dieses letztere, so ist Essen und Trinken eben auch sündlich; geschiehet es nicht, so saget der Apostel Paulus, daß man auch zur Ehre Gottes essen und trinken könne, 1 Cor. 10. V. 31. Man mache die Zueignung auf den Gebrauch des Ehestandes: so wird man, wenn man will, schon finden, was unverwerflich und was zu verwerfen sey. „

Die Heuchler finden in dieser Stelle ihre Abfertigung, und ich habe also nicht Ursache, mich vor ihrer Censur zu fürchten.

Vorrede des Herausgebers.

Geneigter Leser!

Ich theile dir die Widerlegung einer Schrift mit, die nunmehr beynahe schon zehn Jahre ruhig und unangefochten in den Buchläden gelegen. Du wirst dich unstreitig darüber wundern, und nicht begreifen können, was ein so seltsames Verfahren vor Ursachen habe. Wisse demnach daß die Widerlegung, die ich dir zu überliefern die Ehre habe, älter ist, als du vielleicht glaubest. Sie ist wirklich im Jahre 1726, so bald die Schrift, wider welche sie gerichtet ist, zum Vorscheine gekommen war, auf Veranlassung

eines gelehrten mecklenburgischen Cavaliers, zu Papier gebracht. Da aber weder dieser gelehrte Edelmann, noch der Verfasser, jemalen die Absicht gehabt, dieselbe drucken zu lassen: so würde sie wohl nimmer des Tages Licht gesehen haben, wenn sie mir nicht neulich von ungefähr in die Hände gefallen wäre. Ich hatte die Schrift des Herrn Professor Manzels gelesen, und der in selbiger versprochenen weitern Ausführung eines ganz neuen Rechts der Natur mit Schmerzen entgegen gesehen. Ich fassete daher sogleich den Entschluß, die mir so unverhofft zu Handen gekommene Anmerkungen über dieselbe ans Licht zu stellen, was auch diejenigen, welche diese Anmerkungen der Welt so lange vorenthalten, dazu sagen möchten; und ich bilde mir ein, ich thue nicht übel, daß ich meinen Vorsatz ins Werk richte.

Meiner Meynung nach hat sich der Verfasser der Widerlegung seiner Arbeit nicht zu schämen, und der Herr Professor Manzel keine Ursache, es übel zu nehmen, daß eine Schrift gegen ihn gedruckt wird, die ihm zu allerhand

erbaulichen Betrachtungen Anlaß geben kann. Es hat der Herr Professor Manzel in der Vorrede zu seiner Schrift alle Gelehrten ersuchet, ihm von seinem neuen und wahren Rechte der Natur ihre Meynung zu sagen. Niemand hat sich bisher die Mühe geben wollen, und dadurch, glaube ich, ist der Herr Professor Manzel abgehalten worden, sein neues Recht der Natur weiter auszuführen. Ich hoffe demnach, es werde ihm sehr angenehm seyn, endlich einmal zu erfahren, was andere von seiner Schrift denken. Zwar muß ich gestehen, der Verfasser der Anmerkungen, die ich jetzo zum Drucke befordere, ist mit dem Herrn Professor Manzel in den wenigsten Stücken einig, und schreibt ziemlich frey: Allein Herr Professor Manzel weiß zu leben, und hat bey aller Welt den Ruhm, daß er einen höflichen und bescheidenen Widerspruch gar wohl vertragen könne.

Wer Recht oder Unrecht habe, will ich nicht entscheiden. Ich überlasse es dem geneigten Leser; und damit derselbe desto besser von der Sache urtheilen könne, habe ich für dienlich er-

achtet, die Schrift des Herrn Professor Manzels, welche, ob sie schon wenig Käufer gefunden hat, dennoch durch allerhand Zufälle, denen Schriften solcher Art unterworfen sind, fast ganz unsichtbar geworden war, der Widerlegung anzuhängen. Die Ursachen, warum sie nicht ins Deutsche übersetzt, wird der geneigte Leser beim Durchblättern selbst finden.

Uebrigens kann ich leicht gedenken, daß jedermann, und insonderheit der Herr Professor Manzel, begierig seyn wird, zu wissen, wer sein Widersacher sey. Allein es ist mir nicht erlaubt, seinen Namen zu nennen. Ich habe so schon genug zu verantworten, daß ich seine Arbeit ohne sein Vorwissen und wider seinen Willen, drucken lasse. Gehabe dich wohl, geneigter Leser!

Hochwohlgebohrner ꝛc.

Ich bin Ew. Hochwohlgebohren sehr verbunden, daß Sie mir die Schrift des Herrn Professor Manzels haben schicken wollen, von welcher Sie neulich erwehnten: Allein es gefällt mir nicht, daß Sie meine Meynung von derselben zu wissen verlangen. Ew. Hochwohlgebohren sind weit geschickter als ich, von der Stärke und Schwäche einer solchen Schrift, und ich viel zu wenig, von der Arbeit des Herrn Manzels zu urtheilen. Indessen, da ich besorgen muß, Ew. Hochwohlgebohren möchten diese Entschuldigung nicht gelten lassen, und meine Bescheidenheit für verstellet halten: so habe ich Dero Befehl gehorsamen, und meine wenigen Gedanken von dem neuen Rechte der Natur des Herrn Professor Manzels zu Papier bringen wollen.

Ew. Hochwohlgebohren mögen urtheilen, ob ich den Sinn des Herr Manzels allemal recht getroffen habe. Ich weiß es nicht, und gestehe gerne, daß ich mich in das neue Recht der Natur, so derselbe einführen will, noch nicht zu finden weiß. Ich lese zwar in der Vorrede, daß seine Absicht sey, der Verwirrung vorzubeugen, welche aus vielen Ursachen, die er namhaft machet, im Rechte der Natur entstehet: Ich bekenne auch, daß dieses ein Vorhaben sey, das unstreitig Lob verdienet; allein zu geschweigen, daß mancher denken möchte, die Verwirrung des Rechts der Natur sey so gar groß nicht mehr, nachdem man angefangen, ohne Absicht auf einiges Menschen Ansehen, bloß aus der allgemeinen menschlichen Natur die natürlichen Gesetze herzuleiten, und die Regeln der Gerechtigkeit, des Wohlstandes und der innerlichen Tugend sorgfältig von einander zu unterscheiden: so weiß ich nicht, ob es dem Herrn Manzel mit der Verbesserung derjenigen Wissenschaft, die wir das Recht der Natur nennen, ein Ernst sey; indem er dieselbe fast gar verwirft, und des Namens, welchen sie bishero geführet hat, unwürdig schätzet. His hactenus positis, sagt er §. 9, satis elucescit, communiter trac-

tatum jus naturale, quod ſcilicet accommodatur ad praeſentem mundi ſtatum, abuſive ita appellari. Man kann, wofern ich nicht irre, hieraus abnehmen, daß der Herr Profeſſor Manzel ganz ein anderes Jus Naturae, als bishero gebräuchlich geweſen iſt, im Sinne habe, und nichts weniger, als den compilatoribus ſyſtematum et compendiorum Juris naturae, wie er diejenigen, die vom Rechte der Natur geſchrieben haben, gar verächtlich nennet, mit ſeinen Einſichten auf den rechten Weg zu helfen gewillet ſey.

Nun will ich zwar nicht unterſuchen, ob dieſes neue Recht der Natur, welches der Herr Profeſſor dem alten vorziehet, ſo ſehr von demſelben unterſchieden ſey. Ew. Hochwohlgebohren mögen ſelbſt urtheilen, ob die Beſchreibung, die der Herr Profeſſor §. 8. von dem wahren Rechte der Natur giebt, ſich nicht gar wohl auf unſer altes Jus Naturae paſſe. Noch weniger will ich hart darauf dringen, daß es unmöglich andere Regeln der Gerechtigkeit, als die bishero im Gebrauche geweſen ſind, geben könne, und daß alſo die diſtinction inter aequum ſive naturale in ſenſu vulgari, et inter id quod juris naturae vere talis in primis fundamentis eſt, welche der Herr

Professor §. 11. machet, nicht viel besser heraus komme, als wenn einer inter calidum in sensu vulgari et inter id quod calidum est secundum Physicam vere talem et paradisiacam in primis fundamentis einen Unterscheid machen wollte. Nur möchte ich wissen, was dann ein Recht der Natur, das nicht auf unsern Zustand gerichtet ist, vor Nutzen habe? Wenn der Herr Professor Manzel in einem Collegio juris publici die LL. XII. Tabb. zum Grunde legen wollte: so würde auch der Einfältigste von seinen Zuhörern über ihn lachen. Warum aber will er dann eine Wissenschaft, die unsere Glückseligkeit zum Endzweck hat, auf einen Stand der Unschuld gründen, von welchem die Vernunft nichts weiß, und der von unserm jetzigen Zustande, nach seiner Meynung noch mehr unterschieden ist, als der Zustand der alten Römer von der jetzigen Verfassung des deutschen Reiches? So machte es Alberti zu Leipzig; aber er legte wenig Ehre ein: und dieses hätte dem Herrn Professor Manzel eine Warnung seyn können. Zwar sagt der Herr Professor Manzel §. 12, daß er es mit diesem paradisischen Weltweisen nicht halte; allein Strimesius, welchem der Herr Manzel zu folgen schei-

net, hat nicht mehr Gehör gefunden, als der gute Alberti, ob er gleich den Stand der Unschuld nicht aus der Schrift, sondern aus der Vernunft und den heidnischen Poeten herleitete. Es kömmt nicht darauf an, ob man den Stand der Unschuld aus der Bibel, oder aus dem Ovidius beweiset; die Frage ist; Ob derselbe geschickt sey, einen guten Grund des Rechts der Natur abzugeben?

Und wenn ich ja diesen beglückten Zustand der ersten Menschen zum Grunde des Rechts der Natur legen wollte: so möchte ich ihn doch lieber nach Anleitung der Schriften Moses, als nach der Vernunft, betrachten. Denn die Vernunft weiß von dem Stande der Unschuld nichts; und irret der Herr Professor nicht, wenn er sagt: er sehe schon vorher, was er sich für eine Last aufleге, indem er sich unterstünde, denselben aus der sich selbst gelassenen Vernunft zu erweisen. Er hätte demnach, meines Erachtens, besser gethan, wenn er sich nicht eines so schweren Beweises unterfangen hätte, der, wenn er gleich noch so wohl gerahten wäre, in der Weltweisheit nicht den geringsten Nutzen schaffen kann. Nun aber werden Ew. Hochwohlgebohren, wenn Sie die Gründe, durch welche der Herr Professor seinen

Stand der Unschuld aus der Vernunft beweissen will, genau betrachten, wohl sehen, daß sein Beweis ungemein schwach sey. Es ist ein Jammer anzusehen, wie er sich drehet; und doch muß er oft zu der Schrift seine Zuflucht nehmen. Ich will das, was er schreibt, etwas genauer beleuchten.

Vorher aber muß ich Ew. Hochwohlgebohren bitten, mich nicht für einen Ketzer zu halten, wenn Sie in dieser meiner Untersuchung etwan einige Dinge antreffen, die mit den gemeinen Lehren von dem Zustande der ersten Menschen nicht übereinstimmen. Sie werden so gütig seyn, und mir die Freyheit gönnen, die sich der Herr Professor Manzel herausgenommen hat. Er dichtet, er abstrahirt von der Offenbarung, und sagt uns, was ihm nach seiner Vernunft von dem Stande der Unschuld dünket. Ich mache es eben so, außer daß ich nicht dichte; sondern nur seine Fictiones verwerfe. Wir sind beyde orthodox, ob wir gleich etwas sagen, das mit den Meynungen unserer Gottesgelehrten streitet.

Nachdem ich also allem ungleichen Verdacht vorgebeuget habe: so schreite ich zum Hauptwerke, und folge dem Herrn Professor Manzel auf dem Fusse nach.

Sei-

Seine Absicht ist, aus der Vernunft zu beweisen, daß die Menschen nicht in dem Zustande leben, in welchem sie von Gott erschaffen sind. Er setzet zu dem Ende (§. 20.) zum Grunde, " daß Gott, als das allervollkommenste Wesen, nichts als vollkommene, ja höchst vollkommene Dinge erschaffen können: und auch, wie aus allen Dingen um, neben, unter und über uns zu sehen, nichts, als was höchst vollkommen, erschaffen habe. Da nun der Mensch aber unter allen erschaffenen Dingen allein in dem größten Elende und in der erbärmlichsten Unvollkommenheit lebet, meynt er berechtiget zu seyn, daraus zu folgern, daß der Mensch seine erste Vollkommenheit durch einen gewaltsamen Zufall (casu violento) verlohren habe. "

Ew. Hochwohlgebohren sehen, daß ich dieses Argument des Herrn Professors Manzels so kräftig vortrage, als es mir möglich; ob ich mich gleich an seine Worte und die Art seines Vortrages nicht binde. Damit Sie nun die Richtigkeit desselben desto besser begreifen mögen, will ich einige Anmerkungen darüber machen.

I. Die erste soll diese seyn: Daß es noch eine große Frage ist, ob aus der Vollkommenheit Got=

tes folge, daß Gott nur vollkommene Dinge erschaffen könne. Ich glaube es nicht. Denn, wenn Gott etwas schaffet: so macht er keine Götter, sondern Creaturen. Ich denke nicht, daß der Herr Professor dieses leugnen wird. Er muß also auch gestehen, daß einer Creatur nohtwendig etwas fehlen muß von dem, das in der Gottheit anzutreffen ist. Wem etwas fehlet, der ist nicht höchst vollkommen; (perfectissimus) folglich ist eine Creatur, ihrem Wesen nach, unvollkommen.

II. Aus dieser Anmerkung fliesset eine andere: daß es nämlich sehr übel geschlossen ist, wann man aus der Unvollkommenheit einer Creatur Anlaß nimmt zu muhtmaßen, es müsse dieselbe durch einen sonderlichen Zufall ihre ursprüngliche Vollkommenheit verlohren haben. Die Unvollkommmenheit ist eine Eigenschaft der Creatur, die aus ihrem Wesen fliesset. Wenn sie vollkommen wäre: so würde unter ihr und dem Schöpfer kein Unterscheid seyn. Dieser allein ist vollkommen. Das ist: Er kennet, was Raum, Zeit, Macht und Wissen anlanget, keine Gränzen. Hergegen ist die Ausdehnung, die Daurung, Macht und Erkenntniß aller Creaturen in gewissen Schranken eingeschlossen. Je enger dieselben

sind, je unvollkommener ist eine Creatur. Ueberhaupt aber sind die Einschränkungen, die das Wesen einer Creatur erfordert, der Grund aller Unvollkommenheiten, welche wir an den erschaffenen Dingen wahrnehmen. Wenn demnach eine Creatur unvollkommen ist: so befindet sie sich in dem Zustande, darinn sie ihrem Wesen nach seyn muß. Die Grösse der Unvollkommenheit, so wir an einigen Creaturen wahrnehmen, darf uns nicht stutzen machen. Wir haben nicht Ursache zu denken, das Verderben einer gewissen Art von Geschöpfen sey gar zu groß, als daß es aus dem ersten Zustande derselben fliessen könne. Denn da einmal ausgemacht ist, daß die Einschränkungen der Creaturen dieselbe unvollkommen machen; diese Einschränkungen aber ihre Grade haben: so folget, daß auch die aus diesen Einschränkungen entstehende Unvollkommenheit bald grösser, bald kleiner seyn müsse. Sie kann aber nimmer so groß seyn daß man die Ursache, warum sie vorhanden, ausser der nohtwendigen Einschränkung, in welcher die Creatur erschaffen worden, zu suchen nöhtig habe.

III. Hiernächst deucht mich, daß es dem Herrn Manzel, wenn ich ihm ja die Folge, wider wel-

che ich bisher gestritten habe, zugeben wollte, schwer, ja unmöglich fallen würde, eine vernünftige Ursache von dem Elende und der Unvollkommenheit des Menschen zu geben. Er spricht: was seinen Ursprung von einem höchst vollkommenen Wesen hat, das muß selbst höchst vollkommen seyn. Allein, sage ich, der Mensch ist es nicht. Woher kömmt das? Herr Manzel antwortet: Er hat seine Vollkommenheit durch einen Zufall verlohren. Diese Antwort kann ich nicht für hinlänglich halten, so lange mir die Möglichkeit dieses Zufalles nicht gezeiget wird. Wenn der Herr Professor sich nicht anheischig gemacht hätte, den Stand der Unschuld aus der Vernunft zu beweisen: so könnte er sich nur auf die Schrift berufen, und sagen, der Verlust unserer ursprünglichen Vollkommenheit müsse möglich seyn, weil wir ihn erlitten. Ab esse ad posse valet consequentia. Allein daß darf er nicht thun. Was will er also machen? Die Vernunft sagt, daß der Mensch, wenn er höchst vollkommen erschaffen worden, auch höchst vollkommen bleiben müssen. Denn sie findet weder in dem Menschen, noch ausser demselben etwas, das eine solche Veränderung, als der Herr Manzel geschehen zu seyn vor-

giebt, hätte verursachen können. Nicht in dem Menschen: denn da der Mensch in der höchsten Vollkommenheit erschaffen war; so hat er unmöglich einen Trieb zum Bösen und ein Verlangen, seinen Zustand zu ändern, haben können. Folglich hat er seine Vollkommenheit so lange behalten müssen, bis ihn eine höhere Hand derselben beraubet; oder bis er durch einen gewaltsamen Zufall, (casu violento) wie der Herr Manzel redet, dieselbe verlohren.

Aber auch dieses ist unbegreiflich. Denn wer sollte den Menschen wohl wider seinen Willen aus seinem vollkommenen Zustand in das Elend, in welchem er sich jetzo befindet, gesetzet haben? Niemand hat es thun können, als derjenige, der ihn erschaffen hat. Aber ist es wohl erlaubt, dieses auch nur zu gedenken? Gott, der den Menschen in der größten Vollkommenheit erschaffen, hat gewollt, daß er vollkommen seyn und bleiben sollte.

Was Gott will, daß muß geschehen. Folglich kann auch kein unvermuhteter, gewaltsamer Zufall den Menschen um seine Unschuld und Vollkommenheit gebracht haben. Denn da Gott ernstlich gewollt, daß der Mensch vollkommen bleiben

sollte: so muß er auch die Zufälle so geordnet haben, daß sie seinem Entzwecke nicht entgegen.

Den alten Drachen, den Teufel und Satanas kann der Herr Professor Manzel hier nicht einmischen. Den kennet die Vernunft nicht. Sie weiß nicht, ob eine so boshafte Creatur vorhanden ist. Und frägt, wer dann, da doch alles von Gott höchst vollkommen erschaffen worden, diesen Verführer verführet? oder durch was vor einen gewaltsamen Zufall dieser seine Vollkommenheit verlohren hat?

Ja wenn sie auch gleich so böse Geister, als diejenigen, die wir Teufel nennen, kennete: so würde sie doch nicht verdauen können, daß dieselbe wider den Willen des allmächtigen Gottes, den Menschen gewaltsamer Weise seiner Vollkommenheit sollten beraubet haben.

Sie findet darinn eine doppelte Unförmlichkeit. Einmal, daß eine Creatur mächtiger seyn solle, als ihr Schöpfer: und zum andern, daß dem Menschen etwas gewaltsamer Weise solle entwandt seyn, welches er nicht anders, als mit Willen, hat verlieren können.

Die Vollkommenheit, so der erste Mensch verlohren haben soll, war keine Sache, die man ihm

mit Gewalt nehmen konnte. Sie steckte vornehmlich in der Seele, und, was noch mehr ist, in dem Willen selbst. Dieser mußte verdorben werden. Wie aber? Durch äußerliche Gewalt? Das geht nicht an. Voluntas non potest cogi. Durch Verführung und liebreichen Zwang? Aber so wäre der Casus, wie der Herr Manzel will, nicht violentus; so wäre der Mensch nicht vollkommen gewesen. Denn es ist ausgemacht, daß, auch bey unserm jetzigen Verderben der Teufel uns nicht verführen kann, ohne sich unserer Schwachheit zu bedienen. Er verführet niemand, als der verführet seyn will. Wer ihm widerstehet, vor dem fleucht er. Der Mensch in seiner Vollkommenheit hat dieses letzte mit weit grösserm Nachdruck, als wir in unserer jetzigen Schwachheit, thun können; und die Lust verführet zu werden, samt allen den Neigungen, deren sich der Teufel bedienet, uns zu berücken, fanden sich bey ihm nicht. Wie hat er dann verführet werden können?

Ew. Hochwohlgebohren ersehen aus diesem allen, daß das Argument des Herrn Manzels noch viel zu schwach ist, die ursprüngliche Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts zu er:

weisen. Ich schreite demnach zu dem folgenden, welches §. 21. also lautet: " Ein jeder Gesetzgeber muß dahin sehen, daß seine Gebote die Kräfte derjenigen, welchen er sie giebet, nicht übersteigen, und muß kein Gesetze geben, das seine Unterthanen nicht vollkommen zu halten vermögend sind. Macht er es anders, so ist er ein Tyrann. Nun ist ausgemacht, daß Gott die Gesetze der Natur in unser Herz geschrieben; wir aber halten sie nicht, wie die klägliche Erfahrung lehret: folglich leben wir nicht in dem Zustande, in welchem wir, nach der Absicht Gottes, leben sollten."

Hier muß ich vor allen Dingen Ew. Hochwohlgebohren sagen, daß dieses Argument gar nicht so eingerichtet ist, als es seyn sollte. Die Frage ist nicht; ob die Menschen die natürlichen Gesetze beobachten? sondern, ob sie fähig sind, dieselbe zu halten? Daß die meisten Menschen dawider handeln, ist unstreitig; aber dieses thut zu Herrn Manzels Endzweck nichts. Der hätte sagen sollen, der Mensch wäre gar nicht im Stande, die Gesetze der Natur zu halten; so hätte er daher folgern können, daß der Mensch sich einmal in einem andern Zustande befunden habe. Wie er

seine Sachen vorgebracht hat, heißt alles, was er saget, nichts.

Dieses könnte zu Abfertigung dieses andern Arguments genug seyn. Allein da mir dir Höflichkeit zu glauben befiehlt, daß der Herr Professor Manzel besser und ordentlicher gedacht hat, als er geschrieben, so will ich seinem Schlusse die rechte Form geben, und alsdann sehen, ob derselbe den Stand der Unschuld, aus welchem der Mensch gefallen seyn soll, zu beweisen tüchtig ist.

„Der Mensch," will der Herr Professor Manzel vermuhtlich sagen, „ist so gar verderbet, daß er nicht im Stande ist, die Gesetze der Natur zu beobachten. Es ist aber nicht zu glauben, daß sie ihm von Gott würden gegeben seyn, wenn er nicht, zu der Zeit, als sie ihm gegeben wurden, die Kräfte gehabt hätte, sie zu halten: folglich muß er diese Kräfte nohtwendig verlohren haben, und befindet sich also in einem andern Zustande, als derjenige war, in welchem er von Gott erschaffen."

Dieses liesse sich, deucht mich hören, wenn nur erst ausgemacht wäre, daß der Mensch nicht im Stande ist, die Gesetze der Natur zu halten. Die Erfahrung giebt es leider zwar, daß die meisten

Menschen nicht erkennen wollen, was zu ihrem Frieden dienet; sondern ihren thörichten Begierden lieber, als der Einrede der gesunden Vernunft, oder welches einerley ist, den Gesetzen der Natur folgen: Allein, da es doch zu allen Zeiten einige, wiewohl, gegen die Menge der Thoren zu rechnen, sehr wenige gegeben hat, welche die Regeln der Gerechtigkeit und des Wohlstandes nicht allein genau beobachtet: sondern auch ihre Begierden so gebändiget haben, daß dieselbe die Ruhe ihres Gemühts nicht merklich stöhren können: so deucht mich, daß man, mit Bestande der Wahrheit nicht sagen könne, die Menschen überhaupt wären ganz und gar untüchtig, die Gesetze der Natur zu halten. Das einzige Exempel des vortrefflichen Socrates würde einem, der dieses behaupten wollte, zeigen, daß er zu hart rede. Denn da man wohl nicht leicht sagen wird, daß dieser grosse Weltweise aus einer Massa praeservata entsprossen: so bleibt es wohl gewiß, daß dasjenige, was dem Socrates möglich gewesen ist, andern auch nicht schlechterdings unmöglich sey. Werden demnach gleich die natürlichen Gesetze nicht von allen Menschen aufs genaueste beobachtet: so kann uns dieses doch nicht bewegen, zu schliessen, wir wären nicht

in dem Stande, in welchem wir waren, als die Gesetze entstunden, das ist, als wir erschaffen wurden. Genug, daß wir sie halten können, wenn wir wollen.

Will aber der Herr Professor Manzel den fast allgemeinen Mangel dieses Willens als eine unvollkommenheit ansehen, die, wenn sie sich bey dem ersten Menschen gefunden hätte, Gott würde abgehalten haben, die Gesetze der Natur zu geben, und daher den Schluß machen, daß der erste Mensch von derselben frey gewesen sey, und eine beständige Neigung zum Guten gehabt habe: so muß er wissen, daß dieses sehr übel geschlossen sey. Die gesunde Vernunft stimmet nicht damit überein. Die sagt, daß die Gesetze ein Zeichen unserer Unvollkommenheit sind, und daß dem Gerechten kein Gesetz gegeben ist, weil er freywillig thut, was recht ist; und dieses letzte bekräftiget auch die Schrift. Mich deucht also, Gott würde uns niemalen gewisse Gesetze vorgeschrieben haben, wenn wir so heilige, unschuldige und vollkommene Creaturen gewesen wären, als der Herr Manzel aus den ersten Menschen machen will. Wozu sollen einer Creatur, die höchst vollkommen ist, ihren wahren Nutzen völlig erkennet, nicht die

geringste Begierde hat nach solchen Dingen, die ihrem Nutzen entgegen sind, und also unmöglich anders, als heilig und gerecht leben kann, die besten Gesetze nützen? Ein Stein der in die Höhe geworfen worden, bedarf keiner Ermahnung, oder Anweisung, daß und wie er herunter fallen solle. So nohtwendig es nun aber ist, daß ein in die Luft geworfener Stein herunter fällt: so nohtwendig ist es auch, daß eine vollkommene, und in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit erschaffene, Creatur alles thut, was nöhtig ist, sich in dieser Vollkommenheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit zu erhalten. Dieses fliesset aus ihrem Wesen; und sie würde nicht vollkommen seyn, wenn sie nicht auch die Fähigkeit hätte, sich in ihrem beglückten Stande zu erhalten. Ich sehe nicht, warum Gott einer solchen Creatur Gesetze vorschreiben sollte? Gesetze verbieten das Böse, und befehlen das Gute. Das Gute thut eine vollkommene Creatur von sich selbst: und ihr das Böse untersagen, würde eben so viel seyn, als sie für unvollkommen halten; weil ein solches Verbot nohtwendig aus einer Beysorge herrühren müßte, daß die vollkommene Creatur das Böse dem Guten vorziehen möchte. Eine Creatur aber, von

welcher man dieses vermuhtet, ist unvollkommen.

Und vor unvollkommene Creaturen gehören eigentlich die Gesetze. Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Wir sind alle geistlicher Weise krank. Was ist es dann Wunder, daß uns Gott die Gesetze der Natur, als eine heilsame Arzney, vorgeschrieben? Wären wir von Natur so beschaffen, als es die Regeln der gesunden Vernunft erfordern: so bedürfen wir keiner Gesetze, die unserm verkehrten Willen gewisse Schranken setzen, und keiner Anleitung zur Erkenntniß unsers wahren Nutzens. Die Gesetze der Natur schicken sich gar wohl zu unserer Unvollkommenheit, und es ist nicht nöhtig, zu sagen, wir wären zu der Zeit, als sie uns gegeben sind, höchst weise und vollkommen gewesen.

Aber hat also Gott nicht tyrannisch mit uns gehandelt, daß er uns Gesetze gegeben, die unsern Neigungen so sehr entgegen sind, daß es uns schwer, ja fast unmöglich fällt, dieselbe zu halten?

Dieses ist der Scrupel, den sich der Herr Professor Manzel macht, und der ihn bewogen hat, um Gott von dem Verdacht einer Grausamkeit zu befreyen, d'n Schluß zu machen, der Mensch

müsse sich zu der Zeit, als Gott die Gesetze der Natur gegeben, in einem bessern und vollkommenern Zustande, als jetzo, befunden haben. Allein dieser Scrupel wird sich bald verliehren, wenn man nur die Gesetze der Natur ein wenig genauer ansiehet.

Es ist gewiß, wenn die Gesetze der Natur willkührliche Verordnungen wären, kraft welcher Gott dem Menschen sich gleichgültige, und zum wahren Wohlseyn der Menschen nichts beytragende Dinge verböte und beföhle: so wäre es freylich eine Art einer Tyranney, mit denselben eine Creatur zu beschweren, die entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht ohne grosse Schwierigkeit, dieselben zu halten vermögend ist. Allein so sind die Gesetze der Natur nicht beschaffen. Es bestehen dieselben nicht in willkührlichen Verordnungen, auf deren Uebertretung willkührliche, und nicht aus den Thaten der Menschen selbst fliessende Strafen gesetzet sind. Sie sind nichts, als eine Einsicht in die Folgen unserer Handlungen, und sind uns nicht gegeben, weil wir vollkommen erschaffen worden; sondern nur den Unvollkommenheiten zum Gegengewicht zu dienen, die aus unserer Einschränkung und unserm Zusam-

menhange mit den übrigen Creaturen entstehen.

Sollte also Gott wohl einer Tyranney beschuldiget werden können, daß er uns, als ein liebreicher Vater, vor Schaden warnet? Ich sollte es nicht denken. Laß es seyn, daß die meisten Menschen ihren wahren Nutzen aus den Augen setzen, und sich in Unglück stürzen: die Gesetze der Natur bleiben darum doch eine Wohlthat Gottes, und machen den Menschen, der sie entweder aus Schwachheit oder Bosheit, nicht hält, nicht unglücklicher, als er seyn würde, wenn sie Gott nicht in sein Herz gepräget hätte.

Der Herr Professor Manzel hat also keine Ursache, zu schliessen, daß wir höchst vollkommen gewesen sind, als Gott uns die Gesetze der Natur gegeben hat.

Meynen nun aber Ew. Hochwohlgebohren, daß der Herr Professor mit diesem Begriffe von den Gesetzen der Natur nicht zufrieden seyn, sondern vieles dagegen einzuwenden haben würde: so will ich eben so hart darauf nicht dringen. Ja ich will ihm zulassen, daß die Gesetze der Natur, die er meinentwegen für eigentliche Gesetze halten mag, nur Creaturen, die höchst vollkommen sind, gegeben werden können. Ich will

ihm zugestehen, daß wir sie jetzo nicht halten können: Allein er wird mir dann auch eine Frage zu gute halten. Sie ist nicht schwer zu beantworten.

- - - Minium est quod scire laboro.

Er kann nur ja oder nein sagen. Ich möchte gerne wissen: Ob die Gesetze der Natur, die Gott dem ersten Menschen in seiner Vollkommenheit gegeben hat, und die wir jetzo, wie der Herr Manzel will, nicht mehr halten können, uns noch verbinden oder nicht? Antwortet er nein: so muß man alle Systemata Juris Naturae zum Gewürzkrämer schicken, und nimmermehr von Recht und Billigkeit reden, sondern nach seinen Lüsten leben. Der Herr Professor Manzel wird auch keine gute Ursache geben können, warum er sein Werkgen geschrieben, und warum er sich bemühet hat, die edle Wissenschaft des Rechts der Natur auf einen bessern Fuß zu setzen.

Da es nun aber nicht glaublich ist, daß er so antworten wird: so muß er sagen, die Gesetze der Natur verbinden uns noch, ob wir gleich nicht mehr im Stande sind, dieselben zu halten. Mit was vor Grunde kann er aber dieses sagen, da er selbst meynet, es sey eine Tyranney, jeman-

den

den Gesetze geben, die er nicht halten kann? Ich kann zwar leicht denken, daß er sich, um vor diesem Einwurfe sicher zu seyn, unter die Canonen der Kirche retiriren, und mit der Lehre von der Erbsünde, als mit einem Schilde, waffnen wird: Allein Ew. Hochwohlgebohren sehen wohl, daß dieses einem Weltweisen, der aus der blossen Vernunft von dem Stande der Unschuld handeln will, nicht sonderlich wohl anstehet.

Die Vernunft weiß von keiner Erbsünde, von keinen Kindern des Zorns. Sie begreift wohl, daß, wenn der erste Mensch aus seiner Vollkommenheit gefallen ist, die aus diesem Fall in seiner Natur entstandene Verschlimmerung auf seine Nachkommen habe können fortgepflanzet werden. Sie begreift aber nicht, wie diesen Nachkommen des ersten Menschen die angebohrne Unart als ein Verbrechen könne zugerechnet werden. Es ist nicht unsere Schuld, daß wir böse gebohren werden, und folglich, wegen unserer angebohrnen Schwachheit, die Gesetze nicht halten können, welche dem ersten Menschen gegeben worden, der in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit erschaffen war. Wer uns darum strafet, der bege-

het eine Ungerechtigkeit, und die wird gar schlecht bemäntelt, wenn man spricht: Wir hätten die Kräfte gehabt, denen Gesetzen, welche uns gegeben worden, die gebührende Folge zu leisten; wir hätten aber die Kräfte durch unser eigen Versehen verscherzet. Denn nicht der Herr Professor Manzel und ich, oder sonst irgend einer von allen jetzo lebenden Menschen, haben vom verbotenen Baume gegessen. Warum sollen wir dann die unordentliche Lust unserer ersten Eltern büssen? Womit haben wir verdienet, daß uns durch unmöglich zu haltende Gesetze eine Last aufgeleget wird, die uns zu schwer ist? Gott hätte unsere ersten Eltern nach Belieben, wegen Uebertretung der Gesetze, welche sie, durch ihr Versehen, nicht halten konnten, züchtigen können; uns aber muß er, falls er will, daß wir ihm gehorchen sollen, Gesetze geben, die mit dem Zustande übereinkommen, in welchem wir uns jetzo befinden, und die wir vermögend sind, zu halten. Unmögliche Dinge muß er nicht von uns fordern, sonst denken wir von ihm, was wir von einem Menschen denken würden, der einen Lahmen mit Schlägen zwingen wollte, ein Menuet zu tanzen, unter dem Vorwande, der Urältervater dieses Krüppels sey

ein geschickter Tänzer gewesen; habe sich aber, durch seine Unmäßigkeit, eine Krankheit zugezogen, die hernach auf alle seine Nachkommen geerbet seyn.

Und was braucht es viel Redens? Daß ein Sohn die Missethat des Vaters nicht tragen solle, ist ein Satz, der so fest in der Vernunft gegründet ist, als er klar in der Bibel stehet. Folglich ist es, nach der Vernunft, eine ausgemachte Sache, daß wir nicht verdienen, mit Gesetzen beschweret zu werden, die wir darum nicht halten können, weil unsere ersten Eltern die Kräfte verlohren haben, welche dazu erfordert werden.

Ew. Hochwohlgebohren sehen hieraus, daß es nicht wahr seyn könne, daß wir nicht im Stande sind, die Gesetze der Natur zu halten; weil daraus die ungereimte Folge fliesset, daß entweder die Gesetze der Natur uns nicht mehr verbinden, oder daß auch Gott ungerecht mit uns verfahre, wenn er uns wegen Uebertretung derselben strafet. Da nun aber der Herr Manzel sich auf diesen falschen Satz gründet: so fällt alles, was er saget, übern Haufen, nachdem ich den Grund umgestossen habe. Mich deucht, ich kann also mit gutem Gewissen zu dem dritten Argument des

Herrn Professor Manzels schreiten, und sehen, ob es mehr, als die beyden vorigen, beweiset.

„Ferner, spricht er, (§. 22.) beweiset dieses (daß wir nämlich in einem verdorbenen Zustande leben) der beständige Streit des Fleisches und des Geistes, welchen auch selbst die Heiden gefühlet, beseufzet, und nicht Gott; sondern ein böses Principium für desselben Ursache gehalten haben."

Ich merke hierbey an:

I. Daß es nicht regelmäßig geredet ist, wann der Herr Professor Manzel den Streit zwischen der gesunden Vernunft und den thörichten Begierden des Menschen einen Streit des Fleisches und des Geistes (luctam carnis et spiritus) nennet. Diese Redensart ist den Gottesgelehrten eigen, und ich möchte dieselbe nicht so entheiligen. Derjenige Streit, von welchem der Herr Manzel redet, heisset, wie bekannt, pugna rationis et appetitus sensitivi.

II. Daß dieser Streit, den wir in uns spühren, er mag nun heißen, wie er will; wohl beweise, daß wir unvollkommen und unglücklich sind; indem wir Begierden haben, die dem Verlangen, so wir überhaupt haben, lange und glücklich zu ben, gerade entgegen laufen; aber daß noch

nicht daraus folge, der erste Mensch sey anders beschaffen gewesen. Und diese meine Anmerkung muß um so viel eher gelten, weil ich schon gewiesen habe, daß, da das Wesen einer Creatur erfordert, daß sie unvollkommen sey, die Unvollkommenheit, die wir jetzo an uns haben, uns nicht Recht gebe, zu schliessen, wir wären vor diesem anders gemacht gewesen.

III. Daß es wenig zur Sache thut, ob die Heiden diesen Streit gefühlet, und einem bösen principio zugeschrieben, oder nicht. Ich weiß wohl, daß einige das Verderben der menschlichen Natur als die Strafe eines, in einer andern Welt begangenen, Verbrechens angesehen; allein dieses beweiset noch nicht, daß also wirklich eine gewaltsame Veränderung in der Natur des Menschen vorgegangen sey.

Die Heiden bemüheten sich, den Ursprung der Unvollkommenheit und des Bösen in dem Menschen zu erklären, und erdichteten, zu dem Ende, eben wie der Herr Manzel, einen Stand der Unschuld, nach ihrer Art. Sie hatten davon so wenig Gewißheit aus der Vernunft, als er. Allein sie meynten auf die Art die Ehre der Gottheit zu retten, der man es als einen Mangel der Macht, oder

Güte, auslegte, daß sie unvollkommene und elende Creaturen hervorgebracht. Die Seelen der Menschen haben sich, sagten sie, ehe sie in die Leiber verbannet worden, versündiget, und darum hat sie Gott zur Strafe an die Materie geknüpfet. Ein Heide aber, der auf solche Art alle Scrupel heben wollte, war leicht zu widerlegen. Man konnte ihn nur fragen: Ob die Seelen, vor ihrer Verbannung in die Leiber, vollkommen oder unvollkommen gewesen? Sagte er: Sie waren vollkommen; so konnte man fragen: Warum sündigten sie dann? sagt er: Sie waren es nicht; so blieb der Scrupel da, den er, durch sein Gedichte, heben wollte, nämlich, woher die Unvollkommenheit in dem Menschen entstanden?

Ew. Hochwohlgebohren sehen also, daß der Fall, welchen die Heiden erdichtet, ein elender Behelf ist, von der Unvollkommenheit des Menschen eine Ursache zu geben; und daß folglich der Herr Professor Manzel in den Meynungen dieser Leute wenig Trost finden könne, und wenn er sich auch auf dasjenige berufen hätte, was ich eben von dem Glauben der Heiden erwehnet habe. Nun aber thut er dieses nicht einmal; sondern begnügt sich nur, anzumerken, daß die Heiden den

Streit des Fleisches und des Geistes gefühlet, und einem bösen principio zugeschrieben haben: und dieses hat wenig zu bedeuten. Denn einestheils ist es kein Wunder, daß diejenigen unter den Heiden, welche zwey principia glaubten, die Unvollkommenheit in dem Menschen dem Bösen zuschreiben; und anderntheils ist es falsch, daß die Heiden überhaupt den Streit des Fleisches und des Geistes einem bösen principio zugeschrieben haben. Alle diejenigen, welche nicht zwey principia glaubten, gaben ihren Göttern Schuld, daß sie sie zu Lastern reizeten. Und es ist bekannt, daß fast keine Untugend zu erdenken ist, die nicht ihren eigenen Patron unter den Göttern gehabt hätte. Die Heiden meynten also, daß von den Göttern, die ihnen das Gute gaben, auch das Böse herrühre, und bildeten sich, wann sie von ihren Begierden zu etwas getrieben wurden, dessen Unbilligkeit und Schädlichkeit sie wohl erkannten, feste ein, dieser Trieb sey göttlich. So erklärte die Meda ihre unbändige Liebe zu dem Jason, deren Unvernunft sie selbst wohl erkannte.

Concipit interea validas Aetlas ignes
Et luctata diu, postquam ratione furorem

Vincere non poterat; frustra Medea repugnas
Nescio quis Deus obstat, ait. . . . *)

Mr. Bayle sagt, **) die Heiden hätten diese göttliche Reizung zum Bösen als eine Strafe einer vorhergegangenen Uebertretung angesehen, und vergleicht die Begriffe, welche sie gehabt, mit dem, so unsere Gottesgelehrten vom Verluste des freyen Willens durch den Fall, und der Entziehung der Gnade Gottes lehren. Aber auch dieses kann dem Herrn Professor Manzel wenig helfen. Denn wie sehr auch die Grillen der Heiden mit den Lehren unserer Gottesgelehrten übereinstimmen: so bleibt es doch noch eine Frage, ob es unvernünftig sey, zu glauben, daß Gott eine Creatur, wie grob sie sich auch an ihm versündiget, immer mehr zur Sünde reizen solle. Diese Erklärung des Streites, den wir in uns fühlen, ist, meiner Meynung nach, nicht weit her, und man findet auch unter den Heiden selbst einige, denen sie nicht gefallen hat. Wann die Phädra beym Seneca ***) ihre rasende Liebe gegen ihren

*) Ovidius Metam. Lib. VII.

**) Diction. Histor. et Crit. Art. Ovid. not. G.

***) in Hybpolito Act. 1.

Stiefsohn mit einem göttlichen Triebe bemänteln will, und spricht:

> - - - quæ memoras scio
> Vera esse Nutrix: sed furor cogit sequi
> Pejora. Vadit animus in præceps sciens,
> Remeatque frustra sana consilia appetens.
> - - - - - - - - - - - - -
> Quod ratio poscit, vincit ac regnat furor
> Potensque tota mente dominatur Deus.

so wird ihr gar vernünftig geantwortet: Sie irre sich sehr, wenn sie meyne, Gott reize sie zu der Thorheit, ihren Sohn zu lieben. Diese Einbildung sey eine Erfindung liederlicher Gemühter rc.

> Deum esse amorem, turpiter vitio favens
> Finxit libibo: quoque liberior foret,
> Titulum furori Numinis Falsi addidit
> - - - - - - - - - - - - -
> Vana ista demens animus ascivit sibi
> Venerisque numen finxit, atque arcus Dei.

Ob nun gleich die Heiden die Unvollkommenheit des Menschen erkannt; und da sie sich in den Streit der gesunden Vernunft mit den thörichten Begierden des Herzens nicht finden können, einen Deum ex Machina zu Auflösung dieses Räzels gebrauchet haben: so hilft doch dem

Herrn Manzel ihr Exempel nichts. Sein Stand der Unschuld, sein Fall wird dadurch nicht wahrscheinlicher; und wenn sie auch, wie er will, eine Art von alten Drachen gekannt hätten: denn es würde noch die Frage übrig bleiben, ob sie wohl geschlossen. Was will er aber also sich auf die Heiden berufen, da ich gewiesen, daß sie den innerlichen Streit, den wir fühlen, als etwas göttliches angesehen haben? Wie kann er sagen, die Heiden hätten die luctam carnis et spiritus erkannt? Der Herr Manzel siehet diesen Streit als ein Zeichen unsers Verderbens an: Das thaten aber die Heiden nicht; die hielten einen erzürneten Gott für den Urheber desselben, und mußten also die einheimische Unruhe, welche sie fühlten, mehr für ein Zeichen ihrer eigenen Unvollkommenheit, ansehen. Sie konnten unmöglich daraus folgern, daß in der menschlichen Natur eine Veränderung vorgegangen sey, aus welcher dieser innerliche Krieg der Vernunft und Begierden herrühre. Mr. Bayle ist am angezogenen Ort anderer Meynung, und meynt, die Heiden hätten von dem Fall, und dem daraus erfolgten Verlust des freyen Willens, etwas gerochen: Allein mich deucht, ich wollte mit leichter Mühe das Gegen-

theil darthun, wenn ich nicht besorgte, Ew Hochwohlgebohren durch meine Weitläuftigkeit verdrießlich zu fallen.

Ich wende mich also zu dem folgenden Argument des Herrn Professor Manzels, welches er (§. 23) von der güldenen Zeit hernimmt, von welcher die Heiden so viel geschwatzet haben. Ich glaube, es muß ihn recht gefreuet haben, als er gesehen, daß das Seculum aureum der Heiden und sein Stand der Unschuld einander so ähnlich sehen: weil dieses wenigstens ein Zeichen ist, daß man aus der Vernunft den Stand der Unschuld erkennnen könne. Allein, ob ich ihm gleich den Einwurf nicht machen will, den er (§. 24.) schon zum voraus beantwortet hat: so weiß ich doch nicht, ob das, was die heidnischen Poeten von der güldnen Zeit gesungen haben, seine Sache gut machen kann. Ich glaube dieses um so viel weniger, weil der Herr Professor Manzel selbst gestehet, sie hätten es erdichtet. (quæ illi ipsi gentiles de aureo Finxerunt seculo.) Mich deucht, wenn das, was Ovidius von der güldnen Zeit schreibet, erdichtet ist; so kann das, was der Herr Professor von dem Stande der Unschuld sagt, auch nicht weit her seyn; weil das

beste, so er vorbringt, nichts anders ist, als was Ovidius schreibt. Indessen hätte der Herr Professor besser gethan, wenn er nicht weiter gegangen wäre, als die Heiden. Diese guten Leute wußten aus der Historie und Tradition, konnten es auch zur Noht aus der Vernunft wohl wissen, daß die Liederlichkeit, Schwelgerey, der Geiz, der Hochmuht und andere Laster in den ältern Zeiten nicht so groß gewesen, als sie diese Laster zu ihren Zeiten sahen, und daß die Alten also, gegen ihre Nachkommen zu rechnen, für weise und heilige Leute zu halten. Aber daraus schlossen sie nicht, daß die Alten nicht eben die Neigungen gehabt, die wir haben: Sie legten ihnen darum nicht eine allen menschlichen Witz übersteigende Vollkommenheit bey, die in folgenden Zeiten, ich weiß nicht durch was für einen gewaltsamen Zufall, verlohren gegangen. Und hätten sie es gethan: so hätten sie, wie der Herr Professor Manzel, unrichtig geschlossen.

Es ist nicht schwer zu begreifen, daß der erste Mensch, nebst seiner Gehülfinn, einen Augenblick nach seiner Erschaffung, nicht so lasterhaft seyn können, als wir. Er suchte, wie andere Thiere, eine Nahrung, und nahm vorlieb mit dem, so

ihm zuerst vorkam. Er hatte noch nichts geschmecket, das seinen Gaumen gekützelt und ihn verleiten können, lecker zu werden. Er war also mäßig und zufrieden, wenn er nur seinen Hunger und Durst stillen konnte. Eine solche Creatur brauchte wenig, und konnte also nicht verlangen, viel zu besitzen, der Geitz plagte sie nicht, und da sie ausser einer Republik lebte: so war sie vom Hochmuhte frey.

Allein waren darum die ersten Menschen ihrem Wesen nach vollkommner, als wir? Ich sollte es nicht meynen. Eine solche Vollkommenheit, eine solche Unschuld finden wir noch bey vielen wilden Völkern, und nehmen sie selbst an unsern Kindern und an vielen Landleuten wahr. Gleichwie nun aber die Tugend und Unschuld dieser Leute sich auf ihre glückselige Unwissenheit gründet: so kann man auch die Unschuld der ersten Menschen aus eben diesem Grunde herleiten.

Die Erfahrung hat es auch gegeben, daß die ersten Menschen nnr aus Einfalt tugendhaft gewesen: denn so bald sie die Welt nur etwas besser kennen gelernet, und die Dinge, so unsere Sinne belustigen, gekostet hatten, waren sie nicht mehr

mit dem, was der Erdboden trug, zufrieden: sie künstelten an diesen Dingen, und begnügten sich nicht mehr mit der Stillung ihres Hungers und der Löschung ihres Durstes; sondern suchten ihren Geschmack zu kützeln. Sie wurden lecker, und fingen folglich an, mehr nöhtig zu haben, als ihre Nohtdurft erforderte, und daher entstand die Begierde, viel zu besitzen. Aus dieser Begierde entstand, da ihre Anzahl vermehret wurde, Zank und Streit; und diese Uneinigkeit gab Gelegenheit zu Aufrichtung gewisser Gesellschaften, theils um andere desto leichter zu unterdrücken, theils um sich besser zu wehren. Die Aufrichtung der Republiken führte eine Ordnung und einen Unterschied unter Obrigkeit und Unterthanen ein; und aus dieser Ungleichheit mußte nohtwendig der Ehrgeiz entstehen.

Auf solche Art verschwand die erste Unschuld in einem Theile des Erdbodens eher, als in dem andern. Die alten Deutschen erhielten sich länger darinn, als die Griechen und Römer; und in den Ländern, die den Alten unbekannt gewesen, sind ganze Völker in der glückseligen Unwissenheit der ersten Menschen geblieben, bis wir sie entdecket, und durch unser böses Exempel verführet haben.

Hieraus aber ist klar, daß die ersten Menschen keine sonderliche Vollkommenheit an sich gehabt haben, die sie durch einen gewaltsamen Zufall verlohren hätten. Man siehet leicht, daß es gar nohtwendig gewesen, daß eine solche Creatur, als der Mensch anfänglich war, mit der Zeit ärger geworden, so wie sich nach und nach die ursprüngliche Unwissenheit als der Grund seiner Unschuld verlohren. Die ersten Menschen hatten alle Fähigkeit, so zu werden, als wir jetzo sind. Die zu ihrer Erhaltung nöhtigen Begierden, welche sie hatten, waren hinlänglich, ohne allen gewaltsamen Zufall die Veränderung, die wir an den Menschen wahrnehmen, zu verursachen. Daß sie gleich anfangs ihre Begierden nicht mißbrauchten, das machte ihre Dummheit: sie enthielten sich vieler Fehler und Laster, die wir begehen, nicht wegen ihrer grossen Heiligkeit, sondern weil sie dieselbe nicht zu begehen wußten.

Und dieses ist die Ursache, warum Seneca den ersten Menschen den Titel weiser Leute streitig macht. Sed, sagt er,*) quamvis egregia illis vita fuerit, et carens fraude, non fuere sapien-

*) Epist. 90.

tes. - - - Non tamen negaverim fuisse alti Spiritus viros, et, ut ita dicam, *a Diis recentes.* - - - Quid ergo? *Ignorantia rerum innocentes erant.* Multum autem interest, utrum peccare aliquis nolit an nesciat.

Ich bin mit dem, was Seneca sagt, völlig zufrieden, und will dem Herrn Professor Manzel, wenn er den Stand der Unschuld eben so erkläret, gerne einräumen, daß man denselben aus der Vernunft erkennen könne. Aber da er sich einen Menschen dichtet, der ohne alle Schwachheiten, und mit einer unbegreiflichen Weisheit und Heiligkeit begabet gewesen: so muß man ihm sagen, daß die Vernunft ein solches Geschöpfe nicht kenne. Sie stellet sich die ersten Menschen als unsere Kinder vor. Diese lassen in dem Anfange ihres Lebens nicht so viele Bosheit von sich spühren, als erwachsene Leute; desfalls aber sagen wir nicht, daß sie vollkommen sind. Und die Folge giebt es auch, daß sie es nicht sind. So bald sie sich selbst erst recht fühlen, lassen sie ihre angebohrne Unart blicken, und diese wächst mit den Jahren. So ging es nun auch mit den ersten Menschen. Sie sündigten, wie ich schon gesagt,

aus Einfalt nicht, und werden gewiß nicht lange in dieser heilsamen Einfalt geblieben seyn.

Wir haben von den ersten Zeiten schlechte Nachrichten: allein aus dem wenigen, so uns die Historie von den allerältesten Zeiten lehret, können wir ohne große Kunst sehen, daß nichts neues unter der Sonne geschiehet, und sich von jeher unter den Menschen gute und böse gefunden haben. Der Mensch ist von der Zeit seiner Schöpfung an immer ein Mensch, das ist, ein närrisches Thier, gewesen.

Unsere Stammutter, Eva, beging, kurz nach ihrer Schöpfung, da sie sich noch in ihrer Unschuld befand, eine That, von welcher ich mir in diesen letzten Zeiten ein Kind von einem nur mittelmäßig guten Gemühte durch die blosse Furcht der Ruhte abzuhalten getraue. Ich weiß nicht, ob diese traurige Begebenheit uns, so lange wir sie nach der blossen Vernunft betrachten, einen grossen Begriff von der Vollkommenheit der ersten Menschen geben kann. Was würde, spricht die Vernunft, die gute Eva nicht für Fehltritte begehen, wenn sie mit aller ihrer Unschuld in der jetzigen Welt lebte? Die Verführung ist heutiges Tages weit grösser, als vor diesem, und es ist

glaublich, daß Adam wenig fröhliche Stunden in seinem Ehestande würde gehabt haben, wenn seine Gemahlinn, die so wenig Meister von sich selbst war, den Versuchungen unterworfen gewesen wäre, die jetzo eine junge Dame an einem Hofe, da es nur etwas lustig hergehet, auszustehen hat. Ihre Aufführung machet, daß man ihr wenig Gutes zutrauen kann:

Car bien qu'Adam fût jeune et vigoureux
Bien fait de corps et d'esprit d'agreable,
Elle aima mieux, pour s'en faire conter,
Prêter l'oreille aux fleuretes du Diable,
Que d'être femme et ne pas coquetter. *)

Ich weiß wohl, daß dieses nur ein poetischer Einfall ist: allein die Wahrheit zu sagen, das, was Eva im Paradies gethan hat, ihre grosse Neugierigkeit, und ihr unordentlicher Appetit, den selbst die Drohungen ihres Schöpfers, von dessen Macht und Wahrhaftigkeit sie mehr als zu viel überzeuget war, nicht mäßigen konnten, macht, daß ich befürchte, sie würde, wenn man sie mit aller ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit so wie sie von Gott aus der Ribbe des schlafen-

*) S. Les Poësies de Sarrasin, p. 61.

den Adams verfertiget worden, in die Umstände, darinn sich eine junge Hofdame befindet, setzen könnte, sich so aufführen, daß die Vertheidiger ihrer unbegreiflichen Vollkommenheit nichts als Schimpf von ihr haben würden: wenigstens würde sie es nicht besser machen, als unser in Sünden empfangenes und gebohrnes Frauenzimmer. Indessen thun wir ihr die Ehre, und glauben, sie habe Tugenden und Vollkommenheiten besessen, die nachmals verlohren gegangen. Und dieses ist kein Wunder. Das Alterthum hat etwas an sich, das in uns eine Art von Ehrerbietung erwecket, die uns antreibt, auch die Fehler desselben zu übersehen. Wenn wir demnach sehen, daß in alten Zeiten Laster, so bey uns nicht seltsam sind, entweder gar nicht, oder gar selten begangen worden: so gerathen wir in Verwunderung, und bilden uns ein, die Menschen, die zu den Zeiten gelebet haben, müssen ganz andere Thiere gewesen seyn, als wir. Aber wir betriegen uns sehr; wie löblich auch ihr Wandel war: so waren sie doch Menschen, wie wir. Daß uns der Unterscheid zwischen uns und ihnen so groß vorkömmt, das macht, daß wir unsere Thorheiten vor Augen sehen, und diejenigen

welche die Alten begangen haben, entweder gar nicht wissen, oder doch, aus Ehrerbietung gegen das Alterthum, nicht so hoch aufmutzen, als die Fehler des mit uns lebenden Nächsten.

Ich gebe Ew. Hochwohlgebohren zu bedenken, ob es nicht wahrscheinlich, daß alles, was die Heiden von der güldnen Zeit geschrieben haben, mehr aus einer übermäßigen Ehrerbietung gegen das Alterthum, als aus der gesunden Vernunft, hergeflossen sey, und ob also der Herr Professor Manzel durch diese Einfälle der heidnischtn Poeten etwas beweisen könne? Ich zweifele an dem letzten um so viel mehr, weil selbst die heidnischen Poeten von dem Stande der Unschuld des Herrn Manzels nichts wissen, und vielleicht das, was sie von der güldnen Zeit geschrieben, selbst nicht geglaubet haben. Sie bedienten sich in diesem Stücke der Freyheit, die ihnen Horaz gegeben hat; aber welcher er sich doch selbst, in Ansehung der güldnen Zeit, nicht bedienen wollen, weil er ausdrücklich schreibt:

Quum prorepserunt primis animalia terris
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
Unguibus et pugnis, dein fustibus atque ita porro
pugnabant armis, quæ post fabricaverat usus:

Donec verba, quibus voces sensusque notarent
Nominaque invenere: dehinc absistere bello
Oppida cœperunt munire, et ponere leges
Ne quis fur esset, neu latro, neu quis adulter. *)

Und wenn dann gleich alle heidnischen Poeten ich weiß nicht was für abentheuerliche Dinge von der güldnen Zeit geschrieben und festiglich geglaubet hätten: so würde doch daraus nicht folgen, daß die sich selbst gelassene Vernunft uns zur Erkenntniß des Standes der Unschuld führen könne. Die heidnischen Weltweisen und Geschichtschreiber redeten von dem Zustande der ersten Menschen ganz anders. Ew. Hochwohlgebohren können dieses aus der Stelle des Seneca, welche ich schon angeführet habe, und aus dem Diodorus Siculus **) deutlich sehen.

Der Professor Manzel fährt indessen fort, seinen Stand der Unschuld §. 25. auf folgende Art zu beweisen. „Der Mensch,“ spricht er, „ist die vortrefflichste Creatur; er ist aber jetzo das elendeste unter allen Thieren. Es ist nicht zu glauben, daß dieses von Gott also verordnet sey: folglich

*) Horat. Lib. I. Sat. 3.

**) Lib. I. Cap. 8.

muß sich etwas begeben haben, wodurch der Mensch die ihm anerschaffene Vortrefflichkeit verlohren, und sich den Zorn seines Schöpfers zugezogen hat."

Ich denke nicht, daß ich diesem Schlusse etwas von seiner Kraft benommen, ob ich gleich die Worte des Herrn Professors nicht behalten habe. Allein, wie sehr ich mich auch bemühet habe, etwas darinn anzutreffen, das mich bewegen könnte, meine Gedanken zu ändern: so habe ich doch nichts bündiges darinn finden können. Ich bekenne, es läuft wider die Vernunft, daß Gott dasjenige Geschöpfe, welches das vortrefflichste unter allen seyn sollen, zu dem allergrößten Elende sollte verdammet haben. Aber wer hat uns dann gesagt, daß wir nohtwendig das allervortrefflichste Geschöpfe habe seyn sollen? Dieser Satz, auf welchen der Herr Professor seinen ganzen Beweis gründet, hätte verdienet, erwiesen zu werden. So lange das nicht geschiehet, halte ich mich berechtiget, die Einbildung von unserer Vortrefflichkeit für eine Frucht unsers Hochmuths, und folglich für ein Zeichen unserer Unvollkommenheit anzusehen.

Die Vernunft saget uns, daß Gott alle seine Geschöpfe gleich wehrt halte, und für sie alle so gesorget habe, daß sie, nach dem Maasse einer Creatur, alle glücklich seyn können. Ich finde in dem Menschen nichts, das mich bewegen könnte, zu glauben, Gott müsse in Ansehung seiner eine Ausnahme machen. Ja, da ich sehe, daß der Mensch, wie der Herr Manzel sagt, so gar elend ist; so wollte ich lieber den Schluß machen: Gott habe in Ansehung seiner eine Ausnahme gemacht, die klärlich weiset, daß er nicht das vortrefflichste Geschöpfe seyn sollen.

Denn die Vortrefflichkeit eines Dinges ersehe ich aus dessen Eigenschaften. Diejenige Creatur nun, welche die vortreflichste unter allen seyn soll, die muß die andern an Macht, Daurung, Verstand, Tugend, oder auch an künstlicher Bildung, übertreffen. Wenn ich den Menschen noch so viel betrachte, so finde ich nicht, daß man dieses von ihm sagen könne.

Seine Kräfte erstrecken sich nicht gar weit, und die meisten haben keine Ursache, ihn zu beneiden. Was die Daurung anlanget, so ist es offenbar, daß viele Creaturen weit länger dauren, als der Mensch. Mit seiner Weisheit und mit

seinem Verstande brüstet sich der Mensch zwar sehr: allein auch die Thiere haben die Fähigkeit, ihren wahren Vortheil zu kennen, und bedienen sich derselben besser, als der Mensch. Daß sie nicht so tiefsinnige Schlüsse machen, und abstrahiren können; das ist mehr ein Zeichen, daß sie vortrefflicher sind, als der Mensch, als daß es den Vorzug, den wir vor ihnen haben, beweisen sollte. Mit einem Blick, ohne weitläuftige Schlüsse, nützliche Wahrheiten erkennen, ist eine grössere Vollkommenheit, als mit grosser Mühe aus einigen bekannten Sätzen unbekannte herleiten. Ein Musicus, der ohne darauf zu denken, die schwersten Stücke wegspielet, hat unstreitig den Vorzug vor einem Lehrling, der sich den Kopf darüber zerbricht. Unnütze aber, oder wohl gar schädliche, Wahrheiten nicht erkennen, ist so wenig ein Fehler, darüber sich die Thiere zu betrüben hätten, als es eine Vortrefflichkeit unserer Natur anzeiget, daß wir sie in dieser Art der Erkenntniß übertreffen.

Mit unserer Tugend ist es so beschaffen, daß es wohl besser diente. Ich habe noch niemalen gehöret, daß man unsere Heiligkeit und Unschuld als einen Beweis unsers Vorzuges vor andern

Creaturen gebrauchet hat. Wir stellen uns wenigstens die Thiere eher zum Muster vor, als daß wir ihnen rahten sollten, unserm Beyspiele zu folgen. Und was dann endlich den künstlichen Bau unsers Cörpers betrifft: so ist kein Thiergen in der Welt, dessen Bildung uns nicht ja so viel Gelegenheit geben sollte, die unendliche Weisheit des Schöpfers zu bewundern, als unsrr Cörper.

Da nun der Mensch nichts an sich hat, woraus man schliessen könnte, daß er das vortrefflichste Thier seyn sollen; man aber von den Absichten Gottes nicht wohl anders, als aus dem Erfolge, urtheilen kann; so möchte ich wohl wissen, woher dann der Herr Professor Manzel erfahren habe, daß der Mensch das allervortreflichste Thier seyn sollen. A priori und aus der Vernunft kann er es unmöglich wissen; da er aber dennoch diesen Satz, also ausgemacht, voraus setzet: so mischt er fremde Begriffe in die Weltweisheit, und dieses heisset nicht philosophiren.

Wenn ich an jemand anders, als an Ew. Hochwohlgebohren schriebe, so würde ich besorgen, man möchte mir einwerfen: Ich thäte übel, daß ich den Menschen in seinem verdorbenen Zu-

stande betrachtete; man müßte von der Absicht Gottes in Erschaffung des Menschen nach der ursprünglichen Vollkommenheit desselben urtheilen. Aber Ew. Hochwohlgebohren sind nicht so unerfahren in der Vernunftlehre, daß Sie nicht sehen sollten, daß derjenige, der mir diesen Einwurf zu machen sich unterstehen wollte, denjenigen logicalischen Schnitzer begehen würde, den man Circulum nennet. Denn der Herr Professor Manzel setzt voraus, daß der Mensch die allervortrefflichste Creatur seyn sollen, und sucht daher zu beweisen, er müsse sich ehedessen in einem vollkommenern und glückseligern Zustande befunden haben. Er kann demnach, ohne unerträglich zu schliessen, diesen vollkommenen Zustand nicht zum Grunde legen, wenn er beweisen will, daß der Mensch das allervortreflichste Thier seyn sollen. Denn wer wollte über einen so ungereimten Schluß nicht lachen? Der Mensch muß in einem vollkommenen Zustande erschaffen seyn, weil er das allervortrefflichste Geschöpf seyn sollen; und der Mensch hat das allervortrefflichste Thier seyn sollen, weil er vollkommen erschaffen worden.

Da es nun also noch sehr zweifelhaft ist, ob der Mensch das vortreflichste Thier seyn sollen: so ste-

het man klar, daß der Herr Manzel viel zu frü-
he aus unserm Elende eine Veränderung unsers
ursprünglichen Zustandes schliesset: Wer sagt uns,
daß der Mensch nicht so seyn sollen, wie er ist? Die
Vernunft nicht. Die begreift wohl, daß es ein
Hochmuht ist, sich über die andern Geschöpfe zu
erheben, da uns doch vielmehr die Empfindung
unsers Elendes die Bescheidenheit lehren sollte.

Es ist ein Glück vor uns, daß die Thiere
nicht wissen, was wir für schöne Sachen von unserer
Vortrefflichkeit schwatzen. Würden sie uns nicht
auslachen, wenn sie wüßten, wie wir armselige
Creaturen uns, bey allem unserm Elende, brü-
sten?

Allein so sichert uns einer von unsern Vorzü-
gen auch vor diesem Schimpf. Solus homo est
risibilis. Indessen ist es gewiß, daß wir sehr übel
fahren würden, wenn wir mit ihnen über unsere
Vortrefflichkeit disputiren sollten. Der Herr Pro-
fessor Manzel insonderheit würde wenig Ehre
einlegen; denn der ist schon so weit, daß er un-
sere Vortrefflichkeit aus dem Verluste derselben
beweiset: weil es unstreitig ist, daß man das,
was man verlohren hat, einmal gehabt haben
müsse. Ich finde dieses eben so artig, als die

Ausflucht jenes Edelmanns, der seinen Adel beweisen sollte.

Qui prétendoit prouver sans titre et par Raison
Que sa famille et sa maison
Etoient plus vieilles que Grenoble,
Il confessoit qu'entre ses mains,
Pour justifier sa naissance,
il n'avoit point de parchemins:
Mais il disoit pour sa defense
Que par la haine de Noé,
Avec qui sa famille eut certain demêlé,
Ses titres en manquant de refuge
Perirent tous dans le Deluge. *)

Da nun unsere Sachen in einem so verzweifelten Stande sind; so wäre es, meiner Meynung nach besser, wenn wir alle vornehme Gedanken fahren liessen, und uns nicht mehr einbildeten, wir würden von der Natur nicht standesmäßig gehalten. Wir sind elend. Das ist wahr; aber laßt uns dieses Elend durch etwas anders, als durch süsse Träume von einer verlohrnen Vortreflichkeit zu versüssen suchen. Wir thun klüger, wenn wir mit unserm Zustande zufrieden sind, und uns bemühen, denselben so erträglich zu machen, als es möglich ist.

---

*) S. les nouvelles Oeuvres de Mr. le Pays p. 73.

Es ist kein Thier in der Welt, das nicht mit eben so gutem Grunde, als wir, das vortrefflichste zu seyn verlangen, und also sein Elend, darinn es sich befindet, als etwas ausserordentliches, und aus einem Versehen seiner Vorfahren herrührendes, ansehen könnte. Auch die Thiere haben ihre Noht; und wenn sonst nichts wäre, darüber sie sich zu beklagen, und allerhand Gedanken zu machen Ursache hätten: so wäre es gewiß die Grausamkeit des Menschen, und alles das Böse, so sie von diesem artigen Thiere erdulden müssen.

Sie könnten also alles dasjenige, was der Herr Professor Manzel zum Beweise der ursprünglichen Vollenkommenheit und Glückseligkeit des Menschen vorgebracht hat, für sich anführen. Ich glaube wohl, wir würden sie auslachen; allein womit wollten wir sie widerlegen? Gewiß nicht aus der Vernunft. Die ist nicht für uns. Sie siehet unsere Vortreflichkeit nicht, wofern sie nicht das Vergrösserungsglas eines thörichten Hochmuhts gebrauchet.

Es würde lächerlich seyn, wenn wir unsere Zuflucht zur Offenbahrung nehmen, und ihnen darinn unsere Vorzüge weisen wollten. Denn dieses würde bey den Thieren wenig verfangen.

Sie würden unsere Offenbahrung, weil sie von Menschen geschrieben ist, als parteyisch verwerfen, und uns eben das antworten, was der Löwe in der Fabel sagte, als er sahe, daß die Menschen sich über ein Gemählde kützelten, welches einen Löwen vorstellete, der von einem einzigen Menschen zur Erde geworfen war.

> Je vois bien, dit-il, qu'en effêt
> On vous donne ici la victoire:
> Mais l'ouvrier vous a deçus,
> Il avoit liberté de feindre
> Avec plus de raison nous aurions le dessus
> Si me confreres savoient peindre. *)

Von Menschen haben wir eine solche Antwort nicht zu besorgen, und also thun wir wohl, wenn wir in Beweisung unserer Vortreflichkeit und Vorzüge vor andern Thieren, des Standes der Unschuld u. d. gl. uns bloß auf das feste prophetische Wort gründen, und nicht, wie der Herr Professor Manzel, von diesen Dingen nach der bloßen Vernunft reden. Die weiß davon wenig oder gar nichts, und ist geschickter, uns Scrupel zu machen, als auf den rechten Weg zu bringen.

---

*) S. les Fables de Mr. de la Fontaine Liv. III. fab. 10.

Darum kann sie sich auch gar nicht darinn finden, wann der Herr Professor Manzel (§. 26. 27.) fortfähret, seinen Stand der Unschuld durch eine Betrachtung derjenigen Dinge zu erweisen, die zu des Menschen Erhaltung dienen.

„Er meynt, da alles, was hauptsächlich dem Menschen zur Nahrung dienet, nicht ohne mühsame Bearbeitung der Erde hervorgebracht wird, und ohne diese Arbeit und Mühe des Menschen bald vergehen würde; hergegen diejenigen Dinge, damit sich die Thiere nähren, von selbsten wachsen: so sey es glaublich, daß eine Veränderung in der Natur vorgegangen und also dem Menschen die Arbeit, die er zu seiner Erhaltung anwenden muß, als eine Strafe auferlegt sey."

„Er versteht durch die zur Erhaltung des Menschen unumgänglich nöthigen Dinge das Korn, als Weitzen, Rocken, Gersten, Habern, Erbsen, Linsen, Bohnen u. d. gl. Er beweiset aus der Offenbahrung, daß alle diese Dinge anfangs ohne einiges Zuthun des Menschen gewachsen; und macht daher den Schluß, daß sich etwas gewaltsames zugetragen habe, (violentum aliquod accidisse) wodurch Gott bewogen worden, seinen Segen einigermaßen zurückzunehmen."

Ich muß bekennen, der Herr Professor Manzel weiß seine Völker wohl zu stellen; er stellet die besten an die Spitze. Diejenigen Argumente, die ich schon widerlegt habe, liessen sich noch einigermaßen hören; aber das, welches ich eben angeführet habe, ist sehr schwach, und hat also verdienet, post principia gestellet zu werden.

Ew. Hochwohlgebohren sehen, daß der Herr Professor selbst nicht viel Gutes von der Kraft seines Beweises vermuhtet. Er verzweifelt, und sucht Trost in Gottes Wort. Er thut wohl daran: aber er philosophirt schlecht, und ändert sein Vorhaben, den Stand der Unschuld aus der Vernunft zu beweisen. Und dieses allein könnte mich der Mühe überheben, die Schwäche seines Schlusses Ew. Hochwohlgebohren weitläuftig darzuthun: allein ich kann mich nicht enthalten, von der großen Menge der Gedanken, die mir dabey einfallen, Ew. Hochwohlgebohren nur die ersten die besten zu eröffnen. Damit ich mich nicht veritre, will ich das, was ich denke, in gewisse Anmerkungen einschliessen.

I. Ist es falsch, daß dasjenige, welches zur Erhaltung unsers Lebens unumgänglich nöhtig ist, nicht von sich selbst wachse, und die Thiere

in

diesem Stücke etwas voraus haben. Denn wenn wirs so gut haben wollen, als die Thiere: so dürfen wir keine weitere Mühe anwenden, uns zu ernähren, als sie. Non fuit tam inimica natura, ut cum omnibus aliis animalibus facilem actum vitæ daret, homo solus non posset sine tot artibus vivere. Nihil horum ab illa nobis imperatum est, nihil ægre quærendum, ut possit vita produci. Ad parata nati sumus, nos omnia nobis difficilia facilium fastidio fecimus. *)

II. Wenn aus der Mühe, so eine Creatur zu ihrer Erhaltung sich machen muß, eine Veränderung in der Natur zu schliessen: so können die Thiere, eben wie wir, sprechen, sie hätten ihre vorige Unschuld verlohren. Denn obgleich dieselben weder säen noch pflügen: so müssen sie doch ihre Nahrung nicht ohne grosse Mühe suchen, und können sie in harten Wintern kaum finden; so gar, daß sie oft Hungers sterben müßten, wenn nicht der Mensch ihnen zu der Zeit, wiewohl nicht aus Liebe zu seinen Mitgeschöpfen, ihr Futter gäbe. Die Thiere haben aber unstreitig nicht

*) Seneca Epist. 90.

gesündiget; und daß sie Gott das Versehen des ersten Menschen entgelten lassen sollte, das ist eine Sache, die meinen Witz übersteiget.

III. Ist es falsch, daß der Mensch sich ohne diejenigen Früchte, die wir Korn nennen, nicht behelfen könnte. Dieses ist ein Vorurtheil, welches daher entstanden, weil jetzo das Brodt eine allgemeine Nahrung ist, der sich jedermann, vom Könige an bis auf den Bettler, bedienet. Es ist also bey gegenwärtigen Umständen sehr nöhtig. Gleichwie uns aber diese Nohtwendigkeit nicht bewegen kann, den Einfältigen nachzuahmen, die kein Stückgen Brodt ohne Grausen auf die Erde fallen sehen können, und dasselbe mit einer abergläubigen, lächerlichen Ehrerbietnng aufheben: so sollten wir, dir wir Philosophi seyn wollen, auch nicht so einfältig seyn, und sagen, man könne ohne Brodt nicht leben.

Der Mensch lebet nicht allein vom Brodte, hat Christus gesagt, und unsere Kinder beten es noch täglich vor Tische. Man hat Leute in der Wildniß gefunden, die nimmer Brodt gekostet, und doch gelebet haben: und wie viele Völker giebt es nicht, denen der Gebrauch des Brodts unbekannt ist? Es giebt in Africa Leute, die

nichts essen als das Fleisch der Camele, und nichts trinken, als das geschmolzene Fett dieser Thiere. Und von den Grönländern und andern Völkern in dem nordlichen America ist es gar zu bekannt, daß die gedörreten oder halb verfaulten Fische ihre einzige Nahrung sind.

Da wir nun das Korn hauptsächlich zur Verfertigung des Brodts gebrauchen: so kann es, da das Brodt nicht unumgänglich zu unserer Erhaltung nöhtig ist, auch so gar nohtwendig nicht seyn. Wenn uns demnach die Bearbeitung des Ackers so sauer wird: so können wir uns desfalls über niemand beschweren, als über uns selbst. Es ist unser freyer Wille. Wer nicht Lust dazu hat, der kann Eicheln fressen. Diese Frucht bedarf keiner Wartung. Ist nun aber das Korn so nohtwendig nicht: so dürfen wir aus der Arbeit, die uns dasselbe kostet, nicht schliessen, es sey auf die Natur ein Fluch geleget.

IV. Ist es falsch, daß das Korn, wenn es auch gleich zu unserer Erhaltung noch so nöhtig wäre, darum ohne unsere Bemühung wachsen müsse. Ich muß bekennen, wenn alle Menschen so denken, als der Herr Professor Manzel, so ist der Mensch ein gemächlich Thier. Er hat vor-

nehme Gedanken. Er will nicht arbeiten. Fast sollte ich dadurch bewogen werden, zu glauben, er sey von so hoher Abkunft, als er sich ausgiebt. Der Geist seiner seligen und beglückten Vorfahren, die zur Beherrschung des Erdbodens erschaffen waren, regt sich noch in ihm. Es ist ihm, spricht er, in der Wiege nicht vorgesungen, daß es ihm so gehen werde. Aber, ohne Scherz, ist es nicht lächerlich, daß wir von aller Mühe befreyet seyn wollen, und die Nohtwendigkeit der Arbeit, dadurch wir uns dasjenige verschaffen, was wir zu unsers Leibes Nahrung und Nohtdurft gebrauchen, als eine Entziehung des göttlichen Segens ansehen? Da wir so gesinnet sind: so würden wir nicht zufrieden seyn, wenn auch gleich Weizen und Rocken wie das Gras wüchsen. Denn so wie der Rocken wächst, können wir ihn doch nicht essen. Er muß gemähet, gedroschen, gemahlen, das daraus verfertigte Meel mit Wasser vermischet, und durch das Feuer gar, und also zu unserer Nahrung geschickt gemacht werden.

Mich deucht, diese Arbeit ist nicht weniger mühsam, als diejenige, welche zur Bestellung des Ackers erfordert wird. Giebt demnach diese uns

Fug und Recht zu schliessen, daß unsere ersten Eltern in dem Stande ihrer Vollkommenheit davon frey gewesen: so sehe ich nicht, was mich hindern sollte, zu sagen: Wenn wir in diesem beglückten Zustande geblieben; so würden wir auch von der Nohtwendigkeit, das Korn einzusammlen, zu dreschen, zu mahlen, und zu unserm Gebrauche geschickt zu machen, nichts gewußt haben. Und folglich hätte der Herr Professor eben so grosse Ursache, aus der mühsamen Einsammlung und Zubereitung des Korns zu schliessen, im Stande der Unschuld würde das Meel entweder ganz fertig vom Himmel gefallen seyn, oder wie Sand auf der Erde gelegen haben, als er hat, zu muhtmassen, das Korn würde im Stande der Unschuld ohne alle Bemühung des Menschen gewachsen seyn. Aus seinem Satze folget mehr, als dieses. Ja er leidet nicht einmal, daß er mit dem schon fertigen Meel zufrieden ist. Denn gesetzt, wir fünden nun das Meel so häufig als den Sand, würden wir desselben nicht bald überdrüssig werden? Würden wir nicht auf andere Dinge, die nicht so gemein sind, verfallen, und uns einbilden, wir hätten dieselbe zu unserer Erhaltung nöhtig? So bald es nun einige Mühe ko-

flete, dieselben zu erlangen, würden wir eben so herzbrechend darüber seufzen, als jezo darüber, daß wir des Pflügens nicht überhoben seyn können, und nach unserer Weisheit schliessen, vor Zeiten sey es nicht also gewesen, unsere ersten Eltern hätten alles, was wir mit Mühe suchen, ohne alle Bemühung haben können.

Diese Einbildung ist fähig, uns das Gehirn zu verrücken. Sie kann uns dahin bringen, daß wir uns einbilden, im Paradiese hätte es warme Semmel geregnet, oder es wären im Stande der Unschuld dem ersten Menschen die Tauben gebraten ins Maul geflogen. Ja wir können so weit verfallen, daß wir, weil das Kauen und Schlucken auch mühsam und oft gefährlich ist, gar denken, unsere ersten Eltern wären auch dieser Mühe überhoben gewesen.

Ich könnte diese Folgen noch weiter treiben: allein Ew. Hochwohlgebohren sehen schon, daß des Herrn Manzels Saz unrichtig ist, und daß sein Argument nichts beweiset, weil es zu viel beweiset. Es macht aus dem Paradiese ein Schlaraffenland, un veritable païs de Cocagne, ubi porci cocti ambulant.

Tous les mardys y sont des mardys gras,
Des ces mardys l'année est composée:
Cailles y vont dans le plat dix à dix,
Et perdreaux tendres comme rosée:
Le fruit y pleut, si que c'est chose aisée,
De le cueillir se baissant seulement,
Poissons en beurre y nagent largement,
Fleuves y sont du meilleur vin d'Espagne. - - - *)

V. Bitte ich Ew. Hochwohlgebohren sich nicht einzubilden, ich handle unbillig mit dem Herrn Manzel, daß ich so ungereimte Folgen aus seinem Satze ziehe. Der Herr Professor selbst, wenn er meinen Brief lesen sollte, würde nichts dagegen zu sagen haben. Denn da er überhaupt sagt, das Korn würde nicht ohne grosse Arbeit und sauren Schweiß aus der gepflügten Erdei hervorgebracht, non sine maximo labore et sudore e terra aratris præparata producuntur: so kann er unmöglich diejenige Mühe, welche uns die Einsammlung und Zubereitung des Korns machet, ausgeschlossen haben; und das um so viel mehr, weil er so gar des Pflügens nicht vergisset, welches doch bey weiten nicht so mühsam, als das Mähen, Dreschen u. d. g. indem es größtentheils

*) Sarrasin T. II. p. 153.

auf das Vieh ankömmt. Er muß also nohtwendig sagen, daß auch die mühsame Einsammlung und Zubereitung des Korns in dem Stande der Unschuld eine unbekannte Sache gewesen seyn würde.

Wenn ich nun sage, es wären warme Semmel vom Himmel gefallen, oder gewisse dienstbare Geister bestellet gewesen, dem heiligen und vollkommenen Menschen diese Mühe abzunehmen, das Korn zu mähen, zu dreschen, zu mahlen, ja wohl gar den aus dem Meel verfertigten Brey dem Menschen ins Maul zu streichen: so sage ich etwas, das mit des Herrn Manzels Sätzen gar wohl übereinstimmet.

Spricht er nun, wie er dann endlich thut, der Mensch habe das Korn ohne das geringste Ungemach mit Lust mähen, dreschen und mahlen können; (licet aliqualem ſuam adhibuiſſet operam homo, tamen citra incommoditatem id factum fuiſſet §. 27.) so sage ich: Gehet das an, so hat der Mensch auch den Acker düngen, pflügen, besäen und egen können mit eben der Lust. Wir können also der ganzen Betrachtung des Herrn Professors füglich entbehren. Es ist nicht nöhtig,

daß man sagt, es sey mit dem Wachsen des Korns eine Veränderung vorgegangen.

VI. Ich habe gesagt, daß es übel stehe, daß der Herr Professor seine Zuflucht zur Offenbahrung genommen, da er gesehen, daß er sonst nicht fortkommen würde. Nun will ich noch hinzuthun, daß auch die Offenbahrung ihn wider meine Einwürfe nicht sichere. Ich gebe ihm zu, daß das Korn nicht ausgeschlossen werde, wann Gott sagt: Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besaame, u. s. w. Was wird aber dann daraus? Daß die Erde nun für sich kein Korn mehr hervorbringet, beweiset nicht, daß sich etwas gewaltsames begeben habe, weswegen Gott seinen Segen einigermassen zurück genommen. Violentum aliquod accidisse, propter quod Deus benedictionem hanc suam aliquantulum retractaverit. (§. 27.) Dieses war nicht mehr nöhtig, weil Gott den hervorzubringenden Gewächsen schon die Kraft beygeleget hatte, sich durch den Saamen fortzupflanzen.

Was macht sich dann der Herr Professor vor Scrupel? Ja, spricht er, die Erde bringt doch für sich kein Korn mehr hervor. Ich antworte: Sie soll nicht, und kann auch nicht. Nicht dar-

um, weil sie verflucht ist; sondern einestheils, weil, da Gott dem Korn die Kraft gegeben, sich zu besaamen, eine Hervorbringung desselben ohne Saamen unnöhtig: und anderntheils, weil es, da die Menschen das Getreyde vom Felde wegnehmen, und also die natürliche Fortpflanzung verhindern, unmöglich ist, daß der Saame ohne menschliche Bemühung in die Erde komme und aufgehe.

Wenn die Menschen sich des Korns zu ihrer Nahrung nicht bedienten: so würde der Saame, wann er seine Reife erlanget, auf die Erde fallen, und Frucht bringen ohne alle Bemühung der Menschen: und daß dieses nicht im Stande der Unschuld allein möglich gewesen, ist daher klar, weil man auch noch heutiges Tages siehet, daß auch an Oertern Korn wächset, da keines gesäet ist; sondern da nur von ungefehr einige Körner niedergefallen sind. Man hat Exempel von ganzen Aeckern, welche, weil man das darauf gewachsene Korn nicht eingesammlet, sondern auf die Erde fallen lassen, das folgende Jahr, ohne daß sie besäet worden, reichlich Frucht getragen haben.

Was findet also der Herr Professor sonderli=

ches an dem Korn, daher er eine gewaltsame Veränderung in der Natur muhtmaßen könnte? Es würde im Stande der Unschuld eben so gegangen seyn, fals der Mensch sich des Getreydes so häufig bedienet hätte, als jetzo. Und man versuche es nur mit allen andern Gewächsen, die durch ihren Saamen fortgepflanzet werden, (welches ich dann von allen, das gemeine Gras etwan ausgenommen, glaube,) und verhindere, daß nicht das geringste von dem Saamen auf die Erde falle: so wird man finden, daß es, wie das Korn, ohne menschliche Hülfe nicht wieder hervorkomme.

VII. Da man also eine natürliche Ursache geben kann, warum das Korn auf die Art, als wir jetzo sehen, fortgepflanzet werden muß: so ist es nicht nöhtig, dieselbe in einem Fluche, der auf der Erde haften soll, zu suchen. Ich habe wohl gelesen, was von diesem Fluche in der Bibel stehet, aber das gehöret hier nicht her. Die Vernunft sagt uns, daß nach der Ordnung, die Gott in die Natur geleget hat, Dorn und Distel, Weizen und Rocken gleich nohtwendig wachsen. Sie findet in der Hervorbringung dieser Dinge nichts, wesfalls sie jene für eine Folge eines gött-

lichen Fluches, und diese als Spuren eines sonderlichen Segens ansehen sollte. Sie glaubt nicht, daß, wenn dieser eigene Segen fehlet, der Acker nichts, als Dorn und Disteln, tragen werde. Sie hält solche Gedanken einem Poeten, und zwar einem christlichen Poeten, zu gute, und wundert sich nicht, wann er singt:

Starre Dornen, rauhe Hecken
Würden nur den Erdenkreis
Mit verwirrten Stacheln decken;
Liesse Gott aus seinen Tiefen
Nicht des Segens Regen triefen.

Allein sie verlanget von einem Weltweisen, der sich anheischig gemacht hat, nach der blossen Vernunft zu reden. daß er sich solcher Sätze enthalte, und begreife, daß nach der Einrichtung der Welt Unkraut und Weizen, Distel und Rocken gleich nohtwendig wachsen, und die Natur sich in Hervorbringung der Dinge, so wir nützlich nennen, keine neue Unkosten und Mühe mache. Der Unterscheid, den wir unter nützlichen und unnützen Gewächsen machen, hat bey Gott keine Statt. Ihm sind alle seine Geschöpfe gleich lieb: vor ihm sind sie alle gleich gut. Er hält nicht mehr auf Rocken, als auf Dornen: er hat keinen grössern

Gefallen an Tuberosen, als an Kuhbluhmen. Er bringt alle diese Dinge in gleicher Absicht hervor, das ist, seine Allmacht und Weisheit zu beweisen, und seine Geschöpfe, die eine Empfindung von Lust und Schmerzen haben, glücklich zu machen.

Keine Sache ist so geringe, die nicht etwas dazu beytragen sollte, und die man also an sich unnütze und schädliche nennen könnte. Allein der Mensch ist so stolz, daß er nur dasjenige, was ihm vortheilhaft ist, für nöhtig hält. Gerade, als wenn Gott bey Erschaffung der Welt nur auf ihn allein gesehen hätte. Diese Einbildung kann ihm auch die Empfindung seines grossen Elendes nicht benehmen. Er erkennet wohl, daß die Natur mit ihm nicht besser, als mit andern Creaturen, umgehe, und aus ihm nicht mehr Werks mache, als aus dem geringsten Wurm; aber er bleibt doch bey seinen fünf Sinnen.

Cependant à le voir plein de vapeurs legeres
Soi même se bercer de ses propres chimeres,
Lui seul de la Nature est la base et l'appui,
Et le dixiéme Ciel ne tourne que pour lui.*)

---

*) Boileau Sat. VIII.

Hiemit endige ich meine Anmerkungen, und wende mich zu dem, was folget.

Der Herr Professor will noch zum Ueberflusse mit einer angestelleten Betrachtung der Absicht Gottes in Erschaffung der Welt beweisen, daß wir nicht mehr in dem beglückten Stande leben, zu welchem uns Gott bestimmet hat. Zu dem Ende schreibt er: (§. 28.) „Es sey offenbahr, daß die Welt nicht von Ewigkeit gewesen, sondern in der Zeit gemacht sey; daß dieselbe hauptsächlich erschaffen, zur Offenbahrung der göttlichen Allmacht, und daß, damit etwas seyn möchte, daß diese Allmacht bewundern könnte, zugleich der Mensch erschaffen, und mit einer vernünftigen Seele begabet worden. Es sey auch ferner unstreitig, daß die Welt mit eben der Abwechselung der vier Jahrszeiten, mit eben dem Unterscheid von Hitze und Frost, nach Beschaffenheit der Climatum, wie wir sie jetzo sehen, erschaffen sey, und zwar so, daß sie allenthalben als ein vollständiges Paradies eingerichtet."

Ew. Hochwohlgebohren sehen, daß mich von allem, was der Herr Professor Manzel vorbringet, nichts, als der letzte Punct, angehet. Ich muß untersuchen, ob es recht geschlossen ist: Die

Welt hat ein schönes Paradies seyn sollen: sie ist es aber nicht. Darum hat sie durch einen gewaltsamen Zufall ihre paradiesischen Eigenschaften verlohren. Ich glaube es nicht, so lange der Herr Professor nicht bewiesen hat, daß die Absicht Gottes gewesen sey, ein solches Priester Johannes Land, da die Gänse gebraten gehen, als der Herr Professor durch sein Paradies verstehet, zu erschaffen.

Ew. Hochwohlgebohren denken nicht, daß der Herr Professor dieses schon (§. 30.) gethan habe. Denn ich habe wider diesen Beweis zweyerley zu erinnern. Erstlich, daß er aus der Offenbahrung genommen ist, welche hier nicht gilt; und zum andern, daß, wenn man auch dem Herrn Professor dieses zu gute halten wollte, er sich dennoch auf die Offenbahrung nicht berufen könne, weil er derselben §. 29. schon platt widersprochen.

Denn ob gleich Moses ausdrücklich sagt, daß Gott, nach der Schöpfung, einen Ort erwehlet, und daselbst einen schönen Garten gepflanzet habe, welchen wir dann das Paradies zu nennen pflegen; so sagt doch der Herr Manzel: „Wer die Sache recht überlegte, würde sich nimmer einbilden können, daß der Platz an dem Euphrat

allein das Paradies seyn sollen; sondern sich vielmehr unter diesem Namen nur den beglückten Theil des Erdbodens vorstellen, in welchem der erste Mensch sich aufgehalten hat, ohne dem Rest der Erde seine paradiesischen Eigenschaften abzusprechen."

Er glaubt also, daß der, von Gott zum Garten auserschene, Platz nichts an sich gehabt hat, wodurch er von der übrigen Erde unterschieden gewesen: da doch Moses deutlich saget, daß Gott diesen Ort sonderlich zum Vergnügen und Nutzen der Menschen eingerichtet. Mich deucht also, daß dieser Garten Annehmlichkeiten gehabt hat, welche den übrigen Theilen des Erdbodens gefehlet: Welches dann unter andern auch daher klar ist, weil der Mensch hernach, zur Strafe, aus diesem beglückten Aufenthalt verstossen, und, in einer schlechtern Gegend zu wohnen, verdammet worden.

Da nun der Herr Professor Manzel das mosaische Paradies in der That leugnet; die heilige Schrift aber von den paradiesischen Eigenschaften des ganzen Erdbodens, worauf er sich gründet, nichts weiß: so sehen Ew. Hochwohlgebohren, daß

in der Offenbahrung nichts enthalten ist, so ihm Trost geben könnte.

Ew. Hochwohlgebohren meynen nicht, daß dieses ein listiger Fund von mir sey, durch welchen ich mich von der Mühe loswichen will, den Beweis des Herrn Manzels zu vernichten. Wenn Sie die Sache genau ansehen, werden Sie das, was ich sage, gegründet finden.

Der Herr Professor Manzel sagt, die ganze Erde hat ein Paradies seyn sollen. Diesen Satz will er beweisen; und, wie nun das Wort Paradies schon anzeiget, daß der Herr Professor seine Begriffe aus der Offenbahrung entlehnet; so nimmt er auch daher seine Zuflucht und spricht: Das Paradies, von welchem Moses schreibt, wäre viel zu klein gewesen, wenn der Mensch im Stande der Unschuld geblieben. Da nun aber dieses Gottes Absicht gewesen ist, so hat die ganze Erde ein Paradies seyn müssen.

Ew. Hochwohlgebohren sehen wohl, daß dieses Argument wider Mosen etwas gelten kann; nicht aber wider mich, der ich, wie es der Herr Professor haben wollen, von der Offenbahrung abstrahire, oder wider einen andern, der gar keine Offenbahrung glaubt.

Er kann um so viel weniger verlangen, daß ich, oder ein anderer, uns mit diesem Argument abspeisen lassen, und wenigstens aus der Offenbahrung so viel annehmen sollen, daß dem Menschen eine grössere Herrlichkeit zugedacht gewesen, als er wirklich besitzet; weil er sich selbst kein Gewissen gemacht, dem, was Moses sagt, zu widersprechen.

Weil nun der Herr Professor Manzel seinen Satz, daß die ganze Welt ein Paradies seyn sollen, weder durch die Schrift, noch aus der Vernunft, erwiesen hat: so bin ich berechtiget, denselben zu verwerfen, und sein Argument, das er darauf gebauet hat, platt umzukehren. Wenn die Erde, sage ich demnach, hat ein schönes Paradies seyn sollen: so müßte sie es auch seyn; sie ist es aber nicht. Ergo. Wollte man hierauf antworten: Es habe sich etwas begeben, welches Gott bewogen, seine Absicht zu ändern: so würde ich sagen, daß dieser Zufall, wodurch Gott soll bewogen worden seyn, sich zu bedenken, die Veränderung, welche die Erde erlitten haben soll, nicht beweisen kann, weil man ja eben aus dieser Veränderung beweisen will, daß er sich zugetragen hat.

Ich könnte weiter gehen: Allein ich will zum Ueberfluß noch anmerken, daß es, nach des Herrn Manzels eigenen Sätzen, nicht wahr seyn könne: daß die Erde verändert sey, und ihre paradiesischen Eigenschaften verlohren habe. Er sagt ja: (§. 28.) „Die Erde sey, wie wir sie jetzo sehen, mit der Abwechselung der Jahrszeiten, mit den unterschiedenen Himmelsgegenden, und den hieraus fliessenden ungleichen Graden von Hitze und Kälte erschaffen worden. Er sagt §. 31: Alle Länder könnten ein Paradies abgeben, wenn nur, kurz zu sagen, die Menschen der Himmelsgegend, unter welcher sie leben, gewohnt, und mit dem, was ihr Erdboden trägt, zufrieden wären.“

Wird nun nichts anders zu einem Paradies erfordert: so ist die Erde noch, was sie gewesen seyn soll. Die Kälte in Nova Zembla benimmt dieser Insel ihre paradiesischen Eigenschaften nicht; so wenig als die Hitze der Wüsten Saara die ihrigen raubet: und ein Grönländer, der mit seinen verfaulten Fischen und mit seinem stinkenden Trahn zufrieden, lebt so wohl im Paradiese, als ein Italiäner, der unter der besten Himmelsgegend von der Welt die niedlichsten Speisen isset und den köstlichsten Wein trinket.

Ich sehe vorher, daß Ew. Hochwohlgebohren denken werden, ich handle nicht aufrichtig mit dem Herrn Manzel; weil ich die vornehmste Eigenschaft, welche, nach seiner Meynung, zu einem ächten und vollständigen Paradiese erfordert wird, ausgelassen habe. Ich muß also, zu Rettung meiner Ehre, noch ein paar Anmerkungen machen, die ich nicht zu machen gedachte.

I. Ich gestehe, ich habe vergessen zu sagen, daß der Herr Professor Manzel, wie ich kurz vorher, also auch hier, verlanget, ein Paradies müsse das, was jetzo nicht ohne grosse und mühsame Arbeit wächset, von sich selbst hervorbringen. Ich kann aber versichern, daß es nicht darum geschehen ist, weil ich besorget, meine ganze Anmerkung möchte übern Haufen fallen; die stehet feste, ohngeachtet dieser Bedingung. Denn ich setze voraus, daß der Herr Professor durch die Dinge, welche die Erde von sich selbst hervorbringen soll, nichts mehr versteht, als was zur Erhaltung des Menschen nöhtig ist. Dieses thut aber die Erde noch. Der Herr Professor stehet zwar in dem Wahn, die Menschen könnten sich ohne Korn nicht behelfen, und dieses wachse nicht ohne unser Zuthun; allein ich habe schon gewiesen, daß er darinn irre.

Ueberdem schränkt der Herr Professor seine Forderung selbst dergestalt ein, daß sie mir nicht entgegen ist; denn nachdem er gesagt hat: „Die Erde müsse alles, warum wir uns jetzo so viele Mühe machen, von sich selbst hervorbringen: setzt er hinzu: modo attendamus incolarum temperamenta iisque convenientia, und sagt, es sey ein gewisses Zeichen, daß die Dinge, welche in einem Lande, nach dem Laufe der Natur, nicht wachsen, sondern mit vieler Kunst gepflanzet, und anderswo hergeholet werden müssen, den Einwohnern dieses Landes wo nicht schädlich, doch auch nicht sonderlich nützlich sind.“ Folglich benimmt es der Erde ihre paradisischen Eigenschaften nicht, wann sie etwan kein Korn trägt, und die Dinge nicht von sich selbst hervorbringet, die wir durch grosse Arbeit wachsen machen. Sie ist nicht schuldig, um den herrlichen Namen eines Paradieses zu verdienen, diejenigen Dinge, die uns Mühe kosten, ohne unser Zuthun zu tragen: wir sind vielmehr, wann diese Dinge nicht bey uns, wie das Gras wachsen, verbunden, zu schliessen, sie würden uns, wo nicht schädlich, doch nicht gar gesund seyn, und unsere Arbeit einzustellen. So will es der Herr Professor haben, und daraus,

deucht mich, folget ungezwungen, daß, nach seinen eigenen Lehren, die Welt noch ein vollkommenes Paradies, und also nicht verändert sey.

II. Hiernächst bitte ich Ew. Hochwohlgebohren wohl zu merken, daß der Herr Professor Manzel nicht alle Arbeit und Bemühung der Menschen, der Natur in Hervorbringung nützlicher Dinge zu helfen, aus seinem Paradiese verbanne; er will nur, die Arbeit soll mit Lust geschehen. Es kömmt also gar nicht darauf an, ob die Mühe an sich groß oder klein ist; denn so wahr dasjenige ist, was der Clitipho beym Terentius sagt:

Nulla est tam facilis res, quin difficilis fiet
Quam invitus facias. - - - - - - - *)

so unstreitig ist auch das gemeine Sprichwort:

Lust und Liebe zum Dinge
Macht all' Arbeit geringe.

Wenn demnach auch gleich die Erde so beschaffen wäre, daß wir nicht einmal, um unsern Hunger zu stillen, Eicheln und wilde Aepfel, und, zu Löschung unsers Durstes, Wasser finden könnten, ohne eine Bemühung, die ungleich grösser, als diejenige ist, welche der Ackerbau erfordert:

---

*) Heautont. Act. IV. Sc. 6.

so könnte sie doch, nach des Herrn Professor Manzels Meynung, ein Paradies genennet werden, wenn nur der Mensch diese Arbeit mit Lust verrichtete. Da nun, wann dieses nicht geschicht, die Schuld dem Menschen, und nicht der Erde, beyzumessen ist: so sieht man klärlich, daß die Erde, darum, daß sie nicht alles, was wir brauchen, ohne unsere Bemühung hervorbringet, auch nach des Herrn Manzels Meynung nicht aufhöre, ein Paradies zu seyn, wie sie, nach der Absicht Gottes hat seyn sollen. Daß wir in diesem Paradiese nicht vergnügter leben, als wir thun, das haben wir niemand, als uns selbst, zu danken. Laß es seyn, daß wir vor diesem vergnügter gewesen: die Ursache, daß wir jetzo so vielem Verdruß unterworfen sind, ist nicht in einer Veränderung der Erde zu suchen; es müßte auf solchen Fall unsere eigene Natur verändert seyn. Dieses glaubt der Herr Professor Manzel: Allein ich weiß nicht, ob er diese in uns vorgegangene Veränderung durch eine Verschlimmerung der Erde, die er noch nicht bewiesen hat, und die selbst mit seinen eigenen Sätzen streitet, beweisen kann.

Der Herr Professor Manzel fügt den Gründen, von welchen ich bishero gehandelt habe, noch ei-

nige andere bey; die aber nicht von gleicher Stärke seyn müssen, weil der Herr Professor sagt: Ein jeder absonderlich beweise nicht viel; aber zusammen genommen, wären sie nicht sonder Kraft. Ew. Hochwohlgebohren mögen urtheilen, ob viel besonders daran seyn könne, da der Herr Professor selbst sie denen vorigen, die doch von Herzen schlecht waren, nicht einmal gleich achtet. Indessen will ich doch sehen, was diese neuen Argumente zu bedeuten haben.

Das erste in der Ordnung ist hergenommen von dem Unterscheide der wilden und zahmen Thiere. „Es sey nicht glaublich," meynt der Herr Professor, (§. 33.) „daß derselbe vom Anfang der Welt her gewesen sey; sondern es sey vielmehr zu glauben, daß Gott in der Schöpfung den Thieren einerley Natur gegeben habe: Daher dann zu schliessen, daß der jetzige Unterscheid aus Noht und menschlicher Kunst entstanden sey; damit der Mensch, nachdem er die allgemeine und unumschränkte Herrschaft über die Thiere verlohren, doch die zahm gemachten zu seinem Gebrauche fertig hätte. Dieses alles," fährt er (§ 34.) fort, „würde noch mehr bestärket durch die Betrachtung der wilden und zahmen Thiere; denn man

fünde alle Arten der zahmen Thiere auch unter den wilden, zum deutlichen Zeichen, daß sie durch Kunst aus denselben hergeleitet sind."

Ich habe hiebey vieles zu erinnern; doch will ich nur folgendes anmerken.

I. Wenn der Herr Professor Manzel mit dieser Betrachtung der zahmen und wilden Thiere etwas hätte beweisen wollen: so wäre es nöhtig gewesen, uns die Ursachen zu melden, warum es ihm unglaublich vorkömmt, daß der Unterscheid unter diesen Thieren so alt als die Welt sey; oder warum er für wahrscheinlich hält, daß Gott den Thieren nothwendig einerley Natur gegeben haben müsse. Er muß dieses nicht als eine unstreitige Wahrheit voraussetzen.

II. Hätte der Herr Professor sich deutlicher erklären müssen, was er durch seine Gleichheit der Natur (una aequalique natura) verstehe. Will er, daß Gott den Thieren gleiche Eigenschaften, gleiche Neigungen, eine gleiche Gestalt solle gegeben, und einerley Nahrung verordnet haben: so begehrt er etwas, das im höchsten Grade ungereimt ist; indem dieses eben so viel heissen würde, als wenn man sagen wollte, Gott habe nicht so vielerley Art von Thieren erschaffen sollen. Denn

Thiere von unterschiedener Art haben eine unterschiedene Natur. Will er aber nur so viel sagen, Gott habe die Thiere entweder alle wild, oder alle zahm erschaffen müssen: so begeht er eine vollständige petitionem principii, wann er daher schliesset, der Unterscheid unter wilden und zahmen Thieren könne nicht von Gott seyn.

III. Gott hat seine Geschöpfe dergestalt vervielfältiget, daß man die Arten derselben kaum alle zählen kann. Man darf sich also nicht wundern, daß die Thiere hiervon nicht ausgenommen sind. Ich glaube auch nicht, daß der Herr Professor Manzel sich an den vielen unterschiedenen Arten der Thiere stößet: Allein, warum kömmt ihm dann der geringe Unterscheid unter den wilden und zahmen Thieren so wunderlich vor, daß er selbigen lieber für eine Folge eines gewaltsamen Zufalles, als für eine aus der unterschiedenen Natur der Thiere fliessende Sache ansehen will?

Man ist nicht schuldig, dem Herrn Manzel von dem Unterscheide der wilden und zahmen Thiere die geringste Ursache zu geben. Die Scrupel, die er sich darüber macht, kommen nicht viel besser heraus, als wenn einer sich den Kopf zerbrechen wollte: Warum doch die Schwalbe ihr Nest an

den Häusern, und der Adler seines, wie die Schrift redet, auf dem Felsen baue? Man begnügt sich, in diesem Fall, zu sagen, die Natur dieser Thiere bringt es so mit sich; und es ist kein Zweifel, daß der Herr Professor eben so antworten würde. Er könnte es also nicht übel nehmen, wenn man ihm, auf eben die Art, durch alle seine tiefsinnigen Gedanken über den Unterscheid der wilden und zahmen Thiere, einen Strich machte. Allein ich glaube nicht, daß man dieses nöhtig habe, wann eine Erklärung des Unterscheides unter denen wilden und zahmen Thieren gefordert wird.

Man kann, deucht mich, mit der größten Wahrscheinlichkeit sagen, daß ein jedes Thier, nach der Beschaffenheit seiner Natur, diejenige Nahrung suche, welche ihm die gesundeste ist. Diese Nahrung finden einige in der Wildniß, andere füglicher, wenn sie sich zu dem Menschen halten. Diese nennet man zahme, jene wilde Thiere.

Der beständige Umgang der zahmen Thiere mit dem Menschen, nebst dem Guten, welches sie von demselben geniessen, machet, daß sie nicht vor ihm fliehen; und da diejenigen Thiere, welche ihre Nahrung auf dem Felde suchen, einestheils

den Menschen selten sehen, und anderntheils von ihm verfolget werden: so ist es kein Wunder, daß sie denselben, theils als ein ihnen ungewohntes, theils aber als ein gefährliches Thier, fliehen. Zu geschweigen, daß viele wilde Thiere so geartet sind, daß der Mensch keine grosse Ursache hat, sich nach ihrer Gesellschaft zu sehnen, und also dieselben ja so sehr, als sie ihn, meidet.

Gleichwie nun die Gewohnheit leicht zur andern Natur wird: so ist es nicht zu verwundern, daß diejenigen Thiere, welche wir wild nennen, so schwer von ihrer Lebensart abzubringen sind, und ihre Freyheit so herzlich lieben; hergegen die zahmen den Menschen ungerne und selten verlassen. Indessen, da die Liebe dieser letzten Art Thiere zu dem Menschen sich auf die Wohlthaten, die sie von ihm empfangen; der Abscheu aber vor der Gesellschaft des Menschen, den wir an den wilden Thieren wahrnehmen, sich theils auf die Verfolgung, so sie von ihm ausstehen, theils darauf gründet, daß sie seiner nicht bedürfen: so begreift man auch leicht, woher es komme, daß, wann der Mensch seine Gutthätigkeit gegen die zahmen, und die Verfolgung der wilden Thiere

einstellet, und ihnen Gutes thut, jene wild, und diese zahm werden.

Hieraus folget aber nun, daß der Unterscheid unter den wilden und zahmen Thieren nicht so groß sey, daß er uns bedenklich fallen, oder Anlaß geben könne, zu denken, er gründe sich auf eine gewaltsame Veränderung der Natur. Man kann mit Händen greifen, daß er eine natürliche Folge der unterschiedenen Natur der Thiere ist. Da nun auch im Stande der Unschuld unterschiedene Arten von Thieren würden gewesen seyn, so ist kein Zweifel, daß, wenn auch der Mensch nicht gesündiget hätte, sich einige Thiere würden zu ihm gehalten, einige aber seinen Umgang gemieden haben.

IV. Wann ich demnach erwege, was doch wohl den Herrn Professor Manzel bewogen habe, zu sagen, es sey nicht glaublich, daß Gott in der Schöpfung diesen Unterscheid unter zahmen und wilden Thieren gemacht habe: so finde ich, daß es nicht eine aus diesem Unterscheid fliessende, ungereimte, und der Natur der Dinge zuwider laufende Folge sey. Die Erde und die ganze Welt bleibt wohl ein Werk, dessen sich die Gottheit nicht zu schämen hat; es sey nun, daß alle Thiere

wild oder zahm, oder einige zahm, andere wild erschaffen. Der Scrupel, den der Herr Professor sich machet, rühret aus unterschiedenen Vorurtheilen her. Er bildet sich ein, alles, was in der Welt ist, sey um des Menschen willen erschaffen: er glaubt, der Mensch müsse alles, was er braucht, ohne sonderliche Mühe bekommen können. Daher hat er geschlossen, Gott habe dem Menschen eine unumschränkte Herrschaft über die Thiere gegeben, und diesen ich weiß nicht was vor eine tiefe Ehrerbietung gegen ihren Herrn eingepräget. Sie konnten also unmöglich wild seyn: da man es aber nun anders befindet: so ist es kein Wunder, daß der Herr Professor aus dem heutigen Unterscheide unter wilden und zahmen Thieren eine grosse Veränderung in der Natur muhtmaßet. Wenn man aber nun zeiget, daß diejenigen Säze, auf welche diese Muhtmaßung sich gründet, falsch sind: so verliehrt das Argument des Herrn Professors alle seine Kraft. Ich halte dieses für etwas gar leichtes.

V. Denn der Satz, daß alles um des Menschen willen erschaffen sey, ist unerweislich. Ich finde nichts an dem Menschen, das mich bewegen könnte, dieses zu glauben; und die Vernunft hält

diese Einbildung für einen Stolz, der unerträglich ist. Die grössten Weltweisen haben allemal darüber gelachet. Non nos causa mundo sumus, sagt Seneca, *) hiemem aestatemque referendi: suas ista leges habent, quibus divina exercentur. Nimis non suspicimus, si digni nobis videmur, propter quos tanta moveantur. Niemand hat aber mehr wider diese lächerliche Einbildung geeifert, als der vortreffliche Montaigne. Qu'il me fasse entendre, sagt er, **) par l'effort de son discours sur quels fondemens il a bâty ces grands avantages, qu'il pense avoir sur les autres creatures. Qui lui a persuadé, que ce branle admirable de la voûte celeste, la lumiere éternelle de ces flambeaux roulans si fierement sur sa tête, les mouvemens épouvantables de cette mer infinie, soyent établis et se contiennent tant de siecles pour sa commodité et pour son service? Est-il possible de rien imaginer si ridicule, que cette miserable et chetive Creature, qui n'est pas seulement mai-

---

*) De Ira lib. II. cap. 27.

*) Essais de Montaigne Liv. II. Chap. 12.

treſſe de ſoi, expoſée aux offenſes de toutes choſes, ſe dire maitreſſe et emperiere de l'Univers? du quel il n'eſt pas en ſa puiſſance de connoitre la moindre partie, tant s'en faut de le commander? Et ce privilege qu'il s'attribuë d'être le ſeul en ce grand bâtiment qui ait la ſuffiſance d'en reconnoitre la beauté et les pieces, ſeul qui en puiſſe rendre grace à l'architecte, et tenir compte de la recepte et miſe du monde, qui lui a ſcellé ce privilege? qu'il nous montre lettres de cette belle et grande charge. Ont elles été octroyées en faveur des ſages ſeulement? Elles ne touchent guere de gens. Les fous et les méchans ſont ils dignes de faveurs ſi extraordinaires? et étant la pire piece du monde, d'être preferé à tout le reſte? en croirons nous celui-la? Quorum igitur cauſa quis dixerit effectum eſſe mundum? Eorum ſcilicet animalium, quae ratione utuntur. Hi ſunt Dii et homines, quibus profecto nihil eſt melius. (*Cicero de Nat. Deorum Lib.* 2.) Nous n'aurons jamais aſſez bafoué l'impudence de cet accouplage. Mais pauvret qu'a-t'il en ſoi digne d'un tel avantage?

Wann Ew. Hochwohlgebohren wollen, ſo kön-

nen Sie bey Mr. Bayle *) noch mehr unauflösliche Einwürfe wider dieses Vorurtheil antreffen, durch welches sich der Herr Professor Manzel hat verführen lassen.

VI. Ueberdem wäre es insonderheit noch eine Frage: ob die Thiere zu des Menschen Nahrung bestimmet sind? Man zanket sich noch: ob die Menschen vor der Sündfluht Fleisch gegessen haben? Es ist also um so viel mehr zweifelhaft, ob sie es im Stande der Unschuld gethan haben würden. Mir kömmt es nicht wahrscheinlich vor; weil ich nicht begreife, was eine so vollkommene und heilige Creatur, als der erste Mensch gewesen seyn soll, an der Ermordung der armen Thiere vor Vergnügen sollte gefunden haben. Ich bin zwar kein Pythagoräer, und gestehe gerne, daß ich lieber einen gebratenen Capaun, als trocken Brodt esse; aber ich glaube doch, daß es unserer Gesundheit weit zuträglicher seyn würde, wenn wir kein Fleisch äßen. Ich kann nicht leugnen, daß mir die Aufführung der Bramanen in Indien weit erträglicher vorkömmt, als der Unsinn un-

*) Continuation des Pensées diverses sur la Comete T. 1. §. 56.

serer Jäger. Wer viel mit Blut umgehet, wird blutgierig, und wer sich erst angewöhnet hat, die Thiere ohne Erbarmen zu morden und zu quälen, dem kann mit der Zeit die Lust ankommen, es mit Menschen eben so zu machen. Derjenige Weltweise, der, wie uns Seneca *) berichtet, dafür gehalten hat, crudelitatis fieri consuetudinem, ubi in voluptatem adducta esset laceratio, hat demnach sehr vernünftig geredet. Und es ist glaublich, daß die Menschen, nach ihrer grossen Weisheit, eben solche Gedanken gehabt, und sich vor einer so bösen Gewohnheit gehütet haben. Es war also nicht nöhtig, daß die Thiere von Natur so zahm waren, daß sie der Mensch greifen konnte, wann er wollte. Er bedurfte ihrer nicht.

VII. Gesetzt aber, er hätte ihrer bedurft; war es darum nöhtig, daß alle Thiere ganz zahm wären? Ich habe schon gewiesen, daß es ungereimt sey, zu glauben, der erste Mensch habe diejenigen Dinge, die ihm zur Nahrung dienen, ohne alle Bemühung haben können. Es ist also offenbahr, daß es seiner Ehre nicht zu nahe gewesen, ein

*) Ep. 108.

Thier, das er essen wollte, zu fangen. Wer hieran zweifelt, der hängt seiner Phantasie noch mehr nach, als der bekannte Cyrano Bergerac in seiner Voyage de la Lune. Denn ob dieser Scribent gleich dichtet, die Lerchen wären gebraten auf die Erde gefallen: so giebt er doch zu verstehen, daß man sie erst schiessen müssen. Il demanda à mon guide, si je voulois une douzaine d'allouëttes - - - a peine eus-je rèpondu, qu'ouy, que le chasseur dechargea un coup de feu et vingt ou trente allouëttes tomberent à nos pieds toutes rosties. *) Einer aber, der von keinen wilden Thieren im Stande der Unschuld wissen will, kann mit gebratenen Lerchen nicht zufrieden seyn: sein erster Mensch ist noch nicht glücklich genug, so lange er nach denselben gehen, und sie schiessen muß. Es stehet demnach ein solcher in grosser Gefahr, endlich gar auf die Thorheit zu verfallen, daß er glaubt, die Lerchen, Hasen, Rebhüner u. d. gl. wären dem ersten Menschen gespickt und gebraten ins Maul geflogen.

VIII. Was der Herr Professor Manzel von

---

*) S. les Oeuvres de Cyrano Bergerac Tom. I. p. 362.

der unumschränkten Herrschaft des Menschen über die Thiere allhier einmischet, das verdienet fast keiner Anmerkung, weil es aus der Offenbahrung entlehnet ist. Aber ich möchte doch wohl wissen, ob der Herr Professor sich recht im Ernst bereden könne, daß diese Herrschaft, auch nach dem Begriffe, den uns die Investituracte, welche wir beym Moses finden, davon giebt, mit dem Unterscheide unter wilden und zahmen Thieren nicht bestehen könne? Ich zweifele daran um so viel mehr, weil er selbst, (§. 51.) da er uns lehret, wie sich der Mensch im Stande der Unschuld würde genähret haben, sagt, der Mensch würde, kraft seiner Herrschaft über die Thiere, wilde Thiere, Vögel und Fische gefangen und gegessen haben, jure dominii occuparunt FERAS, volucres et pisces. Fera heißt aber in meinem Donat ein wildes Thier.

Gesetzt nun, er verträgt sich mit ihm selbst, und bleibt bey der Meynung, die ich ihm kaum zutraue: so muß er glauben, daß Ihro menschliche Majestät in dem Stande ihrer Vollkommenheit ihre vierfüßigen Unterthanen so weislich zu regieren, und dergestalt in Ordnung zu halten gewußt, daß, wie der Prophet sagt, die Wölfe bey den

Lämmern geweidet, und die Pardel bey den Böcken gelegen; ein kleiner Knabe Kälber, junge Löwen und Mastvieh mit einander getrieben; daß Kühe und Löwen an einer Weide gegangen, ihre Jungen bey einander gelegen, und Löwen Stroh gefressen, wie die Ochsen. *)

Er muß glauben, daß Gott den Thieren nicht die geringste Begierde, ihr Leben zu erhalten, und äusserliche Gewalt und Nachstellung zu fliehen, eingepräget habe; sondern daß die Vögel sich mit Händen greifen lassen, oder der Mensch, wann er Lust bekommen, einen gebratenen Hasen zu essen, nur etwan, wie die Lapländer es mit ihren Rennthieren machen, in ein Horn stossen dürfen, worauf dann so gleich eine Menge dieser furchtsamen Creaturen herzu gelaufen, aus welcher sich der Mensch die fettesten aussuchen können. Er muß glauben, daß die Katze im Paradiese nicht gemauset, und alle Raubvögel und Thiere allererst nach dem Fall diese, andern Geschöpfen so nachtheilige, Natur bekommen haben.

Er muß glauben, daß der Bär ihm das Fell

---

*) Jes. XI, 6. 7.

habe über die Ohren ziehen lassen, ohne einmal zu brummen, und der Löwe nicht einmal die Zähne gewiesen, wann sein allergnädigster König und Herr ihm zum Zeitvertreib den Bart gerupfet. Kann er nun dieses alles verdauen, so muß man seinen Magen bewundern, und ich begehre mit ihm nichts zu thun zu haben. Ich halte ihn für unüberwindlich.

IX. Noch eins. Es ist bekannt, daß man heutiges Tages dem Menschen noch eine Herrschaft über die Thiere beygeleget, und zwar nicht ohne allen Grund; denn diejenigen, welche dieses thun, haben Sprüche aus der Bibel vor sich. Der Mensch war schon lange gefallen, als Gott zu Noah und den Seinen sagte: Euer Furcht und Schrecken sey über alle Thiere; und eine gute Zeit hernach eignete der König David dem Menschen eine Herrschaft über die Thiere zu, die gewiß nicht grösser seyn kann. *) Ich glaube nicht, daß der König David, und diejenigen, welche sich auf ihn berufen, von dem Unterscheide der wilden und zahmen Thiere nichts sollten gewußt

---

*) Ps. VIII, 7. u. folg.

haben. Man muß also gestehen, daß dieser Unterscheid die Herrschaft, so dem Menschen über die Thiere zukömmt, nicht aufhebe.

Will man mir nun hier einwerfen, der Unterscheid unter den wilden und zahmen Thieren hebe zwar die Herrschaft des Menschen über dieselben nicht gänzlich auf; schmählere sie aber doch merklich: und sey also der Herr Professor Mänzel gar wohl befugt, aus diesem Unterscheide eine Veränderung des ursprünglichen Zustandes der Menschen zu muhtmaßen; so antworte ich: Daß, wenn ich das, was Gott zu Noah gesagt, und die Worte Davids gegen diejenigen halte, mit welchen Gott dem ersten Menschen die Herrschaft über die Thiere aufgetragen hat, ich nicht finde, daß dieselben von mehrerm Nachdrucke sind, als das, was nach dem Fall von dieser Herrschaft gesagt worden.

X. Hieraus schliesse ich nun ferner, daß wir die Herrschaft, die uns Gott in der Schöpfung über die Thiere gegeben hat, noch haben. Gleichwie nun aber unsere Herrschaft nicht weit her, und schon so viele tausend Jahre mit dem Unterscheide unter wilden und zahmen Thieren gar wohl bestanden ist: so kann man dieses auch von

der Herrschaft, die Adam gehabt hat, mit allem Rechte sagen.

Unsere Herrschaft über die Thiere bestehet, wie es die Erfahrung giebt, in nichts anders, als in der Macht, uns derselben nach Belieben zu bedienen; den Thieren aber ihr Recht unbenommen, sich nach ihrem besten Vermögen vor unsern Nachstellungen zu hüten, und wider Gewalt zu wehren. Ich sollte nicht meynen, daß in der Welt ein Mensch zu finden sey, der mir dieses widerstreiten sollte. Es ist glaublich, daß alle diejenigen, welche dem Menschen nach dem Falle eine Herrschaft über die Thiere beylegen, nichts anders, als die jezt gemeldete Befugniß, dadurch verstehen: haben diese Herren höhere Begriffe von unserer Majestät, so sollte es mir ihrentwegen leid seyn. So bald sie unsere Herrschaft für eine eigentliche und wahre Herrschaft über die Thiere halten; so frage ich:

. . . Si vers les autres ſourds,
L'ours a peur du paſſant ou le paſſant de l'ours
Et ſi ſur un Edict des Paſtres de Nubie
Les Lions de Barca vuideroient la Lybie. *)

---

*) Boileau Sat. VIII.

Wer diese Frage nicht mit einem deutlichen Ja beantworten kann, und doch von unserer Herrschaft über die Thiere, ich weiß nicht was für sieben Sachen, schwatzet, der verdienet, daß man ihn auszischet. Und für diesen Schimpf kann ihn kein Spruch aus der Bibel sichern. Ich gestehe, wir werden in der Schrift Herren der Thiere genennet: allein die Ehrerbietung, welche wir den von Gottes Geist getriebenen Männern schuldig sind, verbindet uns, ihre Worte so zu erklären, daß dieselbe dem klaren Augenschrin und der Erfahrung nicht entgegen. Thun wir dieses nicht, so geben wir den Ungläubigen Gelegenheit, über uns und unsere Bibel zu lachen.

Ich glaube demnach, daß in den Stellen der Schrift, in welchen dem Menschen eine Herrschaft über die Thiere beygeleget wird, eine Hyperbole stecke, und nichts anders durch diese Herrschaft verstanden werde, als die Freyheit, die Thiere zu unserm Nutzen zu gebrauchen: doch mit dem Bedinge, wenn wir ihrer mächtig werden können. Wer andere Gedanken hat, der widerspricht der Erfahrung. Denn es ist gar zu offenbar, daß die Thiere dem Menschen schlecht ehren; sie kehren sich wenig an ihn. Die Gewalt, die wir über sie

haben, die haben sie über uns. Der Haase läuft vor uns, und wir vor dem Löwen: wir essen die Schafe, uns frißt Wolf, Bär und Tiger; und diese mächtigen und grimmigen Thiere fürchten wir ja so sehr, als die schwächern Thiere uns. Würden demnach diese uns an Macht so sehr überlegenen Thiere uns, wenn sie könnten, nicht von Herzen auslachen, wenn ihnen die hochmühtigen Einfälle, womit wir uns belustigen, bekannt wären?

Und in der That ist es lächerlich, daß ein so ohnmächtiges Thier, als der Mensch ist, sich mit dergleichen süssen Einbildungen schmeichelt. Bald ist des Seufzens über unser Elend kein Ende, bald kennen wir uns selbst nicht, und thun ganz majestätisch. Ich finde darinnen keine Vernunft, und begebe mich gerne des Theils, so mir von der eingebildeten Herrschaft über die Thiere zukommen kann.

Ich sage mit dem parisischen Medico, Guillaume Lami. Pour moi, à mon égard, je n'ay aucune part à l'Empire, que l'homme pretend sur l'Univers. Les Chiens me mordent, si je n'y prend garde; je n'ose passer un bois, quand je sçay, qu'il y a des loups, à peine me croy-je en sureté, quand je voy des Lions enchainez.

Les boeufs mêmes dans les ruës de Paris me donnent de la crainte, et pour les laiſſer paſſer je me range fort promptement dans une boutique. En hyver je tremble, quand je n'ay point de feu. En Eté je brûle, ſi je ne cherche l'ombre et le frais. En un mot, je trouve, que le Ciel, les Elemens, et les animeaux, loin de m'obeïr, me font la guerre. Je penſe même qu'ils ne ſont gueres plus ſoûmis à Meſſieurs nos Antagoniſtes, et je voudrois par curioſité voir un de ces Docteurs, avec ſes pompeux ornemens, au milieu de cinq ou ſix matins bien animez, à qui il oppoſeroit ſon ſuperbe titre de Roy. Je prendrois plaiſir à remarquer dans cette conjoncture le reſpect, qu'ils auroient pour ſa Majeſté. *)

Wer dieſe Worte des franzöſiſchen Medici wohl überleget, der wird deutlich begreifen, daß ſie nichts, als unſtreitige Wahrheiten, in ſich faſſen, und daß es alſo nöhtig ſey, die Schriftſtellen, in welchen dem Menſchen eine Herrſchaft über die

*) Mr. Bayle Continuation des Penſées diverſes ſur la Comete T. I. §. 60.

andern Thiere zugeeignet wird, so zu erklären, als ich schon gesagt habe. Thut man nun dieses in Ansehung der Stellen, in welchen der Mensch nach dem Fall ein Herr der Thiere genennet wird: so darf man sich auch kein Gewissen machen, die Worte, mit welchen Gott dem Menschen vor dem Fall eine Herrschaft über die Thiere gegeben hat, eben so zu verstehen, und zu glauben, Adam habe die unbegreifliche Hoheit, die wir ihm beylegen, nicht gehabt; sondern sich mit der Freyheit, die Thiere zu fangen und zu essen, begnügen müssen.

Diese Freyheit aber haben wir noch; die wird uns durch den Unterscheid unter wilden und zahmen Thieren nicht beschnitten. Folglich hat er auch zu den Zeiten Adams Statt haben können; und wir thun übel, wenn wir uns darum, daß einige Thiere wild und andere zahm sind, einbilden, unser Zustand und die Natur der Thiere sey durch einen gewaltsamen Zufall verändert.

Ew. Hochwohlgebohren verzeihen mir, daß ich so weitläuftig gewesen bin: Ich will mich bessern, und von dem folgenden Argument mit kurzem meine Meynung sagen.

Der Herr Professor Manzel sagt; (S. 35.)

„Der Unterscheid, den man in Ansehung der Statur unter den Menschen wahrnimmt, sey auch kein schlechter Beweis (haud leve argumentum) unserer verlohrnen Herrlichkeit: indem kaum zu glauben sey, daß Gottes Absicht in der ersten Schöpfung nicht sollte gewesen seyn, daß die Menschen an Bildung und Länge einander gleich wären. (forma, figura et statura aequales essent futuri.)“

Ich habe versprochen, meine Meynung von diesem Argumente zu sagen: allein die Hochachtung, welche ich gegen den Herrn Professor Manzel hege, verbietet mir, Ew. Hochwohlgebohren zu melden, was ich dabey denke. Nur möchte ich wissen, ob der Herr Professor wohl meynet, daß es viel zu unserer Vollkommenheit beytragen würde, wenn sein und mein Bart von einer Farbe, und er etwan zwey oder drey Finger breit kürzer, oder ich so viel länger wäre. Ich glaube, er meynt, Gott sey in Verfertigung der ersten Menschen eben so lecker gewesen, als unsere Fürsten in ihren Werbungen, welche wollen, daß alle ihre Soldaten von gleicher Länge seyn sollen. Man müßte sich auf solchen Fall hüten, diese ein wenig gar zu genaue Beobachtung der Ordnung als

unnütze anzusehen. Unsere Prinzen tragen auch in diesem Stücke das Bild der Gottheit an sich. Gott aber und die Natur thun, wie bekannt, nichts unnöhtiges. Jedoch ich eile zu dem, was folget.

Der Mensch, meynt der Herr Manzel, (§. 36). sey so vielen Krankheiten unterworfen, und verfalle nicht selten in selbige, ohne alle seine Schuld, ja sehr oft durch ein sehr geringes Versehen, welches er doch nicht anders, als aus dem Erfolge, und das kaum, erkennen könne. Ja, was das allerkläglichste, so könne er, sich selbst gelassen, keine Mittel wider seine Krankheiten finden; da hergegen die Thiere in ihrer Freyheit gar selten krankten, oder wenn sie ja gewaltsamer Weise verletzet würden, sich bald, nach Anleitung ihrer Natur, zu helfen wüßten. Von unsern Affecten, fährt er fort, wolle er nicht einmal erwehnen: doch wären sie ein deutliches Zeichen unserer Unglückseligkeit, indem es nicht in unserm Vermögen sey, dieselben zu bändigen.

Wenn Ew. Hochwohlgebohren sich erinnern, was ich bey demjenigen Argumente, welches der Herr Professor Manzel (§. 25.) von dem Elende des Menschen hergenommen, angemerket habe:

so werden sie schon vorher sehen, daß ich hier nicht viel mehr zu erinnern habe. Was der Herr Manzel hier schreibt, das hat schon seine Abfertigung. Denn wenn aus dem Elende des Menschen überhaupt nicht zu schliessen ist, daß er vor diesem vollkommner und glücklicher gewesen: so kann auch die Betrachtung der Krankheiten insonderheit uns nicht bewegen, dieses zu denken. Indessen, da ich mir in diesen wiederholten Klagen über das menschliche Elend einige ungegründete Sätze, welche ich noch nicht widerleget habe, zu erblicken einbilde: so will, mit Ew. Hochwohlgebohren Erlaubniß, noch folgendes hinzusetzen.

I. Heißt es nichts, wann der Herr Professor, um das menschliche Elend einer Strafe ähnlicher zu machen, sagt: der Mensch falle öfters ohne seine Schuld in Krankheiten. Ich weiß wohl, daß er hierinn so gar unrecht nicht hat. Denn die ansteckenden Seuchen, als Pest, Fleckenfieber, Pocken, Maßern u. s. w. sind Krankheiten, die wir uns durch unsere Schuld nicht zuziehen: allein diese Krankheiten sind es nicht, die uns unglücklicher machen, als die Thiere. Auch die Schafe haben ihre Pocken, und die Kühe sterben auch an einer Art von Pest.

Man kann also aus diesen Krankheiten nicht schliessen, es müsse sich was sonderliches zugetragen haben, wesfalls uns Gott so züchtige: Eben so wenig, als man aus den Krankheiten der Schafe und Kühe schliesset, daß die ersten Thiere dieser Art durch eine Uebertretung ihre ursprüngliche Glückseligkeit verlohren haben.

Es muß demnach der Herr Professor das, was er sagt, von Krankheiten wahr machen, die uns eigen sind, und unsern Zustand elender machen, als den Zustand der Thiere. Und dieses halte ich für unmöglich. Denn ich bin versichert, daß die vielen Krankheiten, denen wir unterworfen, nichts, als Früchte unserer Unmäßigkeit und anderer Laster, nicht aber ein Zeichen sind, daß unsere Natur durch einen gewaltsamen Zufall verändert worden. Je höher wir in das Alterthum hinauf steigen, je weniger Krankheiten finden wir, und die Historie lehret uns, daß diese sich bey allen Völkern eingefunden und gemehret haben, nachdem die Schwelgerey und Unmäßigkeit eingerissen und gewachsen ist. So lange die Menschen ihrer Natur folgten, und nicht mehr assen und tranken, als diese erforderte, hatten sie nicht Ursache, sich über ihren Zustand zu beschweren; aber da sie anfingen

gen, lecker zu werden, und, mehr ihren Geschmack zu vergnügen, als ihren Hunger zu stillen suchten, verdarben sie ihre Gesundheit, und

. . . . macies et nova febrium
Terris incubuit cohors. *)

Die asiatischen Völker empfanden die Folgen dieser Thorheit eher, als die Europäer, und unter diesen waren die Griechen schon lange in das Elend verfallen, welches aus der Unmäßigkeit entstehet, als die Römer anfingen, ihren und der asiatischen Völker Sitten nachzuahmen, und, nebst andern Künsten, auch die Kunst, sich durch ein unmäßiges Leben ungesund zu machen, zu erlernen.

Unsere Vorfahren haben sich noch länger, als die Römer, in ihrer alten Unschuld erhalten, und waren also auch viel gesunder, als wir. Es ist noch nicht über tausend Jahr, daß ein Medicus in Deutschland schmal würde haben beissen müssen; und vielleicht würden wir der Aerzte noch eben so wohl, als damals, entrahten können, wenn nicht die so genannten Seelenärzte, nebst ihrem Catechismus, auch die bis dahin uns unbekannten Laster der Christen bey uns eingeführet, und also

*) Horatius Lib. 1. Od. 3.

den Aerzten Gelegenheit gegeben hätten, auch bey uns etwas zu verdienen. Seit dem wir an unsern Seelen genesen, sind wir an unsern Leibern krank worden. Und diese Krankheiten, denen wir unterworfen sind, sind nichts anders, als supplicia luxuriae, wie sie Seneca *) nennet. Wir haben nicht Ursache, dieselbe einer in unserer Natur vorgegangenen Veränderung zu zuschreiben. Man kann überhaupt von den Menschen sagen, was Seneca am angezogenen Orte von den Weibern insonderheit schreibt; Non mutata foeminarum natura sed vita est. Noch weniger darf man sich über die Menge derselben verwundern. Innumerabiles esse morbos non miraberis: coquos numera, sagt eben der Seneca, der schon vorher gesagt hatte: Multos morbos multa fercula fecerunt.

Wer sich im Essen und Trinken der Mäßigkeit befleissiget, und sich vor Gram und Eifer hütet, der wird nicht nöhtig haben, die Thiere zu beneiden, und über viele und schmerzhafte Krankheiten zu klagen. Und daß dieses wahr sey, das empfinden viele Völker, die wir wild und barbarisch

*) Epist. 95.

nennen. Die Hottentotten und Wilden in Canada erreichen ein hohes Alter, und wissen von keinen Krankheiten, die sie nicht, ohne grosse Weitläuftigkeit durch Hunger oder sonst vertreiben könnten. Selbst bey uns giebt es die tägliche Erfahrung, daß diejenigen Leute, welche ihre Armuht zur Mässigkeit und Arbeit nöhtiget, von allen Krankheiten der Reichen oder der Faullenzer nichts wissen, und, wenn sie krank werden, sich durch die einfältigsten Hausmittel mit nicht viel mehr Mühe, als die Thiere, helfen. Man sehe unsere Bauren und Tagelöhner nur an; so wird man befinden, daß ich die Wahrheit sage. Wir erstaunen über die starke Natur dieser Leute, wann wir sehen, wie wenig sie sich in Krankheiten, die wir für die gefährlichsten halten, in Acht nehmen, und dieselben doch öfterer überstehen, als Leute von unserer Art.

Ein wenig Wein von der Apotheke geholet, ist dem Bauren so gut, als die beste Tinctur, die ein Doctor verordnen kann. Ihre Wunden achten sie so wenig, daß es schon sehr viel ist, wenn sie dieselbe mit ihrem eigenen Wasser, oder etwan mit Eßig oder Brandtewein auswaschen, und etwas von alten Lumpen darum binden. Gemeiniglich

müssen dieselben von sich selbst zutrocknen, und wenn sie auch so groß, daß der Herr Professor Manzel und ich in solchem Fall zum Wundarzt unsere Zuflucht nehmen müßten. Der Bauer hat eine bessere Haut zu heilen, als wir. Er weiß es, und bedauret dahero, wenn er sich etwan mit einem Beil verletzet hat, mehr seinen Schuh oder Stiefel, als seinen Fuß.

Aus diesem allen sehen Ew. Hochwohlgeboh- ren, daß die Krankheiten, denen die meisten Men- schen unterworfen sind, nicht eine gewaltsame Veränderung unserer Natur zum Grunde haben. Ich glaube, die alten Deutschen waren so wenig im Stande der Unschuld, als die wilden Völker, und unsere Bauren es jetzo sind: und doch sehen wir, daß sie, wie unsere Bauren und die Wilden, von allem Ungemache frey gewesen sind, so wir, nach des Herrn Manzels Meynung, darum em- pfinden, weil unsere ersten Eltern ihre Vollkom- menheit verscherzet haben. Mich deucht, man kann daraus schliessen, daß die Krankheiten nicht sonderlich geschickt sind, dasjenige zu beweisen, was der Herr Professor damit beweisen will.

II. Eben dieses sage ich von den Affecten, worauf sich der Herr Professor Manzel berufet,

Die Affecten sind zu unserer Erhaltung nöhtig; und ein Mensch ohne Affecten oder Begierden würde einem Klotze nicht unähnlich seyn. Das Verlangen, gemächlich zu leben, genug zu haben, und von andern geehret zu werden, ist so natürlich, als die Begierde, seinen Hunger zu stillen, und seinen Durst zu löschen. Es ist dahero nicht zu muhtmaßen, daß Gott den Menschen ohne diese Neigungen erschaffen habe.

Soll dieses nicht wahr seyn, so gestehe ich gerne, daß ich von dem ersten Menschen mir keinen Begriff machen kann. Denn wann ich die Natur des Menschen betrachte: so scheinen mir diese Neigungen so nohtwendig aus seinem Wesen zu fliessen, als die Ründe aus dem Wesen eines Zirkels. Ein Zirkel, der nicht rund ist, ist kein Zirkel, und ein Mensch ohne alle Affecten kann wohl etwas, aber nicht dasjenige Thier seyn, welches wir unter diesem Namen verstehen.

Der Mensch, wofern er leben soll, muß das Angenehme begehren, und das Unangenehme fliehen. Diese Eigenschaft aber ist die Quelle aller der Neigungen unsers Gemühtes, die wir unter dem Namen der Affecten begreifen. Daß der Mensch dieselben zu seinem Schaden gebrauchet,

das ist gewiß eine Unvollkommenheit; aber nicht eine solche Schwachheit, die nicht aus seiner ursprünglichen Beschaffenheit, sondern aus einem gewaltsamen Zufall, herrühren könnte. Ein Thier, das mit einem Verlangen nach Lust, und mit einem Abscheu vor Verachtung und Mangel begabet ist, kann leicht dieses Verlangen und diesen Abscheu so hoch treiben, daß es sich selbst schadet. Die Empfindung des Vergnügens ist eben darum, weil sie angenehm, sehr verführisch, und der Abscheu vor Verachtung und Mangel kann leicht in eine Begierde nach Ehre und Reichthum verwandelt werden. Diese Begierde ist aber die Mutter aller Ungerechtigkeit, und folglich alles Unglücks, welches das menschliche Geschlecht drücket. Man darf also die Ursache dieses Unglücks nicht ausser der Natur des Menschen suchen.

Alles nun, was man wider das, was ich hier sage, einwenden kann, ist dieses: Daß entweder der erste Mensch die Neigungen, welche ich als eine Quelle unsers Verderbens ansehe, nicht an sich, oder doch wenigstens die Kräfte gehabt habe, dieselben in gebührenden Schranken zu halten.

Auf den ersten Einwurf würde ich antworten: daß es auf solchen Fall unbegreiflich sey, woher

der Mensch diese Neigungen bekommen. Sich selbst konnte er sie so wenig als seine Wirklichkeit geben: daß sie ihm aber von dem, der ihn erschaffen, eingeblasen worden, kann einer, der mir diesen Einwurf macht, nicht sagen; und von einem andern Dinge, welches das Geschöpfe der allerhöchsten Kraft hätte ändern können, ist uns nichts bekannt.

Auf den andern Einwurf ist dieses meine Antwort: Daß es nicht minder schwer zu begreifen, wer dann dem Menschen diese Kräfte genommen habe. Der Mensch ist so erschaffen worden, daß die Erkenntniß seines wahren Nutzens seinen Begierden zum Gegengewichte gedienet. Ich bekenne, dieses ist ein herrlicher Zustand: aber ich begreife nicht, was den Menschen aus diesem Gleichgewichte habe bringen konnen. Warum ist er nicht darinn geblieben? Er hat entweder nicht gewollt, oder nicht gekonnt. Ist es das erste: so muß er, weil man ohne einen Bewegungsgrund nichts wollen, oder nicht wollen kann, eine Neigung in sich gehabt haben, welche dieses Nichtwollen in ihm gewirket; und dieses zeigt schon eine Uebermacht der Affecten an. Hat er nicht gekonnt, so ist es falsch, daß er die Kräfte gehabt hat, seine Begier-

den im Zaum zu halten. Spricht man: Er hat die Kräfte gehabt, aber auch zugleich die Freyheit sich derselben zu bedienen, oder nicht zu bedienen; so sage ich, daß diese Freyheit allen Unterscheid zwischen uns und dem ersten Menschen aufhebet. Auch uns zwingen unsere Begierden nicht nohtwendig zu Thorheiten. Wir haben noch das Vermögen, dieselben entweder durch eine vernünftige Betrachtung unsers wahren Bestens, oder durch eine widrige Neigung, in ihren Schranken zu halten.

Ueberdem ist man schuldig, eine vernünftige Ursache zu geben, warum der erste Mensch, wenn er eine gleiche Freyheit gehabt hat, die ihm zu Zähmung seiner Begierden verliehene Kräfte zu gebrauchen, oder nicht zu gebrauchen, dieselbe lieber nicht gebrauchen, als gebrauchen wollen. Ohne Ursache hat er dieses nicht gewollt. Er hat es also gewollt, weil es ihm besser gedeucht, seinen Begierden zu folgen.

Dieses zeigt aber, daß seine Begierden stärker gewesen, als die Erkenntniß seines wahren Nutzens. Folglich ist der erste Mensch nicht vollkommener gewesen, als wir. Er hat Neigungen gehabt, die seiner Erkenntniß entgegen gelaufen,

und diese Neigungen sind so mächtig gewesen, daß sein Verstand, mit aller seiner Weisheit, dieselben nicht im Zaume halten können. Denn, wenn dieses nicht wahr ist, so würde er sich von ihnen nimmer haben überwältigen lassen. Eva hätte nicht fallen können, wenn der liebliche Anblick verbotener Frucht, und die süsse Vorstellung der Lust, welche sie sich aus dem Genusse derselben versprach, ihren Willen nicht stärker gerühret hätte, als das göttliche Verbot, und die Erkenntniß der Schädlichkeit dieser Frucht.

Man siehet demnach, daß der Mensch nicht ohne Affecten erschaffen; man siehet, daß diese Affecten immer mit seinem Verstande im Kriege begriffen gewesen, und daß dieser in der alten Welt nicht mehr gesieget habe, als jetzo. Hieraus folget nun, daß die Affecten und deren Uebermacht kein Zeichen unsers Falles, oder einer Veränderung unsers ersten Zustandes, sind. Sie sind Eigenschaften unsers Wesens, und ohne sie würden wir nicht seyn, was wir seyn sollen. Ein Thier ohne Begierden will nichts, und thut nichts, und ist also weder sich, noch andern nütze. Ich weiß wohl, daß die, aus dem Wesen des Menschen so nohtwendig fliessenden, Affecten viel Böses anrich-

ten können: aber wenn sie nicht da wären, so würde auch viel Gutes nachbleiben. Sie sind uns so nöhtig, als den Seefahrenden der Wind, ob es gleich ausgemacht, daß derselbe ihnen oft sehr nachtheilig ist.

Ich glaube, Ew. Hochwohlgebohren werden aus demjenigen, so ich bisher geschrieben, deutlich begreifen, daß die drey Argumente, welche, zusammen genommen, so grosse Dinge ausrichten sollten, nichts beweisen, man mag nun ein jedes für sich, oder sie alle zusammen betrachten. Das folgende, welches §. 37. befindlich, ist nicht um ein Haar besser. „Der Herr Professor Manzel meynt, es sey ein deutliches Zeichen unsers verdorbenen Zustandes, daß ein jeder etwas eigenes besitzet. Man könne, spricht er, ohne dem Schöpfer zu nahe zu treten, nicht sagen, daß Gott dieses Eigenthum, als die Quelle so vieler Laster, gleich anfangs eingeführet habe."

Man siehet wohl, daß der Herr Professor Manzel meynt, die ersten heiligen und vollkommenen Menschen hätten gelebet, als die ersten Christen. Diese waren ein Herz und eine Seele, und hatten ihre Güter gemein. Wenn dieses wahr ist, so ist es freylich ein Zeichen eines verdorbenen Zustan-

des, daß wir diese Gemeinschaft aufgehoben haben. Allein zu allem Unglück hat der Herr Professor Manzel diese erste Gemeinschaft aller Güter noch nicht bewiesen. Er setzt also etwas voraus, das noch unausgemacht, und in der That falsch ist.

Denn wenn wir uns den Zustand der ersten Menschen recht vorstellen: so findet sichs, daß die Einführung des Eigenthums nimmer eine Aufhebung der, aus der ersten Vollkommenheit des Menschen fliessenden, Gemeinschaft der Güter seyn könne. Als die Erde zuerst mit Menschen besetzet ward, war weder Eigenthum noch Gemeinschaft; sondern die Dinge, welche auf der Erde waren, gehörten niemand: sie waren res nullius. In diesem Zustande konnten die Sachen unmöglich bleiben. Die Menschen mußten sich derjenigen Dinge, so ihnen nöhtig waren, bedienen, und also von denen Sachen, die bishero niemand gehöret hatten, einige zueignen. Weil nun ein jeder zu allen Dingen gleich viel Recht hatte; es aber leicht geschehen konnte, und auch wohl unstreitig geschahe, daß ihrer zwey einerley begehrten: so konnte es nimmer ohne Streit abgehen, so lange nicht ausgemacht war, wem die Sache von

Rechtswegen zuständig seyn. Nun sagte die gesunde Vernunft einem jeden, daß man einem andern nicht thun müsse, was man selbst nicht gerne hat. Daraus war leicht der Schluß zu machen, daß eine jede Sache demjenigen zugehören müsse, der sich am ersten derselben bemächtiget. Denn niemand hat es gerne, daß man ihm dasjenige aus den Händen reisset, was er sich mit Recht zugeeignet hat, und als das Seinige ansiehet.

Hieraus siehet man, daß das Eigenthum etwas ist, das nohtwendig entstehen müssen, falls die Menschen nicht in einem beständigen Kriege leben wollen: Und irret sich der Herr Professor sehr, wann er meynt, das Eigenthum könne nicht, nach der Absicht Gottes, gleich zu Anfange der Welt entstanden seyn, weil es eine Mutter so vieler Laster und eine Quelle so vieles Unglücks ist. Ich habe sonst immer gehört, daß die Gemeinschaft eine Mutter des Zanks sey. Communio est mater litium. Hergegen sagt man, es sey nöhtig, daß fest gestellet sey, wem eine jede Sache zuständig, expedire Reipublicae ut dominia sint certa. Und wenn dann gleich das Eigenthum üble Folgen hat: so ist doch gewiß, daß der allgemeine und immerwährende Krieg, der dadurch vermie-

den wird, weit erschrecklicher ist, als alles das Böse, so aus der Einführung des Eigenthums entstehen kann.

Wollte nun gleich der Herr Professor Manzel hierwider einwerfen, eben der verderbliche Streit, dem man durch die Einführung des Eigenthums vorbeugen müssen, zeige an, daß diese Einführung eine Noht voraussetze, aus welcher zu schliessen, daß der Mensch seine Vollkommenheit verlohren habe: so würde mirs doch an einer Antwort nicht gebrechen. Ich würde sagen: Es sey zwar unstreitig, daß die Einführung des Eigenthums eine Unvollkommenheit des Menschen zum Grunde habe; indem es freylich besser seyn würde, wenn die Menschen auf den Besitz vieler Dinge, die sie nicht nohtwendig gebrauchen, nicht so erpicht wären, als sie sind; sondern als vertraute Freunde, unter welchen, nach einem sehr bekannten Sprichwort, alles gemein ist, mit einander lebten. Es sey auch sehr glaublich, daß die ersten Menschen in ihrer Einfalt und Unschuld mit wenigem zufrieden gewesen, und sich um den Besitz der Dinge, worüber wir jetzo streiten, nicht mit einander gezanket: Es sey aber noch lange keine Folge, daß die Unvollkommenheit, auf welche sich

die Nohtwendigkeit des Eigenthums gründet, mit dem ursprünglichen Zustande des menschlichen Geschlechts nicht bestehen könne: oder daß es nöhtig sey, zu sagen, der erste Mensch sey anfänglich, kraft der ihm anerschaffenen Gerechtigkeit und Heiligkeit, ein so friedsames Thier gewesen, als er seyn müßte, wenn alle Dinge gemein seyn sollten.

Die Unvollkommenheit ist eine Eigenschaft der Creatur, wie ich schon bewiesen habe: und es ist nohtwendig, daß unter Creaturen, deren eine jede mit der Begierde sich zu erhalten, und, ohne Absicht auf ihre Nebengeschöpfe, glücklich zu machen, ausgerüstet ist, über die hierzu dienlichen Dinge mit der Zeit ein Streit entstehe, der nicht anders, als durch einen Vergleich, der den Besitz der Dinge gewiß machet, gehoben werden kann. Wir nehmen diesen Streit auch unter Creaturen wahr, die unstreitig ihre Vollkommenheit, darinn sie erschaffen sind, nicht verlohren haben. Zweene Hunde an einem Beine vertragen sich selten: Niemand sagt aber darum, daß der erste Hund eine Sünde begangen habe, daher diese Zanksucht seiner Nachkommen entstanden sey.

Und wenn dann gleich, würde ich ferner spre-

chen, die ersten Menschen sich nicht, wie wir jetzo, um den Besitz der Dinge gezanket, sondern gleichsam alles unter einander gemein gehabt hätten: so ist doch darum nicht zu behaupten, daß sie eine Vollkommenheit besessen haben, die nachhero verlohren gegangen. Sie lebten in einer Einfalt, in welcher eine Creatur, die so jung ist, und keine Erfahrung hat, leben muß: Sie kannten den Gebrauch der meisten Dinge nicht, und wußten nicht, was es sey, für den andern Morgen zu sorgen, weil ihnen das, was man Noht und Mangel heißt, noch unbekannt war. Ihrer waren so wenig, daß sie nicht besorgen durften, die Früchte der Erde möchten nicht zureichen, sie alle zu ernehren: Sie kannten sich alle, und lebten also in einer grössern Freundschaft und Vertraulichkeit, als jetzo die Menschen leben können. Man siehet leicht, daß dieses alles Umstände gewesen sind, die nohtwendig mit der Zeit verschwinden müssen; und da nun ihre Vergnüglichkeit und Friedfertigkeit sich auf diese Umstände gegründet hat: so ist gleichfals klar, daß diese herrlichen Eigenschaften sich nohtwendig verliehren, und, so wie die Welt sich gemehret, und, zu ihrem eigenen Schaden, klüger worden, Gierigkeit und Zank entstehen müssen.

Die Wahrheit dessen, was ich sage, fällt, deucht mich, so sehr in die Sinne, daß ich nicht einmal für nöhtig halte, mich auf die wilden Völker zu berufen, unter welchen der Streit, de meo et tuo, so selten ist, als es immer in der ersten Welt gewesen seyn mag. Zum deutlichen Beweise, daß die Einführung des Eigenthums nicht aus dem Verlust einer erdichteten Vollkommenheit herrühre; indem es noch Völker giebt, die so leben, als der Herr Professor Manzel meynt, daß die ersten Menschen gelebet haben.

Wann nun Ew. Hochwohlgebohren aus dem, was ich bisher geschrieben habe, sehen, wie wenig die Vernunft von der ursprünglichen Vollkommenheit des Menschen wisse, aus welcher der Herr Professor Manzel sein eigentlich so genanntes Recht der Natur herleiten will: so werden Sie sich unstreitig wundern, daß sich der Herr Professor kein Gewissen macht, (§. 38.) zu sagen, er habe mit unumstößlichen Gründen dargethan, daß der Mensch diese Vollkommenheit verlohren habe, und in einem Zustande lebe, der von dem Zustande, in welchem sich der erste Mensch befunden, ganz unterschieden ist.

Denn ob man ihm zwar leicht zugeben kann,

daß

daß die ersten Menschen nicht so arg gewesen sind, als wir: so folget doch nicht daraus, daß ihre Unschuld sich auf eine Vollkommenheit ihrer Natur gegründet habe, die hernach durch einen gewaltsamen Zufall verlohren. Ich habe gewiesen, daß sie dieselbe gewissen Umständen zu danken gehabt, die sich nohtwendig verliehren müssen. Daß wir demnach jetzo in einem andern Zustande leben, als unsere ersten Eltern, das ist ein Zeichen, daß sich die Umstände geändert haben; nicht aber, daß durch ein Versehen derselben eine Veränderung in unserer Natur vorgegangen sey. Dieses hätte der Herr Professor Manzel beweisen sollen; da er es nun nicht gethan hat; so fällt sein ganz Systema Juris Naturae vere talis übern Haufen. Seine ganze Beschreibung des Zustandes, in welchem der erste Mensch sich befunden haben soll, fasset Dinge in sich, davon die Vernunft nichts weiß; sie siehet einer platonischen Republik sehr ähnlich, und ist also gar nicht geschickt, ein Eckstein des Rechts der Natur zu seyn.

Der Herr Professor Manzel hätte also der Mühe überhoben seyn können, welche er auf die Einrichtung seiner Novae: oder vielmehr Antiquae, Atlantidis gewendet hat, und würde mich

insonderheit ihm sehr verbunden haben, wenn er nur mit ein paar Worten gemeldet hätte, warum er dafür hält, daß es nöhtig sey, die Augen auf den verlohrnen Stand der Unschuld zu richten, und aus demselben die Sätze des wahren Rechts der Natur herzuleiten. Je mehr ich darauf sinne, je weniger begreife ich, was ihn bewogen, die Verbesserung des Rechts der Natur auf diese Art anzugreifen.

Er verdenkt es ja (§. 12.) dem seligen Alberti, daß er den Stand der Unschuld, so wie er uns in der Schrift beschrieben wird, zum Grunde des Rechts der Natur geleget hat: vielleicht weil nicht alle Menschen die Schrift annehmen, oder weil es übel stehet, die Offenbahrung in die Weltweisheit zu mengen. Aber warum legt er dann in seinem Systemata Juris Naturae seine eigene, und gutentheils unwahrscheinliche, Muhtmaßungen zum Grunde? Mich deucht, der unstreitig wahre Bericht eines von Gott getriebenen Mannes ist allen, auch den wahrscheinlichsten, Einfällen, die wir nach unserer Vernunft vom Zustande des ersten Menschen haben können, weit vorzuziehen. Wird er gleich von den Heiden nicht als göttlich angenommen, so gilt er doch bey Christen; da herge-

gen die Vernunft eines Christen sowohl, als eines Heiden und Türken, wider die Muhtmaßungen des Herrn Manzels sehr vieles einzuwenden hat. Hält er aber darum die albertische Methode für ungereimt, weil dadurch die Offenbahrung in die Weltweisheit gemischet wird: so hätte er sich dieser Vermischung auch enthalten sollen. Allein wie oft fasset er nicht die Hörner des Altars?

Es mag indessen der Herr Professor Manzel von dem guten Alberti so weit entfernet seyn, als er immer will; er mag seinen Stand der Unschuld aus der Schrift oder aus der Vernunft erweisen: so sehe ich doch nicht, was er in dem Stande der Unschuld für ein besonders Jus Naturae finden will, oder was uns dieses Jus Naturae, falls er eines findet, helfen soll. Ich will hier nicht wiederholen, was ich schon von dem Zustande des ersten Menschen geschrieben habe. Ich habe gewiesen, daß derselbe von unserm heutigen Zustande durch nichts, als einige die Natur des Menschen nicht angehende Umstände, unterschieden gewesen. Daraus folget, daß ihre Grundsätze des Rechts der Natur eben diejenigen gewesen sind, die wir noch haben.

Allein ich will darauf nicht so sehr dringen.

Der Herr Professor mag apodictice, wie er sich rühmet, aus der Vernunft bewiesen haben, daß der erste Mensch in einer grössern Vollkommenheit gelebet habe, als wir: das wird er mir doch zugeben, daß diese vollkommene, heilige, unschuldige Creatur eine Begierde gehabt, lange und glücklich zu leben. Hieraus fliesset nun, daß der erste Mensch geglaubt hat, er sey schuldig, dasjenige zu thun, was zu seiner Erhaltung und Glückseligkeit nöhtig. Dieses ist aber der Grundsatz des Rechts der Natur, und die Quelle aller moralischen Wahrheiten.

Ew. Hochwohlgebohren sehen also, daß der erste Mensch so wenig ein eignes Jus Naturae, als ein von dem unsern unterschiedenes Einmal eins haben können. Er mag so vollkommen gewesen seyn, als er will: so bleiben doch die moralischen Wahrheiten sowohl, als die Natur der Zahlen, ewig und unveränderlich. Ich weiß wohl, daß die Schlüsse, welche der erste Mensch zu seiner Nohtdurft aus den allgemeinen moralischen Wahrheiten gezogen hat, nicht eben diejenigen seyn können, die wir nach den Umständen, in welchen wir uns befinden, daraus ziehen, wenn sein Zustand von dem unsern so sehr unter-

schieden gewesen ist, als der Herr Professor vorgiebt: Allein auch die Pflichten der Eltern sind von den Pflichten der Kinder unterschieden, und der Herr muß aus dem Grundsatze des Rechts der Natur ganz andere Folgen ziehen, als der Knecht. Wer hat ihm aber jemalen träumen lassen, daß die Eltern und Herren ein ander Jus Naturae hätten, als die Kinder und Knechte?

Die unterschiedene Anwendung einer Regel verändert die Natur derselben nicht. Ich kann nach einem Linial Perpendicular- und Horizontallinien ziehen. Die Linien sind unterschieden; aber das Linial bleibt unverändert. Mit den allgemeinen Grundsätzen des natürlichen Rechts verhält es sich nicht anders: sie bleiben unwandelbar, obgleich ihre Anwendung nach den Umständen sich ändert.

Der Herr Professor Manzel wird also aus dem ersten Zustande des Menschen kein besonderes Recht der Natur erzwingen können, wie sauer er sichs auch werden lässet. Die Betrachtung dieses glückseligen Zustandes, welche er anstellet, gehöret nicht zum Rechte der Natur: sie kann nichts zur Verbesserung dieser edlen Wissenschaft beytragen, und ist, wenns hoch kommt, nichts, als eine kleine

Einleitung in die paradisischen Alterthümer. Nun würde man Ursache haben, ihm für die genommene Mühe zu danken, wenn er nur was gewisses und gründliches, oder wenigstens nur wahrscheinliches vorgebracht hätte: Allein so giebt es der Augenschein, daß fast alles, was er sagt, ungegründet und unwahrscheinlich, und zum wenigsten aus der blossen Vernunft nicht zu erweisen sey.

Wenn Ew. Hochwohlgebohren nur das, was ich schon von dem Stande der Unschuld geschrieben habe, mit Bedacht lesen: so werden Sie mir dieses leicht glauben. Allein ich will noch zum Ueberfluß die Abbildung des ersten Menschen untersuchen, aus welcher der Herr Professor Manzel die Grundsätze seines wahren und ächten Juris Naturae herleiten will, und sollte mein Brief gleich noch einmal so lang werden, als er schon ist. Ich frage wenig darnach, ob Ihnen meine Weitläuftigkeit angenehm oder zuwider ist. Denn gefällt sie Ihnen, so ist es mir lieb: gefällt sie Ihnen nicht, so werde ich mich auch nicht sonderlich grämen; weil ich dadurch Ew. Hochwohlgebohren abhalte, mich auf ein andermal nach dem Rechte, so Ihnen unsere Freundschaft giebt, zu ei-

ner solchen Arbeit zu verdammen, als Sie mir jetzo auferlegt haben. Ich schreite zur Sache.

Der Herr Professor Manzel sagt §. 40: „Die ersten Menschen hätten einen reinen Verstand (intellectus fuit purus) und eine vollkommene Erkenntniß der natürlichen und moralischen Dinge gehabt. Dieser Verstand und diese Erkenntniß wäre bey allen Menschen gleich gewesen; (in omnibus individuis accurate aequalis:) doch mit dem Unterscheid, ob einer seine Jahre erreichet gehabt, oder nicht. Denn von der ersten Zeit nach der Gebuhrt an habe sich freylich der Verstand schon sehen lassen, und zwar in dem Grade, als zu der damaligen Erhaltung des Menschen nöhtig gewesen; (imo in eo gradu, qualis ad conservationem pro tempore necessarius fuit) mit den Jahren aber sey er stärker worden. Die Alten hätten auch in diesem Stücke vor den Jungen den Vorzug gehabt, daß sie durch die Erfahrung, und vielleicht auch durch Offenbahrungen, eine grössere Wissenschaft erlanget. (Quod experientia et factis, quorum memoria ipsis constitit, imo forte revelatione magis inclaruerunt.)

Ich habe hiebey folgendes zu erinnern:

I. Herr Professor Manzel eignet den ersten Menschen einen reinen Verstand zu. Ein reiner Verstand (intellectus purus) ist von den Sinnen und der Einbildungskraft gänzlich abgesondert. Er findet sich also nur bey Leuten, die eine deutliche Erkenntniß aller Dinge besitzen, und mit nichts, als allgemeinen Begriffen, zu thun haben. Da man nun zu allgemeinen Begriffen nicht anders, als durch die Betrachtung einzeler Dinge, gelangen kann: so folget, daß der erste Mensch nicht mit einem reinen Verstand erschaffen worden.

Dieser Einwurf läßt sich nicht, wie man vielleicht denken möchte, durch den Unterscheid unter dem Menschen vor und nach dem Fall heben. Denn zu geschweigen, daß dieser Fall noch nicht erwiesen: so ist es noch nicht ausgemacht, ob es vor dem Fall möglicher gewesen, als nach demselben, einer Creatur, die niemalen einzele Dinge gesehen, oder empfunden hat, allgemeine Begriffe mitzutheilen. Ich kann die Möglichkeit dieser Mittheilung nicht begreifen. Denn entweder müßte Gott dem ersten Menschen die allgemeinen Begriffe gleich anfangs eingepräget, und seinen Verstand so eingerichtet haben, daß er nichts an-

ders, als lauter Universalia, denken können: oder er müßte ihm die allgemeinen Begriffe nach seiner Schöpfung offenbahret haben. Beydes gehet nicht an.

Denn hätte Gott den Verstand des Menschen so, wie ich sage, eingerichtet: so hätte er denselben nicht an die Materie knüpfen, und den Menschen mit den Sinnen und der Einbildungskraft begaben dürfen. Folglich wäre der erste Mensch kein Mensch, sondern ein blosser Geist gewesen. Durch eine besondere Offenbahrung können auch die allgemeinen Begriffe in dem Menschen nicht entstanden seyn; weil alle Offenbahrung eine Fähigkeit, dieselbe zu verstehen, in demjenigen, dem sie geschiehet, zum Grunde hat. Durch die Offenbahrung allgemeiner Begriffe kann ich aber in dem Verstande eines Menschen, der niemalen einzele Dinge gesehen und betrachtet hat, nicht den geringsten Begriff erwecken. Folglich würde eine solche Offenbahrung unnütze seyn; weil sie demjenigen, der dadurch unterrichtet werden soll, unverständlich. Glauben Ew. Hochwohlgebohren, daß Gott, durch seine Allmacht, einem Blindgebohrnen einen klaren und deutlichen Begriff der Farben mittheilen könne? Ich denke es nicht; oder Sie

müssen auch glauben, Gott könne machen, daß wir den Schall riechen, und durch das Gehör Teufels Dreck von Ambra unterscheiden können.

Da es nun unbegreiflich ist, wie eine aus Geist und Materie bestehende Creatur anders, als jetzo, zu allgemeinen Begriffen gelangen könne; unbegreifliche Sätze aber in der Weltweisheit keinen Platz finden, es sey dann, daß die Erfahrung uns nöhtige, eine Sache, die wir nicht begreifen, als wahr anzunehmen: so handelt der Herr Professor Manzel nicht als ein Weltweiser, wann er in einer philosophischen Schrift einen unbegreiflichen Satz als eine unstreitige Wahrheit voraussetzet, von dessen Wahrheit er durch die Erfahrung nicht überführet ist.

II. Spricht nun der Herr Professor Manzel: der erste Mensch habe freylich diesen reinen Verstand nicht mit auf die Welt gebracht; sondern, wie wir jetzo, durch den Gebrauch seiner Sinnen sich einen Begriff der einzelen Dinge, und, aus deren Zusammenhaltung, allgemeine zuwege bringen müssen: Allein er habe doch eine besondere Fähigkeit gehabt, seinen Verstand von dem Joche der Sinnen und der Einbildungskraft los zu reissen; so frage ich ihn: Ob dann der Unterscheid

unter uns und dem ersten Menschen so groß ist, als er ihn machet? Ob der erste Mensch also nicht in eben so grosser Gefahr gewesen, zu irren, als wir? Ob also der Mensch so vollkommen erschaffen worden, als der Herr Professor vorgiebt? Ob der Herr Professor sich wohl getraue, diese Fähigkeit, welche er dem ersten Menschen beyleget, aus der Vernunft darzuthun? Ob es wohl glaublich, daß Gott den ersten Menschen mit einer sonderlichen Fähigkeit, seinen Verstand von aller Gemeinschaft mit den Sinnen und der Einbildungskraft abzusondern, erschaffen habe; da doch augenscheinlich ist, daß eine solche Reinigkeit des Verstandes gar nichts zu unserer wahren Glückseligkeit beytragen kann? Ob er wohl glaube, daß der erste Mensch zu einer Zeit, da er genug zu thun hatte, die einzelen Dinge kennen zu lernen, sich um allgemeine Begriffe bekümmert habe? Ob es nicht vielmehr eine Schwachheit, als eine Vollkommenheit, anzeige, wenn man sich mehr um subtile und unnütze Grillen, als um einfältige, und dabey heilsame Wahrheiten, bekümmert? Und ob es also nicht glaublicher sey, daß der Mensch in dem Stande der Unschuld mit klaren Begriffen zufrieden gewesen, als daß er sich um eine metaphy-

sische Deutlichkeit derselben den Kopf zerbrochen habe?

III. Der Herr Professor Manzel legt den ersten Menschen eine vollkommene Erkenntniß aller natürlichen und moralischen Dinge bey. Dieses aber deucht mich ein Satz zu seyn, der eben so unbegreiflich ist, als daß sie einen reinen Verstand sollten gehabt haben.

Ich habe schon gewiesen, daß der erste Mensch keinen andern Weg gehabt, zur Erkenntniß zu gelangen, als wir. Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, ist ein Satz, der zu allen Zeiten wahr gewesen. Es hat also der erste Mensch nichts kennen können, als was er gesehen und wohl betrachtet hatte. Da es nun unmöglich ist, daß der erste Mensch alle Geschöpfe auf einmal sehen und betrachten können; und hergegen sehr wahrscheinlich, daß ihm noch viele Dinge unbekannt seyn würden, wenn er gleich noch lebte: so hat er unmöglich eine vollkommene Erkenntniß aller natürlichen Dinge haben können.

Zu dem ist es sehr glaublich, daß sich der erste Mensch um eine so weitläuftige Wissenschaft keine sonderliche Mühe gegeben habe. Man stelle sich einmal den Zustand einer Creatur vor, die, ohne

zu wissen, wie ihr geschicht, sich plötzlich unter einer Menge von Dingen siehet, deren jedes ihr neu und unbekannt ist, und sage mir dann, ob man wohl anders denken könne, als daß diese Creatur das ganze Weltgebäude, wie die Kuh das neue Thor, angesehen habe. Der Hunger und der Durst machten, daß sie endlich zugriff, und nach dem Triebe, der ihr gegeben war, einige von den ihr vorkommenden Dingen zu ihrer Nahrung gebrauchte. Es ist gar wahrscheinlich, daß diese Sachen unter allen natürlichen Dingen die ersten gewesen sind, die der Mensch hat kennen gelernet; aber doch nicht weiter, als daß er gewußt, wozu sie nütze. Ich glaube auch nicht, daß er sich den Kopf über ihren Ursprung und über ihre innerliche Beschaffenheit zerbrochen habe; und um die Erkenntniß der andern Dinge hat er sich gar nicht bekümmert. Man kann, deucht mich, von ihm eben das sagen, was Ennius beym Cicero *) vom Epicurus sagt: dum palato quid sit optimum judicat, coeli palatum non suspexit. Denn es ist vermuhtlich eine gute Zeit, nach der Erschaffung der Welt, verstrichen, ehe der Mensch

---

*) De natura Deorum lib. II.

sein os sublime, womit er sich breit macht, zu den Sternen erhoben hat, um ihre Natur zu erforschen. Es war ihm gleich viel, ob die Sonne, oder die Erde, umging. Er war zufrieden, daß ihm jene Licht und Wärme, und diese die nöhtigen Lebensmittel gab. Er war also ein schlechter Sternkündiger, und ich glaube, der Herr Professor Mänzel würde selbst über die Einfalt des ersten Menschen lachen, wenn er wüßte, was derselbe sich vor kindische Begriffe von allen Dingen gemacht hat.

Man thut demnach klüger, wenn man es den Rabinen überlässet, von ihrem Adam die unglaublichsten Dinge zu erzehlen. Diesen stehet es wohl an, wenn sie vorgeben, Adam habe auch die Engel an Wissenschaft übertroffen, und diese weisen Creaturen, die anfänglich, da Gott sie über die Erschaffung des Menschen zu Rahte gezogen, gar verächtlich von demselben geredet, einmal heßlich beschämet; indem er alle Thiere mit ihrem rechten Namen zu nennen gewußt, welches den Engeln unmöglich gewesen: ja die Frage, wie dann er selbst, und Gott heisse, gar fein beantwortet, und diesen letzten Jehovah betitelt. *)

*) Mr. Bayle Dict. Hist. et Crit. art. Adam not. D.

Wir Christen lachen über solche Fratzen, weil uns unsere Vernunft sowohl, als die Offenbahrung, nichts von dieser unglaublichen Weisheit des ersten Menschen lehret. Selbst in der Offenbahrung finden wir Spuhren seiner Einfalt. Denn so berichtet uns Moses, daß Adam, nachdem er vom verbotenen Baume gegessen, so dumm gewesen, daß er sich mit seiner Even vor Gott verstecken wollen. Er muß also saubere Begriffe von der Gottheit gehabt haben.

Ich sehe vorher, daß Ew. Hochwohlgebohren denken werden, dieses sey nach dem Fall geschehen, und man müsse sich demnach über diese Einfalt nicht wundern, weil der Mensch durch den Fall seine ihm anerschaffene Weisheit verlohren. Um Ihnen nun diesen Scrupel zu benehmen, so mache ich folgende Anmerkung.

IV. Es ist unbegreiflich, wie der erste Mensch, falls er mit so vollkommener Weisheit ausgerüstet gewesen, diese Weisheit durch eine Uebertretung eines göttlichen Gesetzes habe verliehren können. Es müßte dieser Verlust entweder eine Folge der Uebertretung, oder eine willkührliche Strafe des erzürneten Gottes seyn.

Das erste wollte ich glauben, wenn ich nur

ein Verbrechen erdenken könnte, das eine solche Veränderung in dem menschlichen Verstande zu wirken fähig wäre. Wir können durch unser Versehen die Kräfte unsers Körpers schwächen; wir können unsern Willen verderben, und zu allerhand Lastern gewöhnen; wir können auch durch eine unordentliche Lebensart die Kräfte unsers Verstandes so weit unterdrücken, daß wir dieselben nicht mehr so, als vor dem, gebrauchen können: allein daß durch ein einziges Versehen die Begriffe, die wir von allen Dingen haben, gänzlich sollten können ausgelöschet werden, und das plötzlich, das ist etwas, so ich nicht verstehe.

Was ich einmal vollkommen weiß, das kann ich unmöglich in einem Augenblick vergessen, und wenn ich gleich wollte. Meine Begierden können meine Vernunft dergestalt benebeln, daß ich zu der Zeit, wann sie am unbändigsten sind, nichts erkennen kann, als was mit ihnen überein kömmet; aber sie verwirren mein Gehirn niemalen dergestalt, daß ich auch diejenige Erkenntniß, die ihnen nicht entgegen ist, verliehren sollte.

Man mache demnach das Verbrechen des ersten Menschen so groß, als man immer will; man gebe ihm eine Bosheit Schuld, die noch so entsetz-

setzlich ist: so wird man doch dadurch nicht begreiflich machen, warum er z. E. in einem Augenblick sollte vergessen haben, woher es komme, daß der Magnet das Eisen an sich ziehet. Diese Erkenntniß, welche er nach der Meynung des Herrn Professor Manzels gehabt haben muß, hätte gar füglich mit der größten Bosheit bestehen können.

Wir sehen, daß Geistliche huren und saufen; desfalls aber vergessen sie ihren König nicht: sie werden dadurch nicht ungeschickter, aufs schärfste wider die Ketzer zu disputiren. Es kann kommen, daß ein Priester, weil er etwan den Rausch noch nicht völlig ausgeschlafen hat, das unrechte Evangelium ablieset; aber niemalen wird er völlig vergessen, welches Evangelium auf diesen und welches auf jenen Sonntag zu erklären verordnet ist. Ein Rechenmeister kann sich voll saufen, und zu der Zeit, wann er besoffen ist, die ärgsten Schnitzer machen; aber er vergißt darum sein Einmal eins nicht. Der erste Mensch aber hat durch den schädlichen Apfelbiß auch die Wissenschaft der Algebra, einer Weisheit, die auch in boshafte Seelen kömmt, verlohren. Wer es fassen mag, der fasse es.

Ich begreife nicht, wie dieses ohne ein Wunderwerk hat geschehen können. Darum aber möchte ich doch nicht sagen, daß der Verlust unserer anerschaffenen Weisheit eine göttliche Strafe sey. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Gott dem gefallenen Menschen, dem er, wie grausam er sich auch stellete, dennoch immer ziemlich gewogen blieb, die Erkenntniß so vieler nützlichen Wahrheiten, ja die heilsamsten Begriffe von der Gottheit selbst, ohne welche niemand glücklich werden kann, sollte genommen haben. Seine Gerechtigkeit erforderte Rache, und trieb ihn an, den Menschen zu strafen; aber seine Güte und Weisheit hieß ihn doch auch mit dieser Strafe mehr des Menschen Besserung als dessen Verderben, zu suchen. Dieses aber wäre nicht geschehen, wenn Gott den Menschen der vollkommnen Erkenntniß nützlicher und schädlicher Dinge, ja des Wesens und Willens Gottes selbst, mit Gewalt beraubet, und ihn also in die schädlichste Unwissenheit gesetzet hätte. Wer dieses mit den Eigenschaften eines höchstgerechten, gütigen und weisen Wesens reimen kann, der muß sehr künstlich seyn.

Ich getraue es mir nicht, und will daher lieber sagen, daß, wenn der Mensch die unbegreifli-

che Weisheit, welche man ihm beyleget, vor dem Fall gehabt hätte, Gott ihm dieselbe auch nach dem Fall wohl würde gelassen haben.

Eben dieses kann ich mit noch mehrerm Fug von der Erkenntniß der moralischen Wahrheiten sagen; weil sie die nützlichste ist. Wiewohl ich nicht begreife, was eine Creatur, die, ihrer Natur nach, das nützliche begehret, und das, was ihr schädlich ist, fliehet, ausser diesem natürlichen Trieb, vor sonderbare moralische Weisheit habe besitzen können.

V. Der Herr Professor Manzel sagt ferner, der reine und vollkommene Verstand der ersten Menschen sey bey allen vollkommen gleich gewesen. Er schliesset recht; denn der Gott, der, wie wir schon von ihm gelernet haben, in Kleinigkeiten, und z. E. in der äusserlichen Bildung und Statur des Menschen, die genaueste Gleichheit beobachtet hat, der wird in wichtigern Dingen nicht weniger auf eine Gleichheit gesehen haben: allein er widerspricht sich gleich, und stösset nicht allein das, was er hier sagt, sondern auch das schöne Argument, das er von der ungleichen Statur der Menschen hergenommen hat, übern Haufen, wann er fortfähret, und schreibt: es sey

zwischen dem Verstande der Kinder und erwachsenen Leute, der Alten und der Jungen, ein Unterscheid gewesen. Mich deucht, er hebt dadurch die Gleichheit unter seinen vollkommenen Geschöpfen auf. Denn ein Verstand, der in Ansehung des Alters inaequalis ist, der kann nicht in omnibus individuis accuratae aequalis seyn: weil ein kleines und junges individuum auch ein individuum ist. Doch ich will mich bey diesem Widerspruche nicht aufhalten. Nur möchte ich wissen, was den Herrn Professor bewogen hat, unter Alten und Jungen, Kindern und Erwachsenen, in Ansehung der Wissenschaft, einen Unterscheid zu zugeben. Ist es ihm etwan unbegreiflich vorgekommen, wie ein neugebohrnes Kind so grosse Weisheit besitzen können, als er dem ersten Menschen beyleget? Allein so hätte er auch bedenken sollen, daß es nicht weniger unbegreiflich, wie der erste Mensch gleich nach seiner Schöpfung so klug seyn können, als er ihn machet. Ich finde unter dem ersten Menschen und seinem erstgebohrnen Sohn keinen Unterscheid, als in Ansehung der Grösse des Körpers. Den Verstand, welchen man also jenem beyleget, den kann man diesem nicht absprechen. Das Gewicht des

Körpers thut zur Vollkommenheit unsers Verstandes nichts: und wenn der erste Mensch gleich, wie die Talmudisten vorgeben, so groß gewesen wäre, daß er von einem Ende der Welt bis zum andern gereichet: *) so wird er doch dadurch nicht geschickter, als sein Sohn, eine vollkommene Wissenschaft aller Dinge zu haben. Sie waren beyde jung und fremde in der Welt. Gott, wenn er vollkommene Menschen machen wollen, hat keine Ursache gehabt, den Sohn unvollkommener zu machen, als den Vater: und es ist auch nicht glaublich, daß er die erste Frucht der Lenden des Menschen so gleich dergestalt wird haben aus der Art schlagen lassen, als der Herr Professor Manzel meynt. Nach dem Begriffe, den er von den Kindern der ersten Menschen hat, ist unter denselben und den unsrigen gar kein Unterscheid. Wer kann das aber glauben, wenn er des Herrn Professors Schrift gelesen? Ja wer wird sich nicht vielmehr einbilden, daß, wenn der erste Mensch so heilig, so unschuldig, so vollkommen erschaffen gewesen, diese Heiligkeit, Unschuld und Vollkom-

*) Mr. Bayle Dict. Hist. et Crit. art. Adam not. I.

menheit auf seine Erben und Erbnehmen eben so wohl, als nach dem Fall das Verderben, würde fortgepflanzet seyn? Denn wenn man dieses nicht glaubet: so ist es offenbar, daß die anerschaffene Vollkommenheit des ersten Menschen nach und nach, ohne allen gewaltsamen Zufall, von sich selbst verschwinden müssen, und kaum bis ins dritte und vierte Glied dauren können.

Ich halte für unnöhtig, Ew. Hochwohlgebohren die Wahrheiten dieser Folge weitläuftig darzuthun; ich sage nur, daß der Herr Professor Manzel seine Gedanken nicht wohl zusammen hänget, und durch den Unterscheid, welchen er unter Kindern und erwachsenen Personen im Stande der Unschuld zuläßt, selbst ein Loch in seinem Systemate machet.

Dieses wird noch klärer, wenn man erweget, daß er sagt, die Alten hätten die Jungen an Erfahrung übertroffen. Denn daraus kann man sehen, daß er glaubt, die ersten Menschen wären durch die Erfahrung klug geworden. Von den Jungen ist dieses ausgemacht: und da die Alten auch einmal jung gewesen, so ist kein Zweifel, daß eine Zeit gewesen, da ihnen noch vieles gemangelt. Wie kann dieses aber mit der vollkommenen Er-

kenntniß aller Dinge bestehen, die der erste Mensch besessen haben soll.

Auch wir werden durch die Erfahrung klug. Wo bleibt also der Unterscheid zwischen uns und unsern ersten Eltern? Der Herr Professor Manzel hebt ihn selbst auf. Ist dieses seine Absicht nicht, so muß er die Erfahrung weglassen: die nutzet einer Creatur nichts, die, von dem ersten Augenblicke ihres Lebens an, alle Dinge vollkommen kennet, und mehr weiß, als das ganze menschliche Geschlecht, zusammen genommen, in vielen hundert Jahren lernen kann. So bald er die Erfahrung zum Grunde der Erkenntniß macht, die der erste Mensch gehabt haben soll, zernichtet er den hohen Begriff, den er uns von der vollkommenen Weisheit desselben geben wollen, und gibt mir Fug und Macht, zu schliessen, daß wir heutiges Tages klüger sind, als unsere ersten Eltern, weil unsere Erfahrung unstreitig grösser ist, als die ihrige.

„Die moralische Wissenschaft des Menschen," fährt der Herr Manzel (§. 41.) fort, „bestund darinn, daß er das Gute allein kannte, und in dem Guten allein seine edle Freyheit, dieses oder jenes zu thun, brauchte. (In moralibus notitiam

habuerunt solius boni et in specie sola boni generosum exercuerunt arbitrium hoc vel illud agendi.)" Er habe auch gewußt, daß er, sobald er von dieser Richtschnur seiner Vollkommenheit abwiche, (quod simul ac normam hanc suae perfectionis relinquerent) sich in Unglück stürzen würde. (malum ipsos esset invasurum.)"

Hier begreife ich nicht, wie der Mensch, der alle Dinge so vollkommen gekannt hat, daß er das Nützliche von dem Schädlichen genau unterscheiden können, doch nur das Gute allein könne gekannt haben. Der Herr Manzel kann dieses um so viel weniger sagen, weil er selbst (§. 48.) dem Menschen die Erkenntniß, und zwar eine vollkommene Erkenntniß des Guten und des Bösen (perfectam boni et mali cognitionem) ausdrücklich beyleget. Und wie hätte der Mensch auch sonst wissen können, daß ihm, wenn er dieses oder jenes thäte, etwas Böses wiederfahren würde? Er hat also auch das Böse gekannt. Aber woher? Durch einen natürlichen Trieb, als etwan die Thiere, oder durch die Erfahrung? Hat er durch einen natürlichen Trieb das Gute von dem Bösen unterschieden: so fällt der reine Verstand und die tiefe metaphysische Wissenschaft weg, welche ihm

der Herr Professor Manzel beylegt. Es würde auch daraus folgen, daß der Mensch ohne alles Nachdenken Gutes gethan habe, welches, wie der Herr Manzel meynet, einer vollkommenen und vernünftigen Creatur unanständig ist. Hat aber der erste Mensch durch die Erfahrung die Erkenntniß des Bösen erlanget: so darf man seine Weisheit nicht bewundern; weil man klährlich siehet, daß er, wie die Kinder und Narren, durch Schaden klug werden müssen. Er hat sich erst gebrannt, ehe er gewußt, daß man dem Feuer nicht zu nahe kommen müsse, und alles so lange für gut und unschädlich gehalten, bis er entweder die schädliche Wirkung gewisser Dinge, und die übeln Folgen gewisser Thaten, selbst gespühret, oder von andern, welche dieselben erfahren, kennen gelernet.

Doch ich entferne mich zu weit von meinem Zwecke. Ich wollte nur anmerken, daß der Herr Professor Manzel sich selbst widerspricht, wann er dem Menschen die Erkenntniß des Bösen, welche er ihm hier abspricht, an einem andern Orte zugestehet. Weiter habe ich nichts zu sagen. Der Mensch mag anfänglich beschaffen gewesen seyn, wie er will; mir liegt wenig daran: nur bin ich

begierig zu wissen, wie eine Creatur, die so beschaffen ist, als der Herr Professor Manzel den ersten Menschen abbildet, habe fallen und ihre Vollkommenheit verliehren können.

Der Herr Professor versucht es, (§. 42.) ob er uns diese traurige Begebenheit aus der blossen Vernunft begreiflich machen könne: allein was er sagt, das vergnüget mich nicht. „Er meynt, der Verlust der Glückseligkeit, in welcher der erste Mensch anfänglich gelebet, rühre daher, daß der Mensch ungläubig worden, (quod incredulitate laborare inceperint) und, nachdem er seinem obersten Beherrscher den Gehorsam aufgekündiget, sich zum Bösen gewendet habe, u. s. w."

Daß dieses leere Worte sind, mit welchen der Herr Professor nichts saget, können Ew. Hochwohlgebohren nicht besser begreifen, als wenn Sie dasjenige anzusehen belieben, was der Herr Professor (§ 44. und 45.) schreibt. „Da nun," heißt es, „der Mensch so beschaffen war:" (ich glaube, so viel soll das mir unbekannte Latein: Sic constituta igitur situatione hominis, heissen) „so konnte nur eine einige Art des Gewissens, nämlich conscientia recta, nimmer aber eine Unwissenheit des Rechts, oder ein Irrthum in denen

Dingen, die sein Thun und Lassen betrafen, bey ihm Statt haben."

„Ueberdem," so lauten seine Worte, (§. 45.) „war der Mensch von vielen Dingen, die uns jetzo mit Gewalt zum Bösen trieben, frey; wie z. E. von den Affecten. Denn die Liebe war rein, und nur auf das Gute gerichtet, und begriff unter sich einen ungezwungenen Abscheu des Bösen. (Sub se comprehendens contrarii aversationem non coactam) u. s. w."

Ew. Hochwohlgebohren sehen, daß derjenige, der mir erklären will, wie ein so beschaffener Mensch um seine Vollkommehheit gekommen sey, eine dunkele Sache noch dunkeler macht, wenn er spricht: „Ein Unglaube, eine vorsetzliche Widerspenstigkeit gegen Gott sey die Ursache dieses Verlustes."

Wie kann ein Zweifel, oder gar ein Unglaube, in dem Gemühte eines Menschen entstehen, der nicht nur die Natur aller Dinge vollkommen kennet, und das Nützliche von dem, so schädlich ist, genau zu unterscheiden weiß; sondern auch nicht die geringste Begierde hat, die ihn zwingen könnte, wider seine Erkenntniß zu handeln? Wie kann eine Creatur sich zum Bösen wenden, welche

weiß, was Recht und Unrecht ist, in moralischen Dingen nicht irren kann, ja einen natürlichen Abscheu vor dem Bösen heget? Ist es wohl zu begreifen, daß eine solche Creatur ihrem Schöpfer den Gehorsam habe versagen können, der ihr nichts gebieten, oder verbieten kann, dessen Nutzen und Schädlichkeit ihr unbekannt wäre? Und sollte sie wohl, wenn ihr derjenige, von dessen Wahrhaftigkeit und Allmacht sie so gewiß, als von ihrem eigenen Seyn, überführet ist, auch die gleichgültigsten Dinge anbeföhle, oder untersagte, fähig seyn, an der Gerechtigkeit solcher Befehle zu zweifeln, oder die darauf gesetzten Strafen in den Wind zu schlagen?

Ich glaube dieses um so viel weniger, weil man heutiges Tages, da das menschliche Geschlecht so gar im Argen liegt, noch hundert für einen findet, welche auf das blosse Verbot eines Medici, zu dem sie zwar ein Vertrauen haben, aber doch lange nicht von der Gewißheit seiner Kunst, und von der Wahrheit desjenigen, was er saget, so stark, als der erste Mensch von der Untrieglichkeit seines Schöpfers, überführet sind, sich derer Speisen enthalten, die ihnen sonst die liebsten sind: Ja ich glaube, daß man in der ganzen Welt nicht

einen Menschen finden wird, der nicht auch dem elendesten Quacksalber, zu dem er nicht die geringste Zuversicht heget, willig gehorchen sollte, wenn ihm derselbe eine Speise verböte, zu welcher er nicht nur keine Lust hat, sondern die er auch von Natur verabscheuet; aber der erste Mensch, die heilige, die vollkommene Creatur, die ohne alle böse Begierden, und mit einem natürlichen Hasse wider das Böse, gewaffnet ist, übertritt das Gebot eines Gottes, dem er nach der Erkenntniß, die er von ihm hatte, nohtwendig Glauben zustellen, und sich vor dessen Zorn fürchten mußte: und, was das meiste ist, so thut er dieses, ohne von der geringsten, dieser Erkenntniß und diesem Gebote zuwider laufenden, Begierde dazu genöhtiget zu werden.

Wie dieses mit einander bestehen könne, kann ich, mir selbst gelassen, nicht begreifen, und muß bekennen, daß die Vernunft, die den Herrn Professor Manzel so unbegreifliche Dinge lehret, von gar besonderer Art seyn müsse. Meine Vernunft sperret sich dawider, und sagt mir, wenn ich ihr weisen will, wie man den Fall des ersten Menschen mit seiner Vollkommenheit reimen müsse, Zeug vor, das ich nicht einmal nachsagen mag.

Das bescheidenste, was sie sagt, ist dieses: Daß der erste Mensch, wann er so beschaffen gewesen, als der Herr Manzel sagt, nicht fallen können: wenn er aber gesündiget hat, nicht vollkommen erschaffen sey.

Sie glaubt also nicht, daß es dem Herrn Professor etwas helfen könne, wenn er, (§. 43.) um die Möglichkeit des Falles zu behaupten, sagt: „Wenn der Mensch so erschaffen worden, daß er nohtwendig Gutes thun müssen: so hätte keine Moralität statt haben können.“ Da der Herr Professor, spricht sie, dieses gewußt hat, so hätte er nicht sagen sollen, der Mensch sey vollkommen erschaffen: indem die Fähigkeit zu sündigen eine nicht geringe Unvollkommenheit ist, die solche Begierden in dem ersten Menschen zum Grunde haben muß, die mit seiner Vollkommenheit streiten, und allen Unterscheid zwischen ihm und uns nohtwendig aufheben.

Ich habe schon oben etwas von dieser Materie einfliessen lassen. Wenn Ew. Hochwohlgebohren sich dessen erinnern, so werden Sie schon sehen, daß es unnöhtig sey, sich mit dem Herrn Manzel (§. 48.) zu bekümmern: nach was vor einer Regel und Richtschnur die ersten Menschen gelebet

haben. Eine vollkommene Creatur, die das Gute und Böse vollkommen kennet, vollkommen weiß, was Gott haben will, und nicht die geringste Begierde zum Bösen hat, die braucht keiner Regel. Ihr natürlicher Trieb ist ihr statt aller Gesetze: Und dieses gestehet der Herr Professor fast selbst, wenn er sagt: „Die vollkommene Erkenntniß des Guten, Bösen, und des göttlichen Willens sey die Regel gewesen, nach welcher die ersten Menschen ihr Thun und Lassen eingerichtet."

Was er von den göttlichen Offenbahrungen hinzusetzet, das fällt von sich selbst weg. Denn was soll Gott einer Creatur offenbahren, die alles weiß, was sie wissen soll, und beynahe eben so klug ist, als er selbst?

Der Herr Professor handelt (§. 50. 51.) von der Nahrung des ersten Menschen. Ich finde dabey nichts anzumerken, weil ich schon oben von dieser Sache so wohl, als von dem Paradiese, oder von der terra omnia in superlativo producente, wie der Herr Manzel redet, Ew. Hochwohlgebohren meine Meynung gesagt habe.

Für die Kleidung des ersten Menschen darf der Herr Professor nicht sorgen, wie er (§. 52.) thut. Unsere Haut ist geschickt genug, Hitze und Kälte

zu ertragen. Auch nach dem Fall behelfen sich ganze Völker ohne Kleider. Es wäre also nichts besonders, wenn es der erste Mensch auch gethan hätte. *)

Von dem Tode des ersten Menschen, von welchem der Herr Manzel (§. 53. 54.) handelt, ist nicht nöhtig, viel zu sagen. Es versteht sich, daß der erste Mensch hat sterben müssen, wie wir. Die Vernunft hält den Tod nicht für der Sünden Sold; sondern für eine nohtwendige Folge unserer Beschaffenheit: ohne desfalls den Geistlichen ein Compliment zu machen.

Ich gehe demnach weiter, und bitte Ew. Hochwohlgebohren dasjenige wohl zu betrachten, was der Herr Professor Manzel von den Pflichten des ersten Menschen gegen Gott, gegen sich selbst, und gegen andere Menschen sagt. Sie können daraus lernen, daß der Herr Professor, nach seinen eigenen Grundsätzen, kein besonders Recht der Natur im Stande der Unschuld suchen könne.

„Die Pflichten gegen Gott," sagt er, (§. 55.) „bestanden in einem immerwährenden Lobe Gottes, in

*) S. les Essais de Montaigne Liv. II. Ch. 12.

in einer vollkommenen Liebe gegen ihn, in einer genauen Beobachtung seiner Gebote, und in einer Uebergebung in seinen Willen und in seine weise Vorsehung."

Ich glaube nicht, daß in diesen Pflichten durch den Fall eine Veränderung entstanden sey.

„Die Pflichten des ersten Menschen gegen sich selbst bestanden," wie der Herr Professor (§. 57.) sagt, „in der Erhaltung seines Lebens und seiner Glückseligkeit."

Hierinn aber bestehen auch die Pflichten gegen uns selbst noch heutiges Tages.

Die Pflichten des ersten Menschen gegen andere faßten, auch nach der Beschreibung, die uns der Herr Professor (§. 58. 59.) davon giebt, nichts in sich, wodurch sie von den heutigen Pflichten gegen den Nächsten unterschieden würden: Sie verbanden den ersten Menschen zur Beobachtung der Gleichheit zwischen ihm und andern Menschen, und gründeten sich auf einen Satz, der wohl niemalen aus der Mode kommen wird.

Ew. Hochwohlgebohren merken wohl, daß ich von dem bekannten: Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris, rede. Da nun dieses noch in diesen letzten Zeiten der Grundsatz des Rechts der

Natur ist: so weiß ich nicht, wo der Herr Professor Manzel sein Jus Naturae vere tale finden will: Im Stande der Unschuld suchet er es vergebens. Denn die ersten Menschen hatten, wie er selbst bekennet, keine andere Grundsätze, als wir. Haben sie dieselbe nicht auf die Fälle appliciret, die wir dadurch entscheiden: so ist es zwar ein Zeichen, daß diese Fälle sich noch nicht zugetragen gehabt, oder, nach den damaligen Umständen, nicht begeben können: Allein es macht keinen wesentlichen Unterscheid unter ihren und unsern Grundsätzen. Die Grundsätze des Rechts der Natur sind unveränderlich, wie ich schon oben erwiesen habe.

Es heißt also nichts, wann der Herr Professor (§. 60. 61.) sich die Mühe giebt, weitläuftig anzumerken: „Daß in dem Stande der Unschuld keine Beleidigung, keine Ersetzung des verursachten Schadens, kein Streit über den Besitz der Dinge, keine Pacta und Contracte Platz gehabt, u. s. w." Man giebt ihm dieses leicht zu, wenn er seinen Stand der Unschuld erst erwiesen hat; allein es ist offenbahr, daß daraus kein besonders, und in dem Stande der Unschuld nur allein Statt habendes Recht der Natur fliesset.

Die Grundsätze des Rechts der Natur bleiben einerley, vor und nach dem Fall, der Unterscheid betrifft nur einige Nebenumstände, in Ansehung welcher auch heutiges Tages viele Völker nicht übereinkommen, die doch, wie niemand zweifelt, alle ein Jus Naturae haben. Die Hottentotten z B und alle wilde Völker leben in einer grössern Einfalt und Unschuld, als wir, es fehlet ihnen also an Gelegenheit, die allgemeinen Sätze des Rechts der Natur auf die Art, als es bey uns geschicht, zu appliciren: Allein darum hat noch niemand gesagt, daß sie ein ander Jus Naturae hätten, als wir.

Es ist nicht nöhtig, daß ich mich weiter hierbey aufhalte. Ew. Hochwohlgebohren sehen schon, daß das Jus Naturae vere tale des Herrn Professor Manzels nicht von unserm gemeinen Rechte der Natur, mit welchem wir uns nun eine ziemliche Zeit beholfen haben, unterschieden sey.

Ehe ich aber weiter gehe, muß ich Ew. Hochwohlgebohren noch sagen, daß ich in der ganzen Schrift des Herrn Professor Manzels nichts so artig finde, als die Entscheidung der Frage: Utrum testamenta sint juris naturae? (§. 61.) Der Herr Professor beantwortet dieselbe mit Nein;

weil man im Stande der Unschuld, als in welchem, wie der Herr Professor Manzel meynt, keiner etwas eigenes hatte, nimmer ein Testament gemacht haben würde. Allein ich weiß nicht, ob der Herr Professor mit dieser Entscheidung grosse Ehre einlegen wird. Denn wann man frägt: Utrum testamenta sint juris naturae? so will man wissen, ob die Regeln der Gerechtigkeit erfordern, daß der letzte Wille eines Sterbenden gültig sey. Man frägt aber nicht: Ob man im Stande der Unschuld ein Testament gemacht haben würde? Das begehrt niemand zu wissen. Es ist also lächerlich, wenn man diese Frage aus demjenigen beantworten will, was die Menschen, wann sie in ihrer ursprünglichen Unschuld geblieben wären, entweder gethan, oder nicht gethan haben würden.

Wenn der Herr Professor in der weitern Ausführung dieses Entwurfes eines neuen Rechts der Natur so fortfahren will, die in dieser Wissenschaft vorkommende Fragen und Streitigkeiten zu entscheiden: so erleben wir noch den Tag, daß auf einer, und vielleicht der einzigen, recht orthodoxen Academie gelehret wird, die Haltung der Contracte sey nicht Juris Naturae. Denn es ist

gewiß, daß man im Stande der Unschuld so wenig einen Contract geschlossen, als ein Testament gemacht haben würde. Was wird aber dieses nicht vor ein Aergerniß geben? Ich weiß wohl, daß es so böse nicht gemeynet ist: Allein ich begreife nicht, was uns ein so unnützes Wortspiel in der Weltweisheit vor Trost geben soll.

Ich wende mich zu dem, was folget. „Was die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts anlanget," sagt der Herr Professor: (§. 92.) „so glaube ich, daß dieselbe aufs einfältigste geschehen sey, (simplicissime illam factam fuisse persuadeor,) das ist, daß die Pflicht der Männer gewesen, die zu diesem Handel geschickte, noch nicht schwangere, und nicht mehr säugende Weiber zu schwängern: welches dann zwar nach dem Triebe der Natur; aber doch unter der Aufsicht der Vernunft, (dirigente ratione) ohne alle böse Bewegungen, (sine tamen motibus pravis) geschehen seyn würde; nicht anders, als wir an den Thieren sehen, welche sich zu gewissen Zeiten paaren, und die übrige Zeit sich mit dem Werke der Zeugung keine vergebliche Mühe machen. (Nihil in id negotium frustra impendunt.) Daher dann auch die Meynung derer nicht zu verachten ist,

welche dafür halten, daß die Thiere, wann sie sich mit einander gatten, kein Vergnügen empfinden."

Man siehet aus dem Beschlusse, daß der Herr Professor Manzel meynt, der Mensch würde im Stande der Unschuld nicht die geringste Wollust im Beyschlafe empfunden haben. Nun weiß ich wohl, daß er der erste nicht ist, der sich dieses eingebildet hat: er hat den heiligen Augustinus zum Vorgänger. Voluntati, sagt dieser Kirchenvater, *) membra illa (in Paradiso) ut caetera cuncta servirent. Ita genitale arvum vas in hoc opus creatum seminaret, ut nunc terram manus. Er spricht weiter: Seminaret igitur prolem vir, susciperet foemina, genitalibus membris, quando id opus esset, et quantum opus esset, voluntate motis, non libidine concitatis. **)

Ich glaube aber, dem allen ungeachtet, daß sowohl der heilige Augustinus, als der Herr Professor Manzel, etwas sagen, das ihnen zu behaupten unmöglich ist.

Denn da es einmal unstreitig ist, daß, nach unserer jetzigen Leibesbeschaffenheit, die ange-

*) De Civitate Dei Lib. XIV. Cap. 23.

**) Ibid. Cap. 24.

nehme Empfindung, die Mann und Weib im Beyschlafe spühren, nohtwendig ist; ich aber nicht glaube, daß der Herr Professor Manzel sagen wird, daß der Körper des ersten Menschen von den unsern unterschieden gewesen sey: so sehe ich nicht, woher man beweisen will, daß der erste Mensch, bey einem von dem heutigen nicht unterschiedenen Gebrauche seiner Gebuhrtsglieder, nicht eine gleiche Lust empfunden habe.

Es ist mir unmöglich zu begreifen, was, falls der erste Mensch von dieser Lust nichts gewußt hat, denselben bewegen können, seine, zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts dienende, Gliedmaßen, nach der Absicht seines Schöpfers, so zur Hervorbringung seines gleichen anzuwenden. Wer hatte ihm gesagt, daß, wenn er diese Gliedmaßen auf eine gewisse Art gebrauchte, ein ihm ähnliches Thier, nach Verlauf einer gewissen Zeit, zum Vorschein kommen würde? Man mag seinen Verstand noch einmal so groß machen, als der Herr Professor Manzel gethan hat: so wird man doch nicht begreiflich machen, wie es möglich gewesen sey, daß er durch denselben zur Erkenntniß dieser Wahrheit gekommen.

Eine Offenbahrung in diesem Fall vorzuwen-

den, würde lächerlich, und der Vollkommenheit des ersten Menschen nachtheilig seyn. Denn was wäre es nicht für eine elende, dumme Creatur, die zu den nöhtigsten nnd natürlichsten Verrichtungen allemal einer Anleitung ihres Schöpfers bedürfte? Ein Mädchen von zwölf Jahren ist in diesen letzten Zeiten weit klüger. Es ist also nöhtig gewesen, daß der erste Mensch einen innerlichen Trieb in sich gespühret habe, seine Gebuhrtsglieder so, und nicht anders, zu gebrauchen: er muß sich aus diesem Gebrauche eine sonderliche Lust versprochen haben: er muß diese Lust wirklich empfunden haben, denn sonst hätte er den Gebrauch nicht wiederholet.

Man siehet also, daß, wenn gleich, wie der heilige Augustinus sagt, die Gebuhrtsglieder durch den Willen beweget worden; dennoch dieser Wille erst durch etwas anders in dem Menschen habe gewirket werden müssen. Denn es ist unbegreiflich, wie der Mensch sonst auf eine Handlung verfallen können, die, ohne ihre Folgen betrachtet, närrisch, und, von der Lust abgesondert, ekelhaft ist. Es ist vielmehr zu glauben, daß, wenn Gott nicht dem Menschen

„Die Herz-erquickenden Vermehrungstriebe“

eingepflanzet, und die That, durch welche diese Triebe vergnüget werden, mit einer seltsam-süssen Lust verknüpfet hätte, die Mutter aller Lebendigen ihre Jungfrauschaft mit ins Grab genommen, und also weder der Herr Professor Manzel seine Dissertation, noch ich diesen Brief, geschrieben haben würden.

Da nun die Lust, welche der Mensch im Beyschlafe empfindet, zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts so nohtwendig ist: so möchte ich wohl wissen, warum man die Empfindung derselben unter diejenigen Dinge rechnet, davon der Mensch im Stande seiner Vollkommenheit frey seyn müssen. Diejenigen, welche dieses behaupten, glauben vermuhtlich, daß der erste Mensch Hunger und Durst empfunden: sie glauben, daß der Mensch sich dieser verdrießlichen Empfindungen zu entledigen gesucht; und folglich, indem er sie durch Speise und Trank vertrieben, eine Lust empfunden habe: sie werden vermuhtlich auch nicht leugnen, daß die ersten Menschen schmecken können. Folglich sind einige Dinge ihrem Geschmacke angenehm, andere verdrießlich gewesen; es ist also gar glaublich, daß ihnen jene, wenn sie dieselbe gekostet, eine Lust, und diese eine wid-

rige Empfindung erwecket haben. Wer wollte ihnen dieses aber zur Sünde deuten?

Nicht alles, was der Mensch geniesset, wird in sein Wesen verwandelt. Es bleibt also in dem Körper etwas unnützes übrig, das demselben nur zur Last ist. Der Mensch sucht sich dieser Last zu entledigen, und diese Entledigung ist so nohtwendig mit einer Art eines Vergnügens vergesellschaftet, als es nohtwendig ist, daß sie geschiehet. Ich glaube nicht, daß man diesen Auswurf des Ueberflüßigen als eine, dem ersten Menschen unanständige Sache ansehen, und lieber glauben wird, quod solide natus sit: er konnte es gewiß nicht ausschwitzen, und wer andere Gedanken von ihm hat, der erweiset ihm eine schlechte Ehre. Der Herr Professor Manzel hat ihm schon (§. 57.) den Schweiß abgesprochen. Ich will hoffen, daß er nicht weiter gehet: denn sonst würde er endlich seinen vollkommenen Menschen demjenigen ähnlich machen, von welchem Catullus *) sagt:

Quare non tibi sit bene ac beate?
A te sudor abest, abest saliva
Moccusque et mala pituita nasi.

---

*) Epigr. 20.

Hanc ad munditiem adde mundiorem,
Quod cultus tibi purior salillo est,
Nec toto decies cacas in anno.

Man muß also gestehen, daß auch der erste Mensch das Ueberflüßige ausgeworfen habe. Da nun dieser Auswurf allemal mit einer gewissen Lust verknüpfet ist, die auch der erste Mensch, ohne Nachtheil seiner Heiligkeit, empfinden können: so weiß ich nicht, warum man in Ansehung desjenigen excrementi, wodurch das menschliche Geschlecht fortgepflanzet wird, eine Ausnahme macht, und die mit der Auswerfung desselben verknüpfte Lust einen motum pravum nennet, der dem ersten Menschen unanständig gewesen.

Ist nun aber die, aus dieser Auswerfung herrührende, Lust eine Sache, die nicht wider die Heiligkeit des ersten Menschen läuft: so kann man es auch seiner Gehülfinn nicht verdenken, wenn sie das, zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts dienende, excrementum ihres Mannes mit eben der Lust angenommen hat, mit welcher er es auswarf. Man kann dieses mit so viel wenigerem Recht thun; weil man ihr ja wohl nimmer verargen wird, daß sie ihren Hunger und Durst mit Lust gestillet. Ich sollte nicht meynen,

daß die Begierde nach Speise und Trank heiliger und zuläßiger sey, als das Verlangen nach dem Saamen des Mannes. Man muß demnach, wofern man behaupten will, daß die ersten Menschen bey Verrichtung der, zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts nöhtigen, Arbeit nicht die geringste Lust empfunden haben, nohtwendig sagen, der Mensch habe gar keine Lust empfunden, wie auch die äusserlichen Dinge seine Sinne gerühret. Dieses ist eine Grille der Schwärmer.

„In dem paradisischen Stande der Unschuld,“ schreibt Dippel, „hätte der Mensch von der Frucht der äussern Welt gegessen, und dieselbe in das Wesen seines Naturgeistes verwandelt, ohne die geringste Annehmlichkeit, oder Befleckung seines freyen Geistes, der allezeit in der unaussprechlichen Liebe Gottes sich weidete, und, in diesem steten Gefühl der himmlischen Lust, das äussere Naturreich gänzlich unter sich gubernirte, daß ihn gar nichts aus demselben an sich ziehen konnte. Wie hievon diejenigen, welche die Kräfte der zukünftigen Welt im Vorschmack gefühlet, können einen richtigen Begriff fassen; dann in dergleichen Zustand alle Annehmlichkeiten der Creaturen und der irdischen Lust verschwunden ist,

als wäre sie niemalen da gewesen. In solchem Zustande wäre es gleichfalls dem paradisischen Menschen möglich gewesen, sich zu vermehren und fortzupflanzen, dem äussern und inneren Menschen nach, ohne die geringste Gefangenschaft seiner Imagination an der äussern Welt, und deren sinnlichen Lüsten: dann wie das Essen und seine Nahrung aus der äussern Natur, ohne herabsteigende Lust und Begierde des Geistes, hätte Statt gefunden, also hätte auch in diesem Stücke die äussere Natur den freyen Geist nicht herabziehen, oder an die Irdigkeit binden können. Summa, seine Seele und auch sein Geist stunden gegen die äussere Natur ganz *indifferent*, wußten wirklich nicht, was in derselben böse oder gut, angenehm oder übel schmeckte: denn wie das Böse noch nicht offenbar war: so konnte auch noch keine anziehende, oder gefangennehmende Idée von einem scheinbaren oder wahrhaften Gut statt finden; auch keine Reflexion der sich umsehenden und bekümmernden Vernunft, und so war der Mensch in seinem paradiesischen Stande kein vernünftiges Thier, sondern eine *intellectuali*sche Creatur, die alles, ohne Syllo-

gismo, gegenwärtig besasse und einsahe, was sie sehen sollte.".*)

Was der Herr Professor Manzel lehret, das kömmt mit diesen dippelschen Einfällen ungemein wohl überein; und wenn ich ein Geistlicher wäre: so hätte ich hier die schönste Gelegenheit, ihn zu verketzern; allein ich thue es nicht, sondern bitte nur Ew. Hochwohlgebohren zu bedenken, wohin Leute, die solche Dinge lehren, endlich verfallen müssen.

Sie bringen den ersten Menschen um seine fünf Sinne, und müssen sagen, Wermuht habe ihm geschmeckt wie Honig, und Honig wie Wermuht: er sey nicht im Stande gewesen, den Geruch eines Aases von dem Geruch der Violen zu unterscheiden, und was dergleichen Fratzen mehr sind.

Hat nun der Mensch, seiner übergrossen Heiligkeit wegen, keine angenehme Empfindung haben können: so wird er auch unstreitig von keinem Schmerz gewußt haben; oder Gott müßte

*) Christianus Democritus im Wegweiser zum verlohrnen Licht und Recht, Th. II. Kap. 5. S. 786. 787.

ihn gewiß in seinem Zorn erschaffen haben. Es hat also der erste Mensch gar keine Empfindung gehabt; sondern sich in einer immerwährenden Entzückung befunden, und nicht gewußt, ob er in oder ausser dem Leibe sey. Es ist sein Glück gewesen, daß er gefallen ist; denn sonst sehe ich nicht, wie er sich mit eben so einem Körper, als wir haben, ohne das uns so nöhtige Gefühl von Lust und Schmerz, hätte erhalten können.

Jener Weltweise war so sehr in seinen Gedanken vertiefet, daß er sich, ohne es zu merken, seinen Fuß verbrannte. Endlich kam der Wurm zu sich selbst. Aber der erste Mensch des Herrn Manzels, das wunderliche Thier, hätte mit Haut und Haar verbrennen können, ehe er es selbst gewußt. Er war ohne Gefühl, und kannte also die Kraft des Feuers nicht. Wie hätte er sich dann davor in acht nehmen können? Er war zu dumm dazu, und ein weit närrischer Geschöpf, als jener Phantaste von Argos.

Qui se credebat miros audire tragoedos.

Von diesem sagt doch Horaz noch, daß er sich, bey aller seiner Thorheit, vor Schaden in Acht nehmen können.

Possit qui rupem et puteum vitare patentem. *)
Wem diese Vergleichung nicht gefällt, der muß von dem ersten Menschen menschlich reden. Man erweiset ihm wenig Ehre, wann man ihm alle Empfindung von Lust und Schmerzen abspricht; dieses muß man aber thun, so bald man saget, er habe in dem Beyschlafe nicht das geringste Vergnügen geschmecket. Denn ich sehe nicht, was dieses Vergnügen besonders an sich habe, das uns bewegen konnte, dasselbe als eine, dem ersten Menschen unanständige, Sache zu verdammen.

Ich weiß wohl, daß diese Lust uns zu thörichten und schädlichen Thaten verleiten kann, und daß es daher nöhtig ist, sich derselben mäßig, und mit Vernunft zu bedienen; darum aber wird die Empfindung derselben, an sich, nicht böse. Nur das ist eine Thorheit, wenn wir uns durch ihre Süßigkeit verführen lassen, entweder die Gesetze zu übertreten, oder, durch einen unmäßigen Genuß derselben, unserer Gesundheit zu schaden. Die gesunde Vernunft lehret einen jeden, daß die Lust, welche mit dem Werke der Zeugung verbun-

den

*) Horat. Lib. II. Ep. 2.

den ist, nicht das Hauptwerk sey, auf welches wir in Verrichtung desselben allein zu sehen haben. Es ist leicht zu erkennen, daß die Fortpflanzung unsers Geschlechts die Ursache sey, warum der Beyschlaf mit einem so empfindlichen Vergnügen verknüpfet ist: und die Erfahrung soll es geben, daß dieses Vergnügen größtentheils in der Einbildung bestehe, und in der That so groß nicht sey, als wir es uns vorstellen.

Diese Betrachtungen können uns der Mäßigkeit erinnern, und uns antreiben, den Lehren zu folgen, welche der weise Montaigne allen Männern giebt. Ce sont, sagt er, *) les femmes qui communiquent tant qu'on veut leurs pieces à garçonner, à mediciner la honte le defend. Je veux donc de leur part apprendre cecy aux maris, s'il s'en trouve encore qui, y sont trop acharnez: c'est que les plaisirs mêmes, qu'ils ont à l'accointance de leurs femmes, sont reprouvez, si la moderation n'y est pas observée, et qu'il y a de quoi faillir en licence et debordement en ce sujet la, comme en un sujet illegitime. Ces encherissemens deshonté, que la chaleur

*) dans ses Essais Liv. l. Ch. 27.

premiere nous ſuggere en ce jeu, ſont non indecemment ſeulement, mais dommageablement employez envers nos femmes. Qu'elles apprennent l'impudence au moins d'une autre main. Elles ſont toûjours aſſez èveillées pour nôtre beſoin. - - - C'eſt une religieuſe liaiſon et devote que la mariage: Voila pourquoi le plaiſir qu'on en tire, ce doit être un plaiſir retenu, ſerieux et mêlé à quelque ſeverité, ce doit être une volupté aucunement prudente et conſcientieuſe.

Aber ſie können uns nicht bereden, daß es eine Sünde ſey, wenn Mann und Weib zu der Zeit, wann ſie einander ehelich beywohnen, die mit dieſer angenehmen Bemühung unzertrennlich verknüpfte Luſt empfinden; oder daß es nöhtig, mit ſolcher Kaltſinnigkeit an der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts zu arbeiten, daß man während Zeit ſeinen Pſalter herbeten könne, inter ipſam debiti naturalis egeriem aliquid ruminare Pſalmorum. *)

Man kann kecklich die Einfälle desjenigen

*) Mr. Bayle Dictionaire Hiſtorique et Critique art François d'Aſſiſe. Not. C.

Rabbi als ungereimt verlachen, welcher von den Eheleuten verlanget, sie sollten bey Verrichtung des ehelichen Werks nichts als heilige Gedanken haben, und nicht auf die Kühlung ihrer Brunst; sondern einzig und allein auf die Erfüllung des göttlichen Willens ihr Absehen richten. Non devono haver intentione in quell'inſtante alli piaceri, ma ſolo per adempir il voler divino - - - ambidoi devono penſar in quell'inſtante que queſto non lo fanno per il lor giovamento, e adempir il lor appetiti carnali, ma ſolo per mantenir il precetto - - - ogn'huomo da bene ſa quello, che deve penſar in quell'inſtante, perche ſi deve penſar ſolo à penſieri ſanti è pii. *)

Diese Forderungen sind unbillig, und laufen wider die gesunde Vernunft, welche uns befiehlt, nichts obenhin, sondern mit Bedacht, zu thun. Hoc age, heißt es in allen unsern Verrichtungen. Warum soll dann diese so natürliche, und zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts so nöthige, Handlung von dieser allgemeinen Regel aus-

*) Precetti da eſſer imparati dalle Donne Ebrec. Cap. 70. 71. p. 41. 42. 43.

genommen seyn? Mir kömmt dieses sehr heuchlerisch vor, und möchte ich wohl wissen, ob die Herren, die eine so grosse Heiligkeit, oder vielmehr Unempfindlichkeit, von dem Menschen verlangen, sich wohl zum ehelichen Leben würden bequemet haben, wann der Beyschlaf kein grösser Vergnügen, als z. B. das Dreschen, gäbe; oder ob sie durch nichts, als eine christliche Betrachtung des crescite et multiplicamini, angereizet werden, ihre Weiber zu erkennen?

Ich glaube, sie werden gerne gestehen, daß sie ihren Schatz in irdischen Gefässen tragen. Aber sie haben nicht Ursache, sich ihrer Gesundheit zu schämen. Es ist eben so erlaubt, im Beyschlaf eine Lust zu empfinden, als sich mit Speise und Trank zu erquicken. Die Lust, so wir empfinden, wenn wir unsern Hunger und Durst stillen, kann Folgen haben, die eben so schädlich sind, als diejenigen, welche aus einer unmäßigen Pflegung der Liebe entstehen; darum aber hat noch kein Moraliste gesaget, es sey sündlich, die Speise, die man geniesset, zu schmecken, und sich an deren Geschmack, wann er angenehm ist, zu belustigen. Unsere reinesten und eifrigsten Gottesgelehrten erlauben uns das poculum hilarita-

tis, und treiben es manchmal selbst so hoch, als es angehen will. Wie könnten sie aber dieses thun, wenn die Empfindung einer Lust, deren Mißbrauch schädlich ist, an sich eine Sünde wäre?

Ich tadele sie desfalls nicht; sondern lobe sie vielmehr. Sie würden, wenn sie strengere Lehren gäben, wenig Gehör finden; es müßte dann bey melancholischen und scheinheiligen Gemühtern seyn, die etwan so gesinnet sind, als der bekannte Mr. Pascal. *) Und was würden sie also nicht für Seufzer auf sich laden, wenn sie die Empfindung der Lust im Beyschlafe als eine sündliche Sache, als einen motum pravum, den Gläubigen untersagen wollten? Die ganze Welt würde sich einer so harten Lehre widersetzen, und auch die Frömmsten würden mit den Aposteln sprechen: Stehet die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also, so ists nicht gut ehelich werden. **)

Ein Mann, der sich durch diese heuchlerische Lehre zu einer heiligen Kaltsinnigkeit in Verrichtung des ehelichen Werks verführen lassen wollte, würde bey seiner Hausehre schlechten Dank ver-

---

*) Bayle Dict. Art. Pascal Not. G.

**) Matth. XIX, 10.

dienen; und die Gemahlinn eines Gelehrten z. B. würde es sehr übel nehmen, wenn ihr Eheherr sie mit eben der Gelassenheit carreßiren wollte, mit welcher er in seinem Corpore Juris blättert. Ein Schneider kann seine Nähenadel einfädeln, und dabey ein Morgenlied anstimmen; wollte er aber mit so heiligen Gedanken sein Ehebett beschreiten, und bey derjenigen Arbeit, zu welcher dasselbe gewidmet ist, gleichfalls seine Stimme zum Lobe Gottes erheben: so zweifele ich nicht, daß seine Frau ihn erinnern würde, daß, wie der Prediger sagt, ein jegliches seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel seine Stunde habe.

Auch den Männern würde es nicht gefallen, wenn ihre Weiber sich aller Empfindung und Bezeugung eines Vergnügen enthalten wollten, zu der Zeit, wann sie sich alle Mühe geben, denselben ihre Liebe aufs nachdrücklichste zu bezeugen. Wie viele würden nicht ihre Weiber eben so unwillig anfahren, als Martial das seinige?

Uxor vade fores aut moribus utere nostris,
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius.

Und mit diesem Poeten klagen:

Nec motu dignaris opus, nec voce jurare,
Nec digitis, tanquam thura merumque pares. *)

Indessen glaube ich nicht, daß es bey jetzigen Umständen dazu kommen wird. Das Frauenzimmer wenigstens wird sich wohl vor dem Vorwurfe einer Unempfindlichkeit hüten; und wenn auch der Herr Professor Manzel noch so klar darthun sollte, daß diejenige Dame, von welcher wir alle herstammen, ganz fühllos gewesen. Er mag die Glückseligkeit und Vollkommenheit dieser Dame noch so sehr herausstreichen: so wird doch unser Frauenzimmer lieber demjenigen, als einem Meister in seiner Kunst, Glauben zustellen, welcher sagt:

Infelix cui torpet hebes locus ille puella,
Quo pariter debent foemina virque frui. **)

und es unserer Stammutter noch in der Erde danken, daß sie sich und ihre Nachkommen von einer so verdrießlichen Vollkommenheit entledigen wollen.

Der Herr Professor Manzel nun, und alle diejenigen, die mit ihm so hohe Begriffe von der

---

*) Martialis Lib. IX, Ep. 105.

*) Ovidius de Arte amandi Lib. III.

Heiligkeit unserer ersten Eltern haben, können dieses dem weiblichen Geschlechte nicht zu einer sonderlichen Sünde deuten, so lange sie nicht eidlich dargethan haben, daß sie nur einmal wenigstens in ihrem Leben den Verlust der Vollkommenheit, von welcher hier die Rede ist, aufrichtig und von Grunde des Herzens beseufzet haben. Ich weiß nicht, ob sie sich dazu verstehen werden. Das weiß ich aber, daß der heilige Augustinus, wofern ich ihn recht kenne, es nimmer mit gutem Gewissen würde haben thun können. Dieser grosse Kirchenvater war, wie bekannt, so verliebter Natur, daß er, wann er Gott um die Gabe der Keuschheit anrief, sich allemal dabey ausbedung, Gott möchte sie ihm doch ja nicht zu zeitig geben. Da mihi, sagt er, castitatem et continentiam, sed noli modo. Denn ihm war bange, Gott möchte kein Ehrenwort verstehen, sondern gleich Ernst daraus machen. Timebam enim ne me cito exaudires, et cito sanares a morbo concupiscentiae. *) Es ist sehr glaublich, daß einem, der so gesinnet, mit der Wiederherstellung der verlohrnen Vollkommenheit, die dem Frauen-

---

*) Augustinus Confess. Lib. VIII. Cap. 7. §. 2.

zimmer so beschwerlich seyn würde, gleichfalls wenig gedienet gewesen wäre; und daß der heilige Augustinus, wann er die Unempfindlichkeit des ersten Menschen in Ansehung des Beyschlafes mit den süssen Folgen des Falles verglichen, ein andächtiges; O felix culpa! welches die römische Kirche bey einer andern Gelegenheit singet, in seinem Herzen angestimmet habe.

Ew. Hochwohlgebohren müssen nicht meynen, daß dieses alles den Herrn Manzel nicht angehe; indem er ja nicht so strenge moralisiret, als der Rabbi, den ich angeführet habe. Es gehet ihn unstreitig an, weil er die Lust, so der Mensch heutiges Tages in dem Beyschlafe empfindet, motum pravum nennet, und folglich für unerlaubt hält. Da ich nun gewiesen habe, daß diese Lust ganz und gar unschuldig, und eine natürliche und nohtwendige Folge unsers Wesens ist, welches durch den Fall nicht verändert worden: so folget, daß der Herr Professor Manzel keine Ursache gehabt, zu sagen, die ersten Menschen hätten sich ohne Empfindung aller Lust gepaaret. (sine motibus pravis.) Diese Lust ist kein motus pravus, und kann von dem Werke der Zeugung so

wenig abgesondert werden, als die Nässe vom Wasser.

Ich setze voraus, daß es mit der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts im Stande der Unschuld eben so zugegangen sey, als jetzo. Sagt man aber mit einigen Schwärmern, der erste Mensch habe sich im Stande der Unschuld auf eine geistliche Art fortpflanzen können, und der Unterscheid zwischen Mann und Weib sey eine Folge des Falles: so habe ich verlohren; so wird die Lust, die aus der Vereinigung der beyden Geschlechter entstehet, eine sündliche Schwachheit, ein motus pravus. Es scheinet nicht, daß der Herr Manzel sich dieses kauderwelschen Gewäsches theilhaftig machen wolle. Denn er merkt (§. 63.) als etwas besonders an, daß die ersten Menschen sich auf eben die Art fortgepflanzet hätten, als wir. (quod ratio propagandi cum moderna una fuerit eademque.) Wie will er also dasjenige, so er motus pravos nennet, von dem Beyschlafe absondern? Womit will er beweisen, daß der erste Mensch seine Frau auf eben die Weise, als es heutiges Tages gebräuchlich ist, erkannt, und doch keine Lust empfunden habe? Wer will ihm das glauben? Ist er aber so künstlich, daß er

dieses beweisen kann: so will ich gerne das, was er sagt, für ein gar besonderes Wunder halten; sonst aber begreife ich nicht, warum der Herr Professor die Aehnlichkeit der Art der Fortpflanzung vor und nach dem Fall unter die besondern Raritäten (singularia) rechnet, die bey dem ersten Menschen zu bemerken sind.

Die andere Anmerkung, welche der Herr Professor Manzel hier machet, ist diese: „Daß die ersten Menschen nicht wie das Vieh gelebet, und sich ohne alle Ordnung durch einander gepaaret; (quod non vagos exercuerint concubitus;) sondern daß ein jeglicher sein eigen Weib, und eine jegliche ihren eigenen Mann, gehabt habe. (quod unus uni se junxerit, eamque sibi soli habuerit sociam.) Denn, meynt er, weil die Liebe des ersten Menschen vernünftig gewesen, und die Kinder eine ziemliche Zeit gebrauchet hätten, ehe sie sich selbst helfen können: (donec fierit perfecta proles:) so wäre ein gewisser Vater nöhtig gewesen, um sich seines Kindes anzunehmen; weil sonst die Last der Erziehung auf die Mutter allein gefallen seyn würde."

Dieses heißt alles nichts. Mich deucht, die Gemeinschaft der Weiber hat in dem Stande der

Unschuld des Herrn Manzels so gut Statt, als in der Republik des göttlichen Plato. Ich begreife ganz deutlich, daß diese Gemeinschaft, unter vollkommenen Menschen, nicht die geringste üble Folge haben könne, ja fast nohtwendig sey. Denn vollkommene Menschen leben in einer vollkommenen Freundschaft: Eine vollkommene Freundschaft erfordert eine vollkommene Gemeinschaft aller Dinge: Eine vollkommene Gemeinschaft aller Dinge würde nicht vollkommen seyn, wenn die Weiber davon ausgenommen.

Diese Gemeinschaft nun kann keinen Unfug und Streit anrichten, weil sie eine vollkommene Freundschaft zum Grunde hat. Daß wir jetzo die Gemeinschaft der Weiber als einen Greuel, und eine, der allgemeinen Ruhe nachtheilige, Sache ansehen, und das mit Recht, das rührt aus unserer Eifersucht her. *) Dieses ist aber ein Affect, den der

---

*) Als ich dieses schrieb, hatte ich noch nicht gelesen, was Mr. Bayle in den nouvelles Lettres de l'auteur de la Critique generale de l'Histoire du Calvinisme du P. Maimbourg, Lett. 17. von den Wirkungen und von dem Nutzen der Eifersucht sagt. Es freuet mich, daß unsere Gedanken so genau übereinkommen, und ich kann

Herr Manzel seinem vollkommenen Menschen nicht beylegen kann, ohne sie eben so närrisch zu machen, als wir sind. Da man nun nohtwendig den ersten Menschen alle Schwachheiten absprechen, und sagen muß, sie hätten sich alle herzlich gelie-

---

mich nicht enthalten, das, was ich hier von der Gemeinschaft der Weiber und von der Eifersucht sage, mit den Worten dieses vortrefflichen Mannes zu erläutern und zu bestärken. Il faut se desabuser, schreibt er, une fois pour toutes de l'opinion que l'on a, que les hommes se sont conduits par les idées de la raison dans l'établissement des Societez. S'ils avoient consulté la raison, il n'auroient pas fait ce qu'ils ont fait à l'egard du Sexe. Ils auroient vue que pour n'avoir pas tant de choses à garder, il falloit faire une grande difference entre la Possession d'un champ ou d'une vigne, et la Possession d'une femme, puisqu'un champ est une fonte de bien dont un homme ne sauroit recüeillir le fruit, sans l'ôter à tous les autres, au lieu que les femmes sont comme l'arbre d'or de la Sibylle, dont on pouvoit arracher les branches, sans qu'il en restât moins.

Primo avulso non deficit alter
Aureus, et simili frondescit virga metallo.

Virg. Aeneid. 6.

bet, und einer des andern Glückseligkeit und Vergnügen zu befördern gesuchet: so ist es sehr unnöhtig, daß der Herr Professor für die armen Kinder im Stande der Unschuld sorget, und befürchtet, sie würden nicht, wie es billig seyn sollen, erzogen worden seyn, wenn kein gewisser Vater vorhanden gewesen wäre. Diese Gewißheit war unter so vollkommenen Leuten, die sich alle so herzlich liebten, nicht nöhtig, und die Kinder wür-

---

Ainsi la raison eût plûtôt conseillé la communauté des femmes. Die Gemeinschaft der Weiber ist also der Vernunft nicht entgegen, und allen Abscheu, den wir vor dieser Gemeinschaft haben, rührt aus unserer Eifersucht her. Mr. Bayle sagt eben das, . . . nôtre raison, schreibt er, n'étant pas propre à empecher, que la communauté des femmes ne s'introduisit dans le monde, il a fallu se servir d'une autre machine, pour l'empecher. Or cette machine n'est autre chose, que ce sentiment inquiet et rongeant, que l'on appelle jalousie, et qui accompagne l'amour qu'on a pour une femme. Cette passion tout à fait deraisonnelle a été cause des le commencement, qu'un homme qui devenoit amoureux d'une fille, souhaitoit de l'avoir en propre, parce-qu'il sentoit un grand déplaisir, de ce qu'un autre la vouloit.

den Leute genug gefunden haben, die sich ihrer angenommen.

Folglich hat der Herr Professor Manzel keinen zureichenden Grund angegeben, warum er die Gemeinschaft der Weiber, oder den vagum concubitum, aus seinem Stande der Unschuld verbannet.

Laßt uns hören, wie es mit der Vielweiberey stehet. „Ich habe," spricht der Herr Professor Manzel, (§ 64.) „gar merklich gesagt, daß ein Mann und ein Weib sich zusammen gehalten hätten, daher dann zu sehen ist, daß die Vielweiberey im Stande der Unschuld nicht gewesen sey, noch seyn können, weil Gott nur zweyerley Geschlechte, und von einem jeden Geschlechte gleich viel Personen erschaffen hatte; daß es also unmöglich gewesen, zwey Weiber zu haben. Wie ich in meiner Disputation de Polygamia weitläuftiger ausgeführet habe."

Hier sehe ich wohl, daß wenn ein jeglicher sein eigen Weib, und eine jegliche ihren eigenen Mann, gehabt hat, die Vielweiberey im Stande der Unschuld nicht Platz haben können. Ich glaube auch wohl, daß dieses nicht anders habe seyn können, wenn Gott die Männer und Weiber in

gleicher Anzahl erschaffen, und einem jeden Paar einen sonderlichen Trieb, sich zusammen zu halten, eingepräget hat: Allein ich begreife nicht, wie es möglich sey, diese gleiche Anzahl der Männer und Weiber zu erweisen. Der Herr Professor Manzel sagt zwar, er habe dieses in einer besondern Disputation gethan, die ich nicht gesehen habe; aber ich glaube es nicht. Der Herr Professor hat die Gewohnheit, daß er die Wörter demonstrare, demonstratio und dergleichen in einem sehr uneigentlichen Verstande nimmt. Ich bin der Meynung, daß dieser Beweis, den er vorgiebt, eben so unmöglich, als es unmöglich ist auszumachen, ob mehr Haare, oder mehr Augen in der Welt sind, und ob die Anzahl der Augen und Haare gerade oder ungerade sey?

Ich wollte also dem Herrn Professor, wenn ich die Ehre hätte, mit ihm bekannt zu seyn, unmaßgeblich rahten, sich nicht eine Last aufzulegen, die ihm zu schwer ist; sondern wenn ihn jemand fragen sollte: Woher er dann beweisen wolle, daß Gott die Männer und Weiber in gleicher Anzahl erschaffen? aufrichtig zu antworten: es müßten eben so viel Männer als Weiber anfänglich erschaffen seyn, weil sonst die Vielweiberey im

Stande

Stande der Unschuld Statt gehabt; dieses aber wolle er nicht haben. Wenn er so antwortete, so würde es eine Unbescheidenheit seyn, ihn weiter zu ängstigen. Denn wer kann ihm das Recht streitig machen, sein Utopien so einzurichten, als er es gut findet?

Kraft eben dieses ihm unstreitig zustehenden Rechts hat er auch, wie er (§. 65.) thut, die Ehen unter Brüdern und Schwestern in seinem Reiche verbieten können. Denn ich sehe auch diese Verordnung als einen Machtspruch an, der seinen Grund einzig und allein in dem Willen des Gesetzgebers hat. Weil der Herr Professor Manzel von den Ehen zwischen Bruder und Schwester nichts wissen will: so richtet er seinen Stand der Unschuld so ein, daß diese Ehen unmöglich seyn müssen. Ich habe dawider nichts zu sagen: doch kann ich Ew. Hochwohlgebohren nicht bergen, daß ich mir getraue die Möglichkeit dieser Ehen gar wohl zu beweisen, der Herr Manzel mag auch seine Sachen noch so künstlich einrichten. Ich halte für unnöhtig, Ew. Hochwohlgebohren hievon eine Probe zu geben: Sie sehen wohl, daß ich mich nicht zu viel vermesse.

Ich mag auch über dem hier nicht weitläufti-

ger seyn, weil mir leicht ein Wort entfallen könnte, wodurch ich mich an diesem Beweise, von der Unmöglichkeit der Ehen unter Geschwister, versündigen möchte. Der Herr Professor Manzel ist so bescheiden, und gestehet, daß seine Demonstration sehr schwer hinket. (multum claudicare.) Sie wissen, daß man mit gebrechlichen und preßhaften Personen ein Mitleiden haben, und ihrer bey Leibe nicht spotten muß. Warum sollte ein gebrechlicher Schluß nicht eben dieses Mitleidens würdig seyn?

So viel, deucht mich, kann ich ohne Sünde sagen, daß die Frage: Ob es nach dem Rechte der Natur erlaubt sey, seine Schwester zu heiraten? nicht wohl beantwortet wird, wenn man spricht: es sey unmöglich gewesen, im Stande der Unschuld seine Schwester zum Weibe zu nehmen. Denn dieses will man nicht wissen; sondern die Frage von der Rechtmäßigkeit dieser Ehen setzt die Möglichkeit derselben voraus. Folglich ist der Herr Professor Manzel, der ein Jus Naturae vere tale schreiben will, schuldig uns zu berichten, was in dem Falle Rechtens gewesen, wenn er sich im Stande der Unschuld begeben hätte.

Eben dieses sage ich von dem, was der Herr Professor (§. 66) von den Ehen zwischen Eltern und Kindern schreibt. Er beweiset nicht, daß sie an sich sündlich sind; sondern er ordnet nur, nach der unumschränkten Gewalt, die ihm niemand absprechen kann, die Sachen in seinem Stande der Unschuld so, daß sie keine Statt haben können. Er spricht: „Eltern und Kinder konnten einander unmöglich heirathen; weil der Vater nimmer ein Wittwer geworden wäre, und also, da er schon eine Frau hatte, seine Tochter nicht zum Weibe nehmen konnte.“

Er glaubt also, daß die Eheleute einander nimmer überlebet hätten, sondern zugleich gestorben wären: gerade als die gute alte Baucis und ihr Phylemon.

„ - - pia Baucis anus parilique aetate Philemon.

Dieses fromme Paar wußte sich von den Göttern nichts bessers auszubitten, als daß es zugleich sterben möchte.

„Auferat hora duos eadem, nec conjugis unquam
„Busta meae videam; neu sim tumulandus ab illa.*)

Was Philemon als eine Gnade gebeten hat,

---

*) Ovidius Metam. Lib. VIII.

das ist in dem Stande der Unschuld, nach des Herrn Manzels Meynung, etwas natürliches gewesen. Dieses ist nun aber ein verzweifelter Satz, welcher nicht eher den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit erreichet, als bis der Herr Professor erwiesen hat, daß die Eheleute auch zugleich gebohren worden: oder, wenn sie nicht zugleich gebohren, eine Ursache giebt, warum der jüngste Ehegatte mit dem ältern zugleich sterben müssen. Denn die Regeln der Ordnung scheinen zu erfodern, daß Gott in dem Stande der Unschuld einem Menschen kein länger oder kürzer Ziel gesetzet, als dem andern. Es haben also Leute, die zugleich gestorben sind, auch zugleich gebohren seyn müssen: oder wenn die Frau etwan älter gewesen ist, als der Mann, so hat sie eher sterben müssen, als der Mann. Die Caravane, mit welcher sie gen Himmel ging, trat ihre Reise eher an, als diejenige, mit welcher der Mann gehen mußte. Es muß demnach Wittwer und Wittiben im Stande der Unschuld gegeben haben, wofern der Herr Professor nicht darthut, daß Mann und Weib allemal in einem Augenblick gebohren worden.

Doch er kann auch sagen, wenn gleich dem Manne seine Frau abgestorben: so könne es sich

doch wohl allemal so gefüget haben, daß just zu der Zeit keine von seinen Töchtern, falls er welche gehabt, mannbar oder unverheiratet gewesen.

Dieses wäre nun zwar eben so unbegreiflich und unwahrscheinlich, als daß Mann und Weib zugleich gebohren und gestorben, und also die Menschen in der schönsten Ordnung, paarweise, gen Himmel gefahren; allein wer wollte von dem Herrn Professor etwas gewissers und gründlichers verlangen? Ein Gedichte ist gut genug, wenn es nur nicht gar unmöglich ist.

Die Unmöglichkeit aber alles dessen, was der Herr Professor hier saget, getraue ich mir so wenig zu beweisen, als ich die erstaunende Ordnung, welche der Herr Professor voraus setzet, zu begreifen fähig bin. Wer Zeit übrig hat, der kann sich nur die Mühe geben, und nachrechnen, was sich etwan unter vier oder fünf Paar Menschen für Fälle begeben können, in einer Zeit von hundert Jahren. Ich glaube, ihm wird grün und gelbe vor den Augen werden. Er wird mit Händen greifen, daß der Stand der Unschuld des Herrn Manzels allen menschlichen Witz übersteiget. Wider solche Dinge kann nun kein Mensch mit Vernunft Einwürfe machen. Die Finsterniß,

in welcher der Herr Professor wandelt, ist so dicke, daß einer, der ihn angreifen wollte, nicht wissen würde, wo er ihn wahrnehmen sollte. Sie scheidet ihn von seinen Widersachern, als die Wolkenseule die Kinder Israel von den Egyptiern. Mir grauet im Dunkeln: daher will ich ihn nicht weiter verfolgen.

Ueberdem setzt auch der Herr Professor seine Betrachtungen nicht weiter fort. Er spricht, das übrige, was noch von den verbotenen Graden zu erinnern wäre, lasse sich eben so leicht aus der Natur herleiten. Ich gebe ihm dieses gerne zu, wenn man, wie er, sich zum Herrn dieser Natur macht, und dieselbe nach seiner Phantasie einrichtet.

„Ausser diesem," spricht der Herr Professor, (§. 67.) „gehöre nichts ins Jus Naturae vere tale: Und daher würde klar, daß man heutiges Tages aus diesem wahren Recht der Natur vieles sehr ungereimt und gezwungen auf unsern jetzigen Zustand ziehe, da man doch ganz anders verfahren müßte. Man müßte nämlich die Welt, und die darinn befindlichen Menschen, so wie sie jetzo sind, wohl betrachten, und aus ihrem jetzigen Zustande urtheilen, was zur Erhaltung der allgemeinen

und besondern Glückseligkeit nöhtig seyn. Und diese Betrachtung heisse das Völkerrecht, und uneigentlich (abusive) Jus Naturale, nämlich ein natürliches, billiges Recht, u. s. w."

Ew. Hochwohlgebohren dürfen nicht befürchten, daß ich diese Worte des Herrn Professors angeführet habe, um, nach meiner bösen Gewohnheit, ohne Ende darüber zu schwatzen. Ich will es kurz machen, und nur anmerken, daß der Herr Professor durch das, was er hier sagt, seine ganze Schrift für unnütz erkläret.

Er will das Recht der Natur ausbessern. Er will die darinn vorkommenden Streitigkeiten schlichten: er schreibt zu dem Ende ein Jus Naturae vere tale. Und nun kömmt er, und sagt: es wäre eine Thorheit, aus diesem Jure Naturae vere tali etwas auf unsern jetzigen Zustand zu appliciren. Warum hat er uns dann dieses Jus Naturae vere tale so mühsam erkläret? Warum muhtet er denen, die gelehrter, als er sind, zu, daß sie weiter über dieses Jus Naturae vere tale, von welchem er uns, vor der Hand, nur einen groben Abriß mitgetheilt hat, meditiren sollen? Was soll es uns vor Trost geben, daß wir wissen, was der erste Mensch gemacht hat? Die Erkennt-

niß des Zustandes, in welchem sich unsere ersten Eltern befunden haben, trägt nichts zu unserer Wohlfahrt bey; sondern diese wird, nach dem eigenen Geständnisse des Herrn Manzels, besser durch eine vernünftige Betrachtung unsers jetzigen Zustandes befördert: Alle, die bishero das Jus Naturae gelehret haben, (Alberti und Strimesius ausgenommen) legen diese Betrachtung zum Grunde; und also ist es sehr unnöhtig, daß der Herr Professor darüber eifert, daß man aus seinem ächten Jure Naturae Sätze borge, da man doch die menschliche Natur, wie sie nun ist, ansehen sollte.

Gefällt es ihm aber nicht, die auf diese vernünftige Betrachtung der menschlichen Natur, wie sie jetzo ist, erbauete Wissenschaft ein Recht der Natur zu nennen: so kann man ihm seinen Willen lassen; er nenne sie, wie er will: nur sey er so gut, und verschone uns mit seinem Jure Naturae vere tali. Das kann uns nichts helfen. Der Herr Professor äffet uns damit.

Er stellet sich, als wenn er uns in das Innerste des Rechts der Natur (intimaque juris naturae penetralia. Wie er in der Vorrede S. 4. schreibt,) führen wolle. Er fordert alle Gelehrten auf, das, was er geschrieben, zu überlegen, und

ihre Gedanken darüber zu eröffnen, damit man endlich zu einer Gewißheit gelange, und viele, sonst unsterbliche, Streitigkeiten ihre Endschaft erreichen möchten. Wer dieses lieset, der denket, der Herr Professor Manzel wolle diejenige Wissenschaft, die wir insgemein das Recht der Natur nennen, auf einen andern Fuß setzen, und zu einer grössern Gewißheit bringen. Denn diese Wissenschaft muß es unstreitig seyn, über deren Verwirrung er in der Vorrede klagt; weil, ehe seine primae lineae Juris naturae vere talis zum Vorschein gekommen sind, niemand an sein Jus Naturae vere tale gedacht hat. Allein der Ausgang giebt es, daß dies dem Herrn Professor niemalen in den Sinn gekommen sey. Er gedenket des Juris Naturae, womit wir uns bisher beholfen haben, in seiner ganzen Schrift kaum zweymal, und sagt nichts mehr von demselben, als, daß es nicht das rechte Jus Naturae sey. Er bessert und bauet also nicht: sondern er reisset nieder. Er verwirft unser altes Jus Naturae, und bringt ein ganz neues zum Vorschein: doch will er nicht, daß wir uns nach demselben richten sollen; er erlaubt uns bey dem alten zu bleiben: nur meynt er, man müsse es nicht ein Recht der Natur; son-

dern ein natürliches Recht nennen. Eine wichtige Anmerkung, die wohl wehrt ist, daß die ganze Schaar der Gelehrten derselben weiter nachsinne!

Ew. Hochwohlgebuhren sehen aus diesem allem, daß der Herr Professor Manzel durch seine Dissertation nicht das geringste zur Verbesserung derjenigen Wissenschaft beygetragen habe, die alle Welt mit dem Namen des Rechts der Natur beleget. Er lässet alles, wie es ist, bis auf den Namen; und theilet der gelehrten Welt, unter dem Titel eines Juris Naturae vere talis, eine Beschreibung des Zustandes unserer ersten Eltern mit, die einem Roman ähnlicher ist, als einer philosophischen Schrift. Was sein Absehen gewesen sey, ist mir unmöglich zu errahten. Hat er, wie er sagt, das Recht der Natur, oder das natürliche Recht, ausbessern wollen: so muß man bekennen, daß er sein Vorhaben schlecht ausgeführet habe.

Der Herr Professor wird also wohl thun, wenn er von seiner Differtatiuncula nicht mehr hält, als sich gebühret, und es nicht übel nimmt, wenn man sie als einen kleinen Roman ansiehet. Thut er das, so kann man nicht mehr sagen, daß er damit habe zu Hause bleiben sollen: denn wer will ihm befehlen, was er schreiben soll?

Indessen mag der Herr Professor von seiner Arbeit denken, was er will. Ew. Hochwohlgebohren werden hoffentlich aus den Einwürfen, welche ich dawider gemacht habe, sehen, daß der Herr Professor Manzel, wie er, (§. 68.) nach seiner Bescheidenheit, selbst gestehet, nicht in allen Stücken die Wahrheit getroffen habe; sondern daß noch sehr vieles an seiner Schrift auszusetzen sey. Dieses ist der Endzweck meines langen Briefes; und wenn ich denselben erreiche, so bin ich zufrieden.

Ich sollte nicht meynen, daß die beyden Argumente mir daran hinderlich fallen könnten, die der Herr Professor (§. 57.) noch zu den andern hinzu thut, durch welche er seinen Stand der Unschuld hat erweisen wollen; und halte daher für unnöhtig, mich bey denselben länger aufzuhalten. Es ist Zeit, daß ich einmal aufhöre.

Doch kann ich diesen Brief nicht schliessen, ohne vorher Ew. Hochwohlgebohren nochmal zu bitten, das, was ich schreibe, nicht anders aufzunehmen, als es gemeinet ist. Meine Einwürfe wider den Stand der Unschuld, den der Herr Manzel beweisen wollen, gehen nicht dahin, daß ich das, was uns von dem Zustande des ersten Menschen offenbahret worden, in Zweifel ziehen, oder gar leug-

nen wollte. Ich weiß wohl, was man den Schriften Mosis vor Ehrerbietung schuldig ist. Meine Absicht ist nur, zu weisen, daß unsere Vernunft nichts von dem Stande der Unschuld wisse, und daß es also ein verwegenes Unternehmen sey, daß der Herr Manzel denselben aus der blossen Vernunft beweisen wollen. Und diese Verwegenheit muß einem noch grösser vorkommen, wenn man bedenket, daß selbst Moses von den meisten unbegreiflichen Dingen, wie der Herr Professor von dem Stande der Unschuld lehret, nicht ein Wort erwehne. Der Bericht dieses heiligen Schreibers von dem ursprünglichen Zustande und Fall des ersten Menschen ist so beschaffen, daß man Mühe hat, sich einen rechten Begriff von diesen Dingen zu machen; und es haben schon gelehrtere Leute, als der Herr Professor Manzel und ich, angemerket, daß man gar wahrscheinlich aus der Erzehlung Mosis schliessen könne, es habe der göttlichen Weisheit nicht gefallen, uns eine umständliche Nachricht von dem Zustande unserer ersten Eltern mitzutheilen. *)

---

*) S. les Nouvelles de la Republique des Lettres, Juillet 1686. - - - de la maniere, heißt es daselbst, que Moïse raconte ce funeste événement, il pa-

Warum wolle man dann in Dingen grübeln, welche Gott uns zu offenbahren nicht für nöhtig erachtet habe? Moses sagt uns, Gott habe den Menschen nach seinem Bilde erschaffen; er habe ihn in einen schönen Garten gesetzet; der Mensch habe von der Frucht eines Baumes gegessen, welche ihm von Gott zu essen verboten; und sey desfals aus dem schönen Garten vertrieben worden. Damit müssen wir zufrieden seyn, und uns nicht einbilden, mehr zu wissen, als Moses.

Weil sich nun der Herr Professor Manzel unterstanden hat, von der Erzehlung Mosis abzuge-

---

roit bien que son intention n'a pas étê, que nous sçussions comment l'affaire s'etoit passée, et cela seul doit persuader à toute personne raisonnable que la plume de Moïse a été sous la direction particuliere du S. Esprit. En effet, si Moïse eût été le maître de ses expressions et de ses pensées, il n'auroit jamais enveloppé d'une façon si étonnante le recit d'une telle action, il en auroit parlé d'un stile un peu plus humain, et plus propre à instruire la posterité, mais une sagesse infinie le dirigeoit de telle sorte, qu'il écrivoit non pas selon ses vuës, mais selon les desseins cachez de la Providence.

hen, und uns aus der Vernunft mehr zu lehren, als dieser grosse Prophet uns gesagt hat: so war es nöhtig, zu zeigen, daß unsere Vernunft in den Sachen blind sey, und nicht einmal den Stand der Unschuld begreifen, geschweige für sich erkennen könne: und daß es also eine unnütze Arbeit sey, von solchen Sachen zu philosophiren. Dieses ist meine Absicht, welche Ew. Hochwohlgebohren unmöglich werden tadeln können.

Uebrigens wird es mir eine sonderliche Freude seyn, bald zu vernehmen, wie Ew. Hochwohlgebohren meine Gedanken über die Schrift des Herrn Manzels gefallen habe. Ich habe sie auf Dero Befehl zu Papier gebracht, um Ihnen auch dadurch zu zeigen, mit wie vielem Eifer ich sey

Ew. Hochwohlgebohren.

Schwerin, den 30. November
1746.

gehorsamster Diener
E. v. W.

ERN. JOH. FRID. MANZELII,

JURIS ET PHIL. DOCTORIS,
AC MORALIUM PROFESSORIS ORDINARII
IN ACADEMIA ROSTOCH.

PRIMAE LINEAE JURIS NATURAE VERE TALIS SECUNDUM SANAE RATIONIS PRINCIPIA DUCTAE.

ROSTOCHII,
APUD GEORG. LUD. FRITSCHIUM,
1726.

SOBRIE

PHILOSOPHANTIBUS.

PRAEFATIO.

In ea refervati fumus tempora, ubi equidem juris naturae nobiliffimae doctrinae multi haud infimae caveae viri ingenia et operam fuam impendunt; aft infimul experimur, multitudinem de ea meditantium id efficere, ut dignum hinc inde eidem non ftatuatur pretium: Mox etenim Logomachiae, circa definitionem et principium hujus juris, mox confufio rationis et Juris Naturae; mox indifcreta oppofitio J. N. et Decalogi, feu J. N. per naturam et fcripturam exhibiti; mox non rite facta diftinctio Juris Naturae et Gentium; mox denique praejudicia ex Jure Civili haufta, taediofam, confufam et fpretam reddunt hanc doctrinam.

Ego dulcedine ejus captus, diu multumque meditatus fum, annon forte via poffit inveniri per quam omnes incertitudines effu-

gere, et ad vera intimaque juris naturae penetralia pervenire detur; tanta autem mentem meam detinuit fluctuatio, ut fere desperaverim: Ne tamen qualiacunque mea cogitata mihi soli habeam, publico ea communicare decrevi.

Non vero ea hoc faciam persuasione, ac si jam credam, me aliquid scribere omni exceptione majus; sed ut potius experiar, in quantum hae meae theses vel calculum eruditorum mereri queant, vel quousque contrasentientes me in rectiorem viam ducere valeant.

Rogito itaque, ut illi, quibus supra vulgus sapere datum est, scripta meditentur, suasque observationes placide exponant: Forte enim ea ratione ad certitudinem quandam deveniemus, et multis litibus, alias immortalibus, definitiva feretur sententia. Faxit DEUS T. O. M. ut ducamur in omnem veritatem, et ut cordata intentio suo non careat fructu.

TRACTATIO.

§. 1. Neminem ſobrie de aliqua doctrina meditari poſſe, niſi qui genuinam ejus definitionem praeſupponit, omnes ſaniores mecum confiteri, confido. Quo magis igitur intricata eſt doctrina juris naturae, eo ſollicitius de ejus definitione circumſpiciendum erit.

§. 2. Quantum igitur, ſepoſitis omnibus praejudiciis, hactenus mihi invenire licuit, juris naturae vere talis definitio ex ſequenti fluit conceptu: DEUS T. O. M. conſentientibus omnibus qui inſani non ſunt, Auctor, creator, fons et origo omnium rerum eſt; aſt non ſolum creator, ſed etiam providus eſt conſervator, quod ipſum ex omnium rerum naturalium admirabili connexione et propagatione liquido

apparet, adeo ut lapis et bestia esset, qui vel in faedissimum Atheismum delabi, vel statuere vellet, primum creatorem res creatas amplius non curare.

§. 3. Hanc creationem, hanc providentiam, homini, ceu praestantissimae creaturarum, itidem propriam esse, nullus inficias ire poterit; immo, quod majus est, omnis docet circumstantia, huic homini singulares a creatore tributas esse praerogativas, et quidem potissimum in eo, quod anima rationali eundem praeditum esse voluerit summus Monarcha.

§. 4. Constat porro, hanc animam rationalem homini ea propter datam esse, ut non solis motibus naturalibus ad sui conservationem urgeretur; se ut potissimum intellectu summum Creatorem agnosceret, eundemque admiraretur, et quoad se ipsum habita distinctione boni et mali id eligeret, quod salutare, quodque noxium vitaret.

§. 5. In eo enim omnis Moralitatis principium constituere fas est; quod Deus hominem, qua intellectum, voluntatem et appetitum sensitivum perfecerit, ac viribus istis, qua originem effectum ac finem fere divinis instruxerit

dotibus, ut *in ſola ſpecie boni* liberum ſuum exerceret arbitrium, non quidem uniformiter, aequaliter et identitate quadam ratiociniorum actionumque atque ſic fatali neceſſitate abs una ad alterum raptus, ſed potius, quoad objecta id tulerunt, egregia ac planiſſima libertate, in ſpecie boni ſagaciter ac ſanctiſſime diſtingueret, prudentiſſime ſeligeret, ac juxta dictamen rectae rationis, quicquid meditando ac agendo abſolverat, in praxin et applicationem ſemper felicem et perpetim glorioſam duceret; nam ſi Deus hominem ita diſpoſuiſſet, ut uniformiter agere tantum potuiſſet, non unquam bene vel male eundem egiſſe ipſe Deus judicaturus fuiſſet. Aſt de hac materia infra.

§. 6. Rebus itaque ſic ſtantibus prona fluit neceſſitate, Deum praeter inclinationes naturales, quas homines cum brutis communes habent, normam aliquam mentibus eorundem indidiſſe, ſecundum quam vitam ſuam inſtituere debebant.

§. 7. Et haec ipſa norma verum eſt jus naturae, quod eapropter explicatius ita deſcribendum: Jus Naturae *vere tale eſt norma illa, quam Deus creator hominibus mediante anima rationali patefecit, ſecundumque quam vivere illi*

debebant eligendo bona vitandoquo mala ad conſervandam felicitatem.

§ 8. Abſit autem ut ſtatuam homines hodie adhuc vivere in primo illo ſtatu, in quo Deus ipſos vivere voluit; contrarium enim firmiter teneo, et in ſubſequentibus perſpicue ſola etiam ex ratione demonſtrabo.

§. 9. His hactenus poſitis ſatis eluceſcit, communiter tractatum jus naturale, quod ſcilicet accommodatur ad praeſentem mundi ſtatum, abuſive ita appellari: Ita enim res comparata eſt quod utique illi compilatores ſyſtematum et compendiorum Juris naturae laudabilem praeſtiterint operam, dum abſtrahendo ab omni lege civili ſolo rationis ductu expoſuerunt juſtitiam et aequitatem in omnibus actionibus humanis obſervandam.

§. 10 Imo, non ſum contrarius, quod certo reſpectu illa elaborata poſſint dici jus naturale, ſi ſcilicet τὸ naturale accipitur pro ſynonymo aequi bonique. Sic ex. gr. recte dicimus, naturale eſſe, ut debitor ſolvat debitum, ut Commodatarius reſtituat rem commodatam, ut conductor praeſtet locarium etc. Es iſt natürlich, daß der Schuldner bezahle ꝛc.

§. 11. Haec dicta probe penſitans inſignem agnoſcet diſtinctionem inter id quod aequum ſive naturale in ſenſu vulgari eſt, et inter id quod juris naturae vere talis in primis fundamentis eſt. Quapropter deſcriptioni datae § 7. addet et inſeret vocabula. *In ſtatu ſuo perfectionis.*

§. 12. Bene hic praevideo, quantum jam in me ſuſcipiam onus probandi, quod ſcilicet citra revelationem ex ſola Philoſophia ſibi relicta demonſtrari queat, hominem conſtitutum fuiſſe in ſtatu a praeſenti longe alieno et multo feliciori; niſi enim hoc fecerim ejusdem culpae cum Valentino Alberti, *Theologo olim Lipſienſi*, reum me facerem, qui ſcilicet ſtatum integritatis in ſacra Scriptura enarratum in terminis terminantibus ſuae doctrinae Juris naturae ceu fundamentum ſuppoſuit, et ex reliquis ruderibus imaginis divinae ſuum Jus naturae conſarcinavit, a quo tamen longe me diſſentire ſerio profiteor.

§. 13. Praeſtandum igitur id ipſum erit quod promitto, imo illud praeſtabo, modo paucis genuinum omnium jurium conceptum praemittam, quo cuilibet, etiam eorum alias

ignaro, conſtet, quae ſpeciebus jurium interſit diſtinctio.

§. 14. Liceat autem ab inferioribus incipere ſpeciebus et ita pergere ad ſupremam, quam jus naturae vere tale merito appellamus, et circa quam praeſens verſabitur meditatio.

§. 15. JUS CIVILE *itaque eſt norma illa, quam quilibet princeps in ſuo diſtincto territorio ſuis praeſcribit ſubditis, ut pro ſtatus ratione omnia feliciter peragantur: perpetuo tamen praeſuppoſitis praeceptis Juris vere naturalis, et veritatibus moralibus.*

§. 16 JUS GENTIUM *eſt norma illa univerſalis ſecundum quam Gentes in genere actiones ſuas dirigunt ad conſequendam felicitatem.* Vel clarius: *Eſt dictamen rectae rationis de eo, quod fieri vel non fieri debet ad acquirendum bonum et evitandum malum publicum privatumque:* Et in eo ſenſu Jus Gentium ſynonymum eſt cum Jure aequo et vulgariter ſic dicto naturali.

§. 17 JUS DIVINUM *eſt norma illa, quam DEUS in verbo ſuo revelato hominibus patefecit eum in finem ut ſe incertis quibusdam capitibus imbecillitate intellectus excuſare nequeant.* Imo in eo haeret genuinus conceptus diverſitatis

Juris vere naturalis et divini, quod Deus, ceu Legislator totius Reipublicae humanae, in prima creatione mundi accommodaverit Leges naturae ad illum ſtatum, in quo citra peccatum formale cives vivere poterant; quod autem exiſtente defectione, ob motus peccaminoſos, varia poſitive prohibuerit, quae antea in ſolo materiali mala non erant, jam autem ob accedens formale pro ſua ſapientia, Deus tolerare non potuit.

§. 18 Tandem autem Jus Naturae *vere tale eſt illa norma. quam Deus in prima felicitate conſtitutis hominibus indidit, ut ſecundum illam vitam ſuam dirigerent ad conſervandam ſtatus ſui perfectionem* Hincque fruſtra disquiritur de eo quod Juris naturae eſt nec ne, niſi ad hunc ſtatum perfectionis oculi tendantur, et genuinae propoſitiones inde eliciantur.

§. 19. His dictis abſtrahendo ab omni revelatione ex ſola ratione ducenda erunt argumenta probantia, homines jamjam non vivere in ſtatu illo, in quo Deus ipſos vivere voluit, ſed in ſtatu hypothetico, et penitus corrupto. Sunt autem ea ſequentia:

§. 20. Deus omnium rerum creator ſine dubio eſſentia ſua eſt perfectiſſimus, ideoque non

nisi perfecta et perfectissima creare potuit; imo in omnibus naturalibus, quae infra, circa et supra nos observamus, summam admiramur perfectionem, solo excepto homine, qui, licet qua essentiam suam, speciem non mutet et verus homo, vel in ipso statu imperfecto sit ac maneat, in commercio tamen cum hominibus omni tristiori modo experitur, quod anima sua, qua intellectum voluntatemque, sensus item et affectus, millenis vicibus sit afflicta, in deterius versa, imo irremedibili ferme morbo subacta, ut insimul corpus etiam casibus millenis tristioribus, fatis et morbis subjiciatur. Unde concluditur, hunc hominem non ita creatum esse, sed perfectionem primam casu violento amissam esse. Ut taceamus, hominem in puris naturalibus relictum bestiam esse omnium faedissimam infelicissimamque.

§. 22. Hanc mediationem excipit sequens: Omnis legislator tenetur subditis suis tales praescribere leges, quas illi examussim servare possunt, nisi enim hoc fecerit, tyranni notam non evadit, qui leges publicat supra vires civium, eum in finem, ut in transgressores saevire queat. Jam autem citra dubium, Deus legum

naturalium ſive principiorum nobiſcum natorum autor eſt, voluitque, ut et ſui cultus et conſervatio propria et abſtinentia a laeſione proximi perfecte obſervaretur: Docente autem flebili experientia contrarium, illa emergit concluſio; Homines praeſentes non vivere in illo ſtatu, in quo ex intentione ſummi legislatoris vivere debebant, ſed longe alienos illos eſſe.

§. 22. Porre id ipſum demonſtrat perpetua illa lucta carnis et ſpiritus, quam ceu ſatis deplorandam ipſimet gentiles agnoverunt, confitentes, hanc luctam non eſſe a Deo T. O. M. ſed principio malo, utut Diaboli, quem revelatio in terminis novit, nullam habuerint notitiam.

§. Quibuscum jugenda erunt illa, quae illi ipſi gentiles de aureo finxerunt ſaeculo, quo durante nimirum nec morbi nec inimicitiae nec alia fuiſſe mala enarrant, noviora tempora ceu aenea et ferrea damnantes deflentesque. Audiamus omnium ad inſtar Ovidium Lib. I. Metamorphoſeos Fabula III. ita canentem;

Aurea prima ſata eſt aetas, quae vindice nullo
Sponte ſua ſine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant, nec vincta minacia colle

Aere ligabantur, nec supplex turba timebat
Judicis ora sui, sed erant sine judice tuti
Nondum praecipites cingebant oppida fossae,
Non turba directi, non aeris cornua flexi,
Non galeae, non ensis erat, sine militis usu
Mollia securae peragebant otia gentes.
Ipsa quoque immunis rastroque intacta, nec ullis
Saucia Vomeribus per se dabat omnia tellus,
Contentique cibis nullo cogente creatis
Arboreos foetus, montanaque fraga legebant,
Cornaque et in duris haerentia mora rubetis,
Et quae deciderant patula Jovis arbore glandes.

Est post pauca penitus contrarium scilicet ferreum ita describentem;

Protinus irrumpit venae pejoris in aevum
Omne nefas: Fugere pudor verumque fidesque
In quorum subiere locum fraudesque dolique etc.

§. 24. Et quamvis forte objici posset Gentiles hanc meditationem hausisse ex traditione et communicatione cum Judaeis; non tamen deficiunt, quae reponi queant, vel ad probandam impossibilitatem communicationis, vel ad demonstrandum, haec meditandes scriptores suis solis inhaerere pensitationibus; Quin, si et vel maxime habuerunt id qua doctrinam pleniorem a Judaeis aliqui; eo ipso tamen nihil aliud efficitur, quam quod sancta revelatio ipsum illud

etiam Jus Naturae docuerit, atque sic, quod imperfectius agnoverant, ipso Sacro Codice magis illustratum sit.

§. 25. Imo non opus est, ut haec tam longe petamus; consideremus modo praesentem nostrum statum, in quo hominis miseria tanta est, ut ejus conditio quod labores, victum et amictum longe miserabilior sit omni conditione brutorum, quippe quae in diem vivunt citra curas et defectus, nec unquam, si suae linquantur libertati, fame vel alio malo pereunt. Quis autem jam adeo obesae naris esset, ut diceret hominem esse praestantissimam creaturam, quas philosophia novit, insimulque diceret, illum ipsum hominem esse omnium creaturam miserrimam: Talia enim Contradictoria de Deo sapientissimo, haec ita disponente, efferre, scandalosum et nefas esse defendo. Et quod dictu insipidum esset: Bruta in suis speciebus vivere tranquille et pacifice, homines autem se invicem laedere, infestare, et mordere divinae providentiae adscribentum esse.

§ 26. Hanc deductionem mirum in modum sublevat consideratio fructuum hominis conservationi primario inservientium, quippe qui non

ſine maximo labore et ſudore e terra aratris praeparata producuntur, imo qui, niſi illo labore propagarentur, brevi temporis lapſu penitus exſtirpati eſſent. Cum contra omnia naturalia brutis inſervientia ultro, citra humanam curam, in perpetua ſerie et connexione propagentur, continuentur.

§. 27. Satis, ut credo, quilibet agnoſcit, me fructuum nomine indigitare frumentum ſtricte ſic dictum, ſcilicet triticum, ſiliginem, hordeum, avenam, piſa, lentes, fabas et his ſimilia. De his autem ſpeciebus certo perſuaſus ſum, quod, (liceat jam in ſubſidium vocare creationis hiſtoriam) comprehenſae ſint ſub illa benedictione: Die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſaame ꝛc. Et dum jamjam terra per ſe illas non producat, clarum redditur, violentum aliquod accidiſſe, propter quod Deus benedictionem hanc ſuam aliquantulum retractaverit; liceat iterum hiſtoriam primam conferre, ubi invenimus hanc maledictionem; Verflucht ſey der Acker um deinet (ſcil. Adams) willen, h. e. *quoad portionem tuam*, in den proventibus, die dir hauptſächlich nütze ſind, mit Kummer ſollt du dich darauf nähren dein Lebenlang; im Schweiß dei-

nes Angesichts sollt du dein Brod essen: Et licet aliqualem suam adhibuisset operam homo, tamen citra incommoditatem id factum fuisset, et non secus ac videmus amoeni horti cultorem insigni cum delectatione, licet non sine opera, circa sua versari.

§. 28. Sufficerent equidem haec dicta argumenta, juvabit tamen et plura huc facientia referre, quorsum haud immerito numerari potest, meditatio de fine creati mundi. Sic etenim in aprico est, hunc mundum non ab aeterno existere, sed in tempore factum esse: Factum eundem esse primario in argumentum gloriosae potentiae divinae, et ut aliquid esset hanc potentiam admiraturum, factum simul esse hominem, anima rationali praeditum, vi cujus Majestatem Creatoris agnoscere, et celebrare possit: Factum porro mundum esse in eadem temperatura quatuor anni temporum, frigoris et caloris, ut et Climatum qualis jamjam illa est, et quidem ita, ut ubique perfectissimus inhabitatoribus sisteretur paradisus.

§. 29. Nam qui sobrie meditatur, non, ut credo, sibi imaginari potest, illum solam regionem Asiaticam ad Euphratem sitam Paradisum

futuram; sed potius concipiet. illam partem felicem terrae, in qua primi homines constituti, fuisse, testante revelatione, in Asia, non denegata aliis orbis partibus qualitate paradisiaca.

§. 30. Abstraham compendii gratia a Philosophia sibi relicta, et sequar historiam creationis biblicam: Sic invenio; Adamus et Eva erant in Paradiso: Genus humanum per illos propagandum erat, ita, ut universus eorundem semine impleretur mundus: Ex intentione Dei nunquam lapsurum erat genus humanum: Nam illud ipsum viribus omnibus sufficientissimis, tam in commercio cum Deo, quam in commercio cum hominibus, erat instructum, ut se adversus quamcunque inquinationem et praevaricationem omnium sanctissime et integerrime tueri posset. Consequenter omnis multitudo hominum pari felicitate beanda erat; Paradisus Asiaticus illi sustentandae non suffecisset, imo ea ratione, si nimirum forte id fieri potuisset, maxima pars mundi frustra creata esset: Hinc fluit firmissima proprosito: Totum mundum ea intentione a Deo factum esse, ut perfectissimus in omnibus oris esset paradisus.

§. 31. Imo nil obstat quin statuam, quaslibet

bet provincias ſua ratione paradiſum repraeſentare poſſe, ſi ſcilicet ea ultro, minimum labore delectabili ac gratioſo, producat, quae jam ſudorifero labore eliciuntur, modo attendamus incolarum temperamenta iisque convenientia: Certo enim est indicio, ea, quae in hac vel illa regione ordine naturae non proveniunt, ſed vel multo artificio plantantur, vel aliunde aſportantur, iſtius climatis incolis ſi non nociva forte tamen nec tam proficua eſſe, quippe quos contentos eſſe decet illis fructibus, qui ſuo ſub tractu coeli naturaliter, adhibita licet manu humana, progerminant.

§. 32. Facile quilibet ſubolfacere poterit, cur haec dixerim, nimirum ut prona conſequentia concluderem: Hodie homines non vivere in eo felicitatis ſtatu, in quo Deus ipſos ex prima ſua intentione vivere voluit, ſed penitus ipſos in ſtatum deteriorem delapſos eſſe.

§. 33. Patitur materiae dignitas, ut plura cumulem argumenta, quae licet ſeparatim ſumpta non omnem evincant veritatem, conjunctim tamen conſiderata non ſine pondere erunt.

Aſpiciatur igitur diſtinctio inter animalia fera et manſueta: An quis unquam ſibi ima-

ginari poteſt, Deum Creatorem in prima creatione eandem ſtabiliviſſe? et annon potius ſobrie rem perpendens judicabit: In prima origine rerum Deum omnia animalia in una aequalique conſtituiſſe natura; unde concludendum, praeſentem differentiam neceſſitate urgente ex artificio humano ortam eſſe, quo ſcilicet homo dominio univerſali et abſoluto in bruta privatus, haberet in manſuefactis, quae ſuo prompte inſerviant uſui.

§. 34. Et haec cogitantem penitus perſuadebit facta inductio animalium, quae nunc dicimus manſueta, quippe quae in omnibus ſpeciebus ita ſunt comparata, ut inter fera certae inveniantur claſſes, ex quibus illa arte derivata eſſe apparet. Quae autem forte moveri poſſunt in contrarium argumenta, tanta non ſunt, ut me de ponte propellant.

§. 35. Primas autem lineas me hic ducturum eſſe, promiſi, quapropter licet haec uberius deduci queant, tamen progredior ad ſequentia.

Sic itaque haud leve etiam ducitur argumentum a diverſitate ſtaturae humanae: Vix

etenim credibile videtur, Deum in prima creatione aliter disposuisse, quam quod homines forma, figura, et statura aequales essent futuri: Unde sequeretur conclusio, modernam inaequalitatem in robore corporis membrorumque haud aequam in omnibus proportionem imperfectionis haud contemnendum esse indicium.

§. 36. De incommoditatibus nostrae humanitatis superius equidem quaedam dicta sunt, ast liceat hic speciatim de morbis et aegritudinibus tam corporis quam animi humani paululum differere. Miserrime enim constitutus est homo, dum omni tempore periculo morborum subjectus est, imo in ipsos illos incidit haud raro praeter omnem culpam suam, et multoties ex culpa levissima, et quam non nisi a posteriori, imo tunc vix quidem agnoscere potest. Et quod omnium calamitosissimum, sibi relictus digna non potest mali invenire remedia. Contra bruta suae libertati commissa vel nunquam in morbos incidunt, vel si forte inciderint, violento illis illato malo, promtissima, dictante natura, adhibent medicamina, Ne quid fuse dicam de affectibus animi ceu infensissimis sa-

nitatis et vitae noſtrae latronibus, quos indubitatos habemus teſtes, infelicitatem noſtram in haud mediocri conſtitutam eſſe gradu, dum nimirum eorundem moderamen ſupra tenuitatem noſtram poſitum eſt.

§. 37. Non equidem deficerent plura his jungenda argumenta, verum, cum hactenus allata tanti roboris eſſe putem, ut contraſentientes convincere queant, illis nulla addam, praeter famoſiſſimam illam conſiderationem diſtinctionis dominiorum, quippe quam diſtincionem non a natura eſſe, ſed indicium facere argumentumque ſtatus corrupti philoſophicum, ſaniores nobiſcum confirmant. Imo ipſos hac in parte non falli, res ipſa loquitur, quia citra injuriam ſtatui non poteſt, ſummum creatorem in primordio rerum ejusmodi diſtinctionem dominiorum ceu matrem tot Vitiorum et fontem multae miſeriae, intendiſſe, ſtabiliviſſe.

§. 38. Quantum igitur jam videre licet, ipſa ſana ratio conſentit, imo apodictice probat, praeſentem ſtatum mundi quoad homines a primo eſſe longe alienum deterioremque. Unde certo fluit de jure naturae vere tali meditantes

fruſtra conſiderare mundum praeſentem, ſed oculos dirigendos eſſe ad ſtatum amiſſum, quo inde eliciantur vere juris naturae propoſitiones. Hoc negotium autem multis obnoxium eſſe difficultatibus equidem praevideo, aſt nihilominus pro virili illud ſuſcipiam.

§. 39. Praemittenda igitur erit brevis delineatio ſtatus illius olim poſſeſſi, dicendumque, quantum per ratiocinationem mihi aſſequi licet, quibus in circumſtantiis felicis ſeculi vixerint homines. NB. Neminem offendat, quod ſolenniter rogito, me hic philoſophice procedentem, ſtatum felicitatis non adeo breviſſimo includere tempori, indeque fingere, ac ſi multi homines unquam eodem gaviſi fuiſſent. Quapropter non plusquamperfecto conjunctivi, ſed perfecto indicativi uti, cauſae poſtulavit tractatio.

§. 40. Quoad itaque eſſentiales partes, homines conſtiterunt ex corpore et anima, altera ſcilicet harum partium materiali, altera immateriali.

Immaterialis pars ſive anima duplici operatione non ſecus ac hodie ſe exſeruit, hac ta-

men in ſituatione: Intellectus fuit purus, omnium rerum et naturalium et moralium perfecte gnarus, imo in omnibus individuis accurate aequalis, probe tamen facta hac diſtinctione, an ad perfectam quis perveniſſet aetatem, nec ne; Tempore enim a nativitate primo intellectus omnino ſe exſeruit, imo in eo gradu, qualis ad conſervationem pro tempore neceſſarius fuit, ſucceſſu autem aetatis majorem ſuam vim exhibuit. Seniores autem Junioribus in eo praevaluerunt, quod experientia et factis, quorum memoria ipſis conſtituit, imo forte revelatione, magis inclaruerunt.

§. 41. Et ut explicatius mentem prodamus: In naturalibus, ſciverunt omnium rerum virtutes, nocentiaque vitarunt, conducentia vero apprehenderunt.

In moralibus notitiam habuerunt ſolius boni, et in ſpecie ſola boni generoſum exercuerunt arbitrium, hoc vel illud agendi, ſciverunt etiam hoc, quod ſimulac normam hanc ſuae perfectionis relinquerent, ac adverſus eam praevaricarentur, malum ipſos eſſet invaſurum; conferatur commune dicterium: *Homines ante lap-*

ſum ita comparati erant, ut poterant non peccare non ita, ut non poterant peccare.

§. 42. Perfecta itaque ſpontaneitate, quae in ſola ſpecie boni exſerebatur, egerunt homines: Et ſi jam, abſtrahendo ab omni hiſtoria ſacra, philoſophari licet, felicitatis triſtis Cataſtrophe exinde orta eſſe videtur, quod incredulitate laborare inceperint et ſide ac obſequio ſummo Suo Imperanti denegatis, ad malum verſi ſint, tunc enim curioſitas et ſuperbia et diffidentia et fluctuatio adverſus moralitatem actionum hactenus omnino ſanctam, tum ad contraria mala omnia laceſſitos, omnium turpiſſime et rebellibus motibus ineſcavit atque infelicitatem introduxit non modo actus, ſed et habitus peccaminoſi.

§. 43. Stultiſſime autem a naſutulis quibusdam hic Deo aliquid imputatur; Si enim homines ita creaſſet, ut uniformiter et neceſſario agere tantum potuiſſent, omnis plane exſpiraſſet moralitas, quam tamen exiſtere oportebat, ſi bene vel male aliquid gerendum, et ſi gratia et laus ſecutura erat.

§. 44. Sic conſtituta igitur ſituatione homi-

nis non nisi unica conscientiae classis exstitit, scilicet RECTAE, quod ex §. 41. patescit: Ignorantia juris non adesse, et error in moralibus non subrepere potuit.

§. 45. Praetereaque multa quae jam violento modo hominem ad mala protrudunt et impellunt, cessarunt, veluti in affectibus: Amor enim fuit purus et solius boni, sub se comprehendens contrarii aversationem non coactam: Gaudium se exseruit serenissimum de iis, quae vero gaudio digna: Tristitia autem nullas habuit partes, odioque nullas relictus fuit locus in eo sensu, quo jam illud accipimus.

§. 46. Sic porro temperamentorum diversitas huc reverti solita, tunc longe alia fuit: Utut enim pro diversitate plagae coeli homines aliter et aliter in materialibus dispositi forte fuerint; tamen in spiritualibus quoad animum et animam nulla plane exstitit diversitas. Quod ipsum dilucido potest esse argumento, adhuc in statu praesenti animam ita gubernare posse temperamentum, et *minimum* non necessitet ad male agendum.

§. 47. Tandem nec consuetudo nec ebrietas ut entia rationis in illo statu, ullius fuere momenti: Imo nec metus nec coactionis emersere vestigia.

§. 48. Haec speramus pro rudi delineatione conditionis humanae sufficiunt, modo adjecerim quaestionem: An et qua norma directi vitam vixerint homines? Ad quam breviter respondendum: Sine norma cessasse moralitatem, vid. §. 43. Constitisse autem eandem in perfecta boni et mali cognitione, ut et voluntatis divinae scientia, quam sine dubio Deus ipse immediatis revelationibus declaravit et confirmavit.

§. 49. Haec norma igitur omnibus ob oculos versata fuit pro virtute intellectus: Seniores autem, ut multorum factorum memores junioribus ea uberius ponderanda propinarunt.

§. 50. Subjungenda hic autem merito veniunt aliqua, circa hominem necessario meditanda, veluti de vitae ejus subsidiis et levamentis, ut et de morte. Quod itaque attinet vitae subsidia, adeo clarum esse credimus quam

quod clarissimum: Deum praestantis hujus creaturae autorem noluisse, ut illa sola miseram et calamitosam viveret vitam, sed ut singulariter felix et frugalis illam transigeret. Locavit itaque hunc hominem in paradisum, hoc est in mundum omnia in superlativo producentem, quae ad cibum et potum poterant esse necessaria. Conf. ea quae superius dicta sunt de paradiso.

§. 51. Imo quid proprii sibi assumserint homines clarissimum est, scilicet eas fructuum species, quos hodie in nostros usus specialissime, utut duro labore et insigni artificio convertimus et quae tunc ultro, non secus ac aliae herbae et gramina in usus bestiarum, sine fere humana manu copiosissime et sufficienter creverunt; praeterea etiam jure dominii occuparunt feras, volucres et pisces, levi in capturam impensa opera, horumque carnibus usi fuerunt.

§. 52. Et ut de corporis habitu et tegumentis paucula dicam, probabile satis est, beneficam naturam hoc est Dei providentiam vel hominum cutes adeo reddidisse duras, ut tempe-

ſtatum fuerint patientes; vel etiam alia ratione, ipſis pro prudentia aſſignaſſe alia tegmina.

§. 53. Tandem ut de morte judicemus: Multorum equidem eruditorum, potiſſimum Theologorum, eſt ſententia, homines in ſtatu illo felicitatis mortem paſſos nunquam fuiſſe; aſt contrarium videtur ob multas rationes verius: Quapropter ſtatuendum eſſe reor, homines illos felices creviſſe, adoleviſſe, ſineque impedimento morbi et laeſionis ad perfectam perveniſſe aetatem, in ea ſtetiſſe, tandemque juſto a Deo per naturam ſtatuto termino, animaque vegetativa officia denegante, animam a corpore ſeparatam eſſe.

§. 54. Annon autem fortean Deo placuerit loco mortis homines effoetos in alium mutare ſtatum, vel aliorſum totos transferre hoc rationis non eſt determinare, quippe quae omnipotentiae divinae limites non ponit, voluntatemque ejus ſibi cognitam non eſſe confitetur. Indeque quod attinet ſtatum poſt hanc vitam ignorantiam ſuam Philoſophia ingenue prodit, hoc interea firmiter aſſerto, in vitae ordinariae continuatione homines manere non potuiſſe,

pro hujus mundi capedine. Sed dicta haec sunto salvis Theologorum sententiis.

§. 55. Constituebam equidem in hactenus dictis pro praesenti tempore acquiescere et specialiorum tractationem postmodum communicare; verum ne lectorem penitus in suspenso relinquam, juvabit primas officiorum hominis duxisse lineas, quarum limatiorem efformationem in futuris promittimus meditationibus. Quod itaque attinet

OFFICIA HOMINIS PERFECTI ERGA DEUM.

Tribus illa sunt exponenda, scilicet ea constitisse in perpetua celebratione Creatoris omnium rerum, et providentis earum gubernatoris et conservatoris: In *gratiarum actione*, laude et admiratione. In perfecto *amore et observantia* praeceptorum divinorum, sive per solam rationem, sive per revelationem communicatorum: In *acquiescentia* in suprema directione et providentia.

§. 56. Quibus autem signis externis hunc cultum, declaraverint homines, hoc Philosophia

determinare non audet; utut ſacrificiorum oblationem et uſum nullum fuiſſe declaret. Conf. FRANTZII *Schola Sacrificiorum diſputat.* 1. *et* 2. Imo tantum ceu clariſſimum ſtatui poteſt, ſpecialis conventus ad hunc cultum peragendum adornatos fuiſſe.

§. 57. Quod concernit

OFFICIA HOMINIS ERGA SE IPSUM.

Unico illa comprehendi poſſunt commateſ, ciliset eadem conſtitiſſe in conſervatione vitae et felicitatis: Quae conſervatio facillima fuit, pro notitia omnium ſalubrium et nocivorum. Laborandum itaque fuit, ſed ſine ſudore et absque incommoditate.

§. 58. Propero atque devenio ad

OFFICIA HOMINIS ERGA ALIOS.

Aequalitate igitur omnimode inter homines perfectos ſtante, ceſſarunt officia ſuperiorum erga inferiores, nam utut aliquale directorium ſeniorum in juniores admitti queat, non tamen vel dominii vel ſubjectionis vera apparent veſtigia.

§. 59. Primarium igitur officium erga alios in eo conſtitit, quod omnes ſeſe aequaliter trac-

taverint, excepta patribus familias exhibenda ultronea reverentia.

§. 60. Laesiones verbis vel factis emergere non potuerunt, vi ipsius observatae aequalitatis et ob perfectissimum amorem proximi: Hisque stantibus nulla ad resarcienda damna fuit obligatio.

Circa possessiones rerum litigia non fuerunt orta, in perfecta enim communione bonorum et omnimoda vixerunt sufficientia, solaque occupatio pro tempore necessariorum, utilium et jucundorum induxit dominium, citra tamen ullius, idem et simile habentis, praejudicium.

§. 61. Pacta et contractus celebrare non debuerunt, nisi forte permutatione alter ab altero occupata, sua fecit; utut ne hoc quidem statuere opus sit, quia nemo plus necessario occupavit, et cuilibet idem habere integrum fuit.

Quotquot igitur jam dantur contractuum et pactorum species, ea tamen omnes status sunt hypothetici: Et his stantibus, nec dolus, nec metus, nec vis, in censum venerunt.

Imo ut specialissimi quicquam, dicamus insignis illa controversia: *Utrum testamenta sint juris naturae?* hic finalem suam habet decisionem negativam.

§. 62. Propagationem generis humani quod denique attinet, simplicissime factam illam fuisse persuadeor, h. e. officia masculorum fuisse, faeminas habiles et nondum impraegnatas nec amplius lactantes iterum impraegnare: Quod ipsum equidem imperante natura, sed etiam dirigente ratione, sine tamen motibus pravis factum fuit, non secus ac in brutis observamus, quae certis temporum stationibus generationi student, alio autem tempore nihil in id negotium frustra impendunt: Unde non adeo contemnenda est eorum sententia, qui bruta nullam ex cohabitatione percipere voluptatem contendunt.

§. 63. Haec autem circa hominem perfectum in negotio procreationis ceu vera et singularia obvenerunt:

Quod ratio propagandi cum moderna una fuerit eademque.

Quod non vagos exercuerint concubitus, ſed quod unus uni ſe junxerit, eamque ſibi ſoli habuerit ſociam, quod inde eluceſcit, quia amor humanus fuit rationalis, et quia multum temporis proles humana requirebat, donec fiere perfecta; Ne igitur onus educandi in ſolam redundaret matrem, patrem oportuit eſſe certum, qui prolis ſuae haberet curam.

§. 64. Notanter dixi, uni unam junctam fuiſſe, unde pateſcit, Polygamiam in ſtatu juris naturae exulaſſe, et quidem ipſa natura imperante, ſiquidem Deus duos tantummodo creavit ſexus, et in utroque ſexu individua numero aequalia, adeo ut impoſſibile fuerit duas ſibi habere uxores. Videatur hoc fuſe demonſtratum *in Diſſertatione mea de Polygamia Sect. II.*

§. 65. Ut autem plura memorem ſingularia, ſtatim a pubertata maſculi et foeminae negotium procreationis inchoarunt, non enim tunc opus erat exſpectare, donec requiſitis etiam Oeconomicis inſtructi eſſent, quia omnibus omnia ſuppetebant. Porro ſingulare fuit.

Quod

Quod Maritus non fuerit dominus uxoris, ſed ſocius aequalis: Contrarium enim ſtatuere ejusdem eſt abſurditatis, ac ſi aſſeramus foeminas eſſe homines ſubalternos, quarum anima rationalis equidem ſit, eſt gradu maſculina inferior.

Quod ſoror et frater nunquam conjungi potuerint per naturalem connexionem; nam pubere fratre non dabatur ejus ſoror pubes, ſi ſcilicet poſt eum nata; ſi autem ante eum nata iterum eidem jungi non poterat, ſiquidem nec amplius erat vacans duobus ſcilicet annis ante ipſum nata. Verum videsne, L. B., hanc demonſtrationem aliqua laborare obſcuritate, quam in praeſentiarum ob brevitatem diſpellere non licet, quoniam biceps ſub incudem vocanda eſt controverſia, altera: quonam in momento aetatis plena ſit collocanda pubertas? Altera, an in ſtatu perfecto nati etiam fuiſſent gemelli? Verum L. B. facile ſubolfacis hanc demonſtrationem, quoad fratres et ſorores multum claudicare; et qui non claudicaret, quia philoſophia ſibi relicta non poteſt liquida dare hujus capitis argumenta prohibentia. Immo non opus eſt, ut nos circa illud augamus, nam ſufficit

Jure divino inceſtuoſum eſſe iſtiusmodi concubitum, h. e. mutato Reipublicae humanae ſtatu, Deum cohabitationem fratrum et ſororum pro ſapientia ſua prohibuiſſe, poſtquam ad procreationem ſobolis in ſtatu perfecto materialiter tantum peractam, acceſſit formale pravae libidinis et laſciviae. *Conf. ea, quae dicta ſunt ſupra*, §. 17. Non autem volo, ut haec dicta extendantur ad Parentes et liberos, ſiquidem circa eorundem cohabitationem ſtant ea quae §. *ſequenti* dicentur. Ut taceam, quod ſingulare quid in ipſis perſonis parentum et liberorum huic negocio concubitus contrarium certiſſime deprehendatur.

§. 66. Quae hanc excipit demonſtratio, clarior eſt: *Quod* ſcilicet parentes et liberi nunquam enim Pater viduus factus fuiſſet, et per conſequens uni foeminae jam junctus nunquam filiam uxorem adſciſcere potuiſſet.

Prouti et reliqua capita et gradus vere prohibiti parili poſſunt ex natura deduci facilitate.

§. 67. Praeter haec nihil in cenſum juris naturae vere talis venire poteſt, utut dicta ube-

rius deduci queant, id quod mihi ſerio reſervo. Tantum igitur evidentiſſimum eſſe reor, in praeſenti mundi ſtatu multa male et obtorto collo trahi ex iſto jure naturae, cum tamen alia via ſit incedendum, ſcilicet poſita generali conſideratione mundi et hominum quales jamjam ſunt digne judicandum, quid jam ad acquirendam et conſervandam publicam et privatam ſalutem, quanta illa etiam in hac miſeria eſſe unquam poteſt, ſit ſtatuendum: Et haec meditatio dicitur jus gentium vel abuſive jus naturale, ſcilicet: Ein natürliches und billiges Recht. Imo ex illa meditatione, quia non omnibus datur penitius haec intueri et maxima occurrit varietas pro diverſitate ſtatus rationis, capiunt ſummi Imperantes occaſionem et fundamenta juris poſiti ſive civilis, prouti ipſa Sacra Scriptura et leges inibi publicatae firmo ſunt indicio, homines jam non vivere iu ſtatu primo, quia in illo lege iſtiusmodi poſitiva scriptis et tabulis comprehendenda non indiguiſſent. Quod ipſum argumentum ſuperioribus accenſeri meretur, juncto hoc generali, quod ipſa fluctuatio circa vera principia juſti, homini obrepens, ſit ſignum ſtatus imperfecti, quia lex in ſe perfec-

ta eſt, in ſubjecto autem concipiente videretur eſſe imperfecta.

§. 68. His dictis itaque acquieſco, et promitto limatiorem juris gentium tractationem h. e. deductionem ſobriam, quid ex ſola ratione, oculum dirigente ad ſtatum praeſentem, juſtum injuſtumve ſit.

Tandem repeto iterum iterumque id quod ſupra dictum eſt, ſcilicet hanc diſſertationem non ea propter evulgatam eſſe, ac putem me in omnibus ultimam veritatis attigiſſe lineam, ſed ut eruditioribus idem occaſionem, hanc problematicam deductionem ſine felle uberius meditandi.

Anmerkungen.

I.

Die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen von *** 1736.

Diese Schrift ist unstreitig das beste Werk Liscov's, und es hat daher auch am meisten dazu beigetragen, seinen Namen im ehrenvollen Andenken zu erhalten. Er versprach diese Schrift in dem Schreiben des Ritters Clifton an den Samojeden, sie erschien dann im Jahr 1734. wurde aber schon im Jahr 1736. verbessert, aufs neue gedruckt, und erhielt damals den allgemeinen Beyfall des besten Theils des lesenden Publikums; obgleich die hart gegeißelten elenden Schriftsteller den Verfasser von allen Seiten anfielen, und mit allen erlaubten und nicht erlaubten Waffen zu bekämpfen suchten. Unter seinen Haupt-

widersachern befand sich der Prälat Reimmann, den jezt nur der unsterbliche Namen seines Gegners der verdienten Vergessenheit entrissen hat.

Liscov sagt von dieser Satyre selbst: daß sie unter allen seinen Schriften den besten Abgang gehabt habe, und nun entschuldigt er sich gegen seinen Gegner Reimmann, wobey er zugleich eine nöhtige Auskunft über den oft von ihm erwähnten Magister Rodigast giebt, der zu seiner Zeit zur Zahl der unberufenen papierverderbenden Schmierer gehörte."

„Ich schliesse daraus:" schreibt er: „daß es doch Leute geben müsse, welche dieselbe mit andern Augen ansehen, als Herr Reimmann. Diesem Prälaten will sie gar nicht gefallen. Scriptores miserandos, sagt er:*) eos esse judicat autor, qui, quicquid in buccam defluit, in chartam conjiciunt, et monumenta sine ratione et ordine et ornatu corrogata in vulgus spargunt. Atque ad hunc censum spectare cum aliis sex-

*) In Catalogo Biblioth. Reimmannianae cap. III. §. 468. p. 752.

centis Happelium, Monantem, Uhſenium, Hubnerum, D. J. E. Philippi, S-v-s, R-d-gſtum Nec deſunt, qui temere negligenterque libros ad componendos ſe accingunt, nullo delectu rerum et verborum habito.

Scribimus indocti doctique poëmata paſſim."

„Sed accuſat tantummodo non coarguit Autor, quorum nomina profert nec ullo documento oſtendit, eos eſſe tales, contra quos ingeminat tremulos naſo criſpante cachinnos. Nec qui vilioris ſunt ordinis ſcriptores exſibilandos propinat ſolum; ſed et rectores Reipublicae et doctores Eccleſiae. Dicta etiam S. S. non raro ſannis conſpuit. Et quam in aliis redarguit culpam interdum ipſemet committit, et ordinem in ſcribendo negligit:

Usque adeo in ſeſe tentat deſcendere nemo,
Sed praecedenti ſpectatur mantica tergo."

„Ich weiß nicht, ob man verächtlicher von einem Buche urtheilen kann? Darum aber werde ich doch nicht böſe. Herr Reimmann hat mein Buch bezahlet: er hat es in ſeiner Bibliothek: er kann davon ſagen, was ihm gut dünket. Dieſes

ist ein Recht, das ich ihm nicht streitig mache. Nur bitte ich mir die Erlaubniß aus, ihm zu sagen, daß ich Mühe habe, in dem Urtheile, welches er von meiner Schrift fället, die Ueberlegung, die Billigkeit und die Unpartenlichkeit zu finden, die ich von ihm vermuhtet hätte. Ich will nicht untersuchen, was seine zärtliche, und ihm so unanständige Neigung zu gewissen lächerlichen Schreibern für Ursachen hat; aber ich beklage, daß er sich durch diese unglückselige Zärtlichkeit verleiten lassen, von meiner Schrift ein Urtheil zu fällen, das so unbillig, und ihm so wohl, als mir, nachtheilig ist."

„Er rechnet es mir als ein grosses Versehen an, daß ich mit keinem Worte bewiesen habe, daß diejenigen, welche ich in meiner Schrift unter die elenden Scribenten zähle, wirklich elende Scribenten sind. Ich sage ihm aber, daß ohne dieses Versehen mein Buch das albernste Buch von der Welt seyn würde. Ist ihm dieses zu hoch, so beliebe er folgendes zu merken."

„Meine Absicht war nicht, zu beweisen, daß dieser oder jener ein elender Scribent sey; sondern, daß die elenden Scribenten die vortrefflichsten, besten und nützlichsten unter allen sind. Ein elender

Scribent seyn, das war folglich, nach meiner Meinung, eine rühmliche Eigenschaft. Rühmliche Eigenschaften kann ich aber einem beylegen, ohne daß ich nöhtig habe, zu beweisen, daß er dieselben wirklich besitze: Ja, wenn ich einen recht loben will, so setze ich als bekannt voraus, daß er mein Lob verdienet. Ich lobte diejenigen, die ich in meiner Schrift nenne, und war also nicht nur berechtiget, sondern auch, nach den Regeln der ironischen Höflichkeit, verbunden, sie, ohne den geringsten Beweis, in die Classe der elenden Scribenten zu setzen. Hätte ich es anders gemacht, so hätte ich meinem Character entgegen gehandelt; mein verstelltes Lob würde alle Annehmlichkeit verlohren haben, und meine Satyre ein ungesalzenes Gewäsche geworden, uud ganz aus dem Gelenke gekommen seyn. Wer dieses nicht begreifen kann, der weiß nicht, was Ironi, und Satyre ist, und muß von meinem Buche nicht urtheilen."

„Ich müßte überdem einen schlechten Begriff von den Einsichten meiner Leser gehabt haben, wenn ich ihnen weitläuftig hätte beweisen wollen, daß Happels Mordgeschichte, Menantes Romane, Uhsens wohlinformirter Redner, und Hübners Oratorie elende Bücher sind. Wer zweifelt daran?

Niemand anders, als einfältige Leute, oder Schulknaben, die nicht wissen, was recht und link ist. Was Philippi, Sievers und Rodigast anlanget: so waren diese drey Helden schon so rüchtig, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, zu beweisen, daß sie elende Scribenten wären; und es wundert mich sehr, daß Herr Reimmann sich desfalls den geringsten Scrupel macht. Er muß diese Leute gar nicht kennnen, und meine Satyren gegen Sievers und Philippi nicht gelesen haben. Denn sonst würde er sich ja entsehen, diesen armseligen Scribenten das Wort zu reden, und von mir zu verlangen, daß ich beweisen sollen, was weltkündig ist. Offenbahre Wahrheiten bedürfen keines Beweises; und wer nicht glauben will, daß Sievers und Philippi elende Scribenten sind, der lese ihre Schriften und meine Satyren. Hat er die gelesen, und zweifelt doch noch daran, so weiß ich ihm nicht zu helfen. Für solche Leute kann ich wohl beten; aber überzeugen kann ich sie nicht."

„Herr Reimmann spricht ferner: ich suchte sogar die Regenten und die Lehrer der Kirche lächerlich zu machen. Aber er thut mir Unrecht. Ich sage von den Regenten nichts, als was Sa-

lomon und Juvenal vor mir gesagt haben. Nichts in der Absicht, die Majestäten zu lästern, wie Herr Reimmann meinet; sondern bloß den Mangel der Vernunft zu entschuldigen, den man meinen Brüdern, den elenden Scribenten, vorwirft. Mein Character verband mich dazu, und gab mir ein unstreitiges Recht, alles zusammen zu suchen, was in meinen Kram dienete. Da ich nun beym Salomo fand, daß Unverstand unter den Gewaltigen gemein sey, und sahe, daß Juvenal den Günstlingen der Grossen fast alle Vernunft absprach: so darf man sich nicht wundern, daß ich mir dieses zu Nutz gemacht habe. Man kann mir dieses um so viel weniger verdenken, weil ich gar die Behutsamkeit gebrauchet habe, die harten Ausdrückungen der Scribenten, welche ich anführe, zu mildern, und nichts mehr sage, als daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Welches eine Wahrheit ist, die ich mir getraue, allen Königen in die Augen zu sagen, ohne daß sie es mir ungnädig nehmen sollen. Solche allgemeine Wahrheiten verletzen die Ehrerbietung nicht, die man den Göttern auf Erden schuldig ist. Die Grossen dieser Welt sind auch so wunderlich nicht, daß sie sich über den geringsten Scherz, der keinen von

ihnen insbesondere trifft, entrüsten sollten; und wenn die Priester nur halb so billig wären, so hätte ich nicht nöhtig, das, was ich in meiner Schrift von ihnen gesagt habe, zu rechtfertigen. Allein ich weiß nicht, wie es zugehet? Diese Herren sind so argwöhnisch, daß sie sich immer einbilden, man spotte ihrer, wenn man von ihnen redet. Dieses ist eine Aufführung, die man kaum einer blöden unerfahrnen Jugend, gebrechlichen Personen oder Leuten, die kein gut Gewissen haben, und sich offenbarer Mängel bewußt sind, zu gute hält. Mich deucht, alten, gesetzten und ehrwürdigeu Männern würde ein wenig mehr Großmuht, und eine gewisse Zuversicht zu sich selbst besser anstehen, als ein ewiges Klagen, daß man sie auslachet. Doch ginge es noch hin, wenn sie es bey dem Klagen bewenden liessen: allein so sind sie, was sie auch andern von der Geduld vorpredigen, empfindlicher, als alle andere Menschen, und man hat Ursache, es nicht mit ihnen zu verderben.

Car ces Menins de la Cour éthereé
Sont tous douez d'un appetit ſtrident
De ſe venger, quand ils ſentent la dent. *)

---

*) Rouſſeau Tom. II. Ep. 2. p. 35.

Ich muß also auch dasjenige, wessen Herr Reimmann mich, in Ansehung ihrer, beschuldiget, von mir ablehnen."

„Da ich meine Schrift nicht bey der Hand habe, so ist es mir zwar unmöglich, die Stellen nachzuschlagen, die Herr Reimmann zum Beweise seiner Beschuldigung anführet: Allein ich glaube doch, daß mein ganzes Verbrechen darinn bestehet, daß ich den Mangel der Vernunft, den man an den elenden Scribenten wahrnimmt, dadurch zu rechtfertigen gesuchet habe, daß auch die Gottesgelehrten die Vernunft verwerfen. Man bildet sich vielleicht ein, ich wolle dadurch zu verstehen geben, daß die Gottesgelehrten eben so albern sind, als die verächtliche Schaar der elenden Schreiber, auf deren Unkosten ich mich lustig mache: Aber dieses ist wahrlich meine Absicht nicht. Ich müßte ja ganz rasend seyn, wenn ich nicht begriffe, daß zwischen einem Menschen, der seine Vernunft in Glaubenssachen gefangen nimmt, und einem offenbaren Gecken, der gar keine Vernunft hat, ein unendlicher Unterscheid sey. Ich erkläre mich hiemit öffentlich, daß ich diejenigen Gottesgelehrten, die am meisten wider den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern, für die

besten und vernünftigsten halte. Es ist mir nimmer in den Sinn gekommen, über ihre Ausführung zu spotten; und wer andere Gedanken von mir hat, der irret sich. Ich bemühe mich in meiner Schrift, unter der Larve eines elenden Scribenten, der bösen Sache meiner Brüder einen guten Schein zu geben; aber ich bin so dumm nicht, daß ich nicht sehen sollte, daß alles, was ich sage, Sophistereyen sind. Ich scherze nur, und verlange mit Recht, daß Leute, welche von meinem Buche urtheilen wollen, wenigstens so viel Verstand haben, daß sie Scherz und Ernst unterscheiden können."

„Habe ich sonst etwas gesagt, das die Geistlichen verdriessen könnte: so bin ich versichert, daß es entweder in dem, was ich bisher geschrieben habe, seine Entschuldigung finden wird; oder ich habe auch wahre Fehler an ihnen getadelt, welche rechtschaffene Gottesgelehrte selbst nicht billigen: und dieses ist kein Verbrechen."

„Auf die Lästerung des Herrn Reimmans, daß ich auch oft über Sprüche der heiligen Schrift, wie er gar nachdrücklich sagt, meinen satyrischen Geifer ausschütte, will ich alsdann antworten, wann es ihm gefallen wird, die Stellen meiner

Schrift

Schrift anzuzeigen, da ich dieses gethan habe. Vorjetzo sage ich nur mit ihm: Sed accusat tantummodo Autor non coarguit, et quam in me redarguit culpam ipsemet committit.

Usque adeo in sese tentat descendere nemo,
Sed praecedenti spectatur mantica tergo."

„Dieses ist das weise Epiphonema, mit welchem Herr Reimmann sein Urtheil von meiner Schrift beschliesset. Er will mir dadurch, auf eine höfliche Art zu verstehen geben, daß ich nicht befugt gewesen bin, der elenden Scribenten zu spotten, weil ich selbst zuweilen den Fehler begehe den ich an ihnen tadele, und unordentlich schreibe. Er sagt es ausdrücklich; aber da ich nicht wissen kann, worinn die Unordnung, der er mich beschuldiget, bestehen soll: so kann ich mich nicht verantworten. Ich will es auch nicht thun; sondern, wie grosse Ursachen ich auch habe, zu zweifeln, ob er geschickt sey, von der Ordnung und Unordnung einer ironischen Schrift zu urtheilen, dennoch so höflich seyn, und glauben, daß er es einmal recht getroffen hat. Ich beobachte also in meiner Schrift nicht allemal die Ordnung, die ich hätte beobachten sollen; aber ist dieser Fehler so

groß, daß er mir das Recht nehmen sollte, den elenden Scribenten die ihrigen vorzuwerfen? Ich glaube es nicht. Denn wenn es nöhtig wäre, die Thorheiten anderer so lange ohne alle Erinnerung hingehen zu lassen, bis man selbst ohne Fehler ist: so müßte man alle Bestrafung und Ermahnung bis in jene Welt versparen, da man ihrer nicht mehr bedarf. Das Amt eines unwiedergebohrnen Priesters würde, wider die Meinung unserer reinesten Gottesgelehrten, ganz und gar unkräftig, und Herr Reimmann selbst, wie fromm und exemplarisch auch sein Wandel ist, würde nicht befugt seyn, wider die Laster zu eifern, so lange er noch, so oft er zur Beichte gehet, bekennen muß, daß er mit Gedanken, Worten und Werken wider alle zehn Gebote gesündiget habe."

„Gefallen ihm diese Folgen nicht: so muß er auch bekennen, daß er sein Epiphonema nicht wohl angebracht hat, und mir erlauben, über offenbare Thorheiten zu lachen, ob ich gleich selbst nicht vollkommen bin. Denn das wird er mir doch lassen, daß ich gerechter bin, als diejenigen, welche ich tadele. Hält er aber die Unordnung, welche er in meiner Schrift bemerket, für einen Fehler, der dieselbe eben so scheußlich machet, als

die Büchlein der elenden Scribenten, und will er, wie es das Ansehen hat, mich, durch den höhnischen Seufzer aus seinem Persius, als einen elenden Tropf herunter machen, der gar keine Ehre zu sprechen hat: so muß ich es zwar geschehen lassen; aber es sollte mir doch seinetwegen leid seyn. Denn mir kann es nicht schaden. Ego enim ne pilo quidem minus me amabo." *)

„Ich sehe wohl, daß meine Schrift gewissen Leuten unmöglich gefallen kann, weil sie nicht nach ihrem Geschmacke eingerichtet ist. Sie ist satyrisch und im höchsten Grade ironisch. Gleichwie es nun nicht jedermanns Werk ist, solche Schriften zu machen: so ist es auch nicht allen gegeben, von denselben geschickt zu urtheilen. Eine hochgetriebene Ironie gebührend einzusehen, das ist eine Sache, die eine gewisse Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes erfordert, welche in lateinischen Köpfen, durch die poßirliche Schulgravität, gemeiniglich ersticket wird. Wenn nun ein solcher Kopf über ein Buch geräht, in welchem er keine steife und ehrbare Schulweisheit antrifft: so kömmt er in ein fremd Land, und verirret sich

*) Cicero Lib. II. ad Qu. Frat. Epist. 15.

gar zu leicht. Ich sage nicht, daß dem Herrn Reimmann dieses Unglück auch begegnet ist; nur sage ich noch, daß drey oder vier solche Urtheile, als dasjenige ist, welches er von meiner Schrift gefället hat, genug sind, seinen ganzen Catalogum, der sonst angenehm zu lesen ist, in übeln Ruf zu bringen."

„Ich bitte übrigens den Herrn Reimmann, die Freyheit, die ich mir nehme, von seinem Urtheile zu urtheilen, nicht übel zu deuten. Ich bilde mir ein, daß ich es mit einer bescheidenen Aufrichtigkeit gethan habe, die ihm gefallen wird. Kömmt ihm aber dennoch das, was ich zu meiner Vertheidigung sage, zu hart vor; so muß er bedenken, daß er Gelegenheit dazu gegeben hat:

Si quis est, qui dictum in se inclementius
Existimabit esse, sic existimet;
Responsum, non dictum esse, quia laesit prius. *)"

„Ich finde bey dieser Satyre sonst wenig zu erinnern. Nur muß ich kürzlich von einem Namen Rechenschaft geben, der oft darinn vorkömmt. Dieses ist der Name Rodigast. Ich habe den Menschen, der diesen Namen führet, im Jahre

*) Terent Prol. in Eunuch.

1733 aus seinem Avertissement von einem bereits im Druck habenden Corpore Juris Civilis Justinianeo-Casuali zuerst kennen lernen. Er nennete sich auf dem Titel Dr. Samuel Christoph Rodigast, JC. und war eine Art von Melchisedech, terrae filius, von dem ich weiter nichts erfahren konnte, als daß es ein junger Mensch von etwa 19 Jahren sey, der sich in Dresden aufhalte, und sich eigenmächtig zum Doctor gemacht habe. Weil ich nun eben zu der Zeit, als mir sein Avertissement in die Hände fiel, beschäftiget war, der Schmiersucht gewisser elender Scribenten Einhalt zu thun: so hielte ich für nöhtig, auch dem Unglücke vorzubeugen, welches dieser Rodigast, als ein Comet, der gelehrten Welt zu bedrohen schien. Ich brachte zu dem Ende meine Gedanken von seinem Vorhaben zu Papier, und ließ sie in das 123ste Stück des hamburgischen Correspondenten von 1733 setzen. Rodigast ward darüber so böse, daß er eine Schrift von 4 Bogen in 4to, unter dem Namen von Martin Albrecht, wider den Verfasser des Correspondenten, der doch ganz unschuldig war, heraus gab. Der Titel dieser Schrift war so närrisch, und der Inhalt so rasend, daß ich wahr-

haftig davor erschrack. Doch weil ich diese Händel angefangen hatte, so gab ich dem Martin Albrecht, welches Rodigast selbst war, einen kurzen Bescheid, der in dem 173sten Stücke des hamburgischen Correspondenten von eben dem Jahre zu lesen ist."

„Kurz darauf kamen mir eben dieses Rodigasts Gedanken über den Spruch: Viele sind berufen; aber wenig sind auserwehlet; imgleichen über die Worte: Und sie meinten, sie sähen ein Gespenst rc. zu Gesicht, woraus man siehet, daß der Verfasser vor diesem sich der Gottesgelahrheit beflissen hat. Ich habe niemalen etwas elenders gelesen, und darum führe ich den Rodigast als ein Muster eines vollkommen elenden Scribenten an. Ich würde ihm aber diese Ehre nicht erwiesen haben, wenn ich zu der Zeit, als ich meine Satyre schrieb, gewußt hätte, daß, wie ich hernach erfuhr, der arme Rodigast wirklich in Raserey gefallen sey, und in dem elendesten Zustande zu Dresden lebe. Ich habe nach der Zeit von ihm nichts gehöret, und kann also nicht sagen, ob er noch lebe, oder ob er gestorben sey."

„Ich habe die Herren Sievers und Phi-

lippi mit diesem elenden Scribenten in eine Classe gesetzet. Allein meine Meinung ist nicht, dadurch anzudeuten, daß ich sie für eben so albern halte, als den Rodigast. Ich sehe den Unterscheid zwischen ihnen und diesem armen Sünder wohl ein. Doch, da dieser Unterscheid, wie groß er auch seyn mag, nicht verhindert, daß sie alle drey elende Scribenten sind: so habe ich geglaubt, sie hätten sich eben der Gesellschaft eines Menschen nicht zu schämen, der die Ehre hat, ihr Bruder zu seyn; ob sie gleich gewisse Vorzüge vor ihm haben, die ich ihnen nicht streitig machen will."

„Ueber die neue Gesellschaft, die ich ihnen gegeben habe, werden sie sich vermuhtlich nicht beschweren. Ich besorge auch nicht, daß der Herr Professor Manzel und der Herr Magister Hillige es mir übel deuten werden, daß ich sie zweyen so berühmten Männern zugesellet habe."

II.

Anmerkungen,

in Form eines Briefes, über den Abriß eines neuen Rechts der Natur, welchen der (S T.) Herr Professor Manzel zu Rostock in einer kleinen Schrif, die den Titel führet: Primae Lineae Juris Naturae vere talis secundum sanae rationis principia ductae. der Welt mitgetheilet hat. Kiel, 1735.

Diese Schrift Liscov's gehört zwar nicht zur Zahl seiner Satyren; sie ist vielmehr ensthaften polemischen Inhalts. Aber auch in ihr offenbart sich in vielen Stellen sein scuriler Witz und sein unbesiegbarer Hang zur Ironie; und da er ihr in-

der von ihm 1739 veranstalteten Sammlung seiner Schrift einen Platz eingeräumt, so hat man sie hier ebenfalls mit abdrucken lassen, um eine möglichst vollständige Ausgabe seiner Werke zu liefern.

In der Vorrede zu diesen Aufsatz giebt Liscov selbst den Gesichtspunkt an, aus welchem er sie beurtheilen zu sehen wünscht.

Die nachfolgenden Rezensionen haben theils auf seinen Gegner den Professor Manzel, theil auf einen andern Vielschreiber seiner Zeit, mit Namen Rodigast Bezug, und auch in ihnen wird man den eigenthümlichen Geist des feinen Spötters nicht erkennen.

Rezensionen.

No. 1.

Aus Dresden ist uns ein wunderliches Unterzeichnungsproject auf ein juristisches Werk zugeschickt worden, mit dem Ersuchen, dessen auch in unsern Nachrichten zu gedenken, weil dem 19jährigen Polyhistori, der es aufgesetzt, viel daran gelegen sey, daß seine Ausgeburten des Verstandes in der Welt möchten ausgebreitet werden, und weil sich die Leser daran besonders erlustigen könnten. So mag denn, um der letzten Ursache willen, der saubere Titel des Werks da stehen, welcher heißt: Deutsches Corpus Juris Civilis Justinianeo-Casuale, worinnen aus allen Paragraphis, welche das Corpus Juris Civilis, vom Kaiser Justiniano in Deutschland eingeführet, in sich begreifet, gleich der Casus und des Gesetzgebers

Meinung hierinnen abgefasset, von Dr. Samuel Christoph Rodigast, JC. erster Theil über die Institutiones, in Folio. Schon hieraus erkennet man den ankommenden Gast in der gelehrten Welt. Er prangt alsbald auf dem Titel mit einer neuen Erfindung, daß Kaiser Justinianus das Corpus Juris in Deuschland eingeführet. Das hierauf folgende Avertissement klingt noch besser, und hängt kürzlich so zusammen: Gott hat es für gut befunden, daß die erschaffenen Menschen sollen in Ordnung einher wandeln, und darum haben sie gleich nach der Schöpfung vom Moses die Gesetzregeln empfangen; aber das Volk gieng den heidnischen Gesetzen nach, und das Uebel beliebte Gott durch kein ander Mittel zu ändern, als daß er seinen Sohn unter dem Augusto ließ gebohren werden, der die Summa des ganzen Gesetzes seinen Jüngern beygebracht, woraus wir das N. T. bekommen; doch um grössere Erkenntniß in der christlichen Religion zu bekommen, habe nach Constantini Zeiten der Theodosius, weil es an weltlichen Gesetzen noch sehr gefehlet, den Codicem Theodosianum ans Licht gestellt; hierauf wären andere Kaiser gefolgt, bis endlich der unüberwindliche Kaiser Justinius das Corpus Juris von sei-

nen Rechtsgelehrten in ein Buch fassen lassen, welches in unserm deutschen Reiche noch gebräuchlich sey. Nachdem nun der Herr Dr. Rodigast, JCtus, seine Historiam Juris in nuce von der Erschaffung der Welt bis auf den Justinianum also vorgestellt; so giebt er die Ursachen seines Vornehmens zu erkennen, nämlich: Solches Corpus Juris habe er zu mehrerer Deutlichkeit angefangen in einen neuen Guß zu bringen; es sey nach allen Sphis so beschaffen, daß es einer guten Handleitung nöhtig habe; das Corpus Juris Glossatum sey auch für erfahrne Köpfe nicht deulich genug; hauptsächlich aber, weil so viel Schuljungen, die kaum recht exponiren können, ihren Rectoribus, absonderlich in kleinen Städten, entlaufen, und alsdann auf Universitäten, weil sie kein Lateinisch können, nicht fortzukommen wissen, wolle er diesen zum Besten das Corpus Juris in einem deutschen Kleide lassen ans Licht treten. Der Druck sey angefangen; man nehme weiß Papier und neue Lettern; der erste Foliant werde fünf Alphabet stark; man bezahle einen Thaler zum voraus, und den zweyten beym Empfange auf der Ostermesse des künftigen Jahrs, damit er keinen Schaden leide; bis auf Michaelis würden die Prae-

scriptiones angenommen, und nicht mehrere Exemplare, als praenumerirt worden, gedruckt werden. Der Herr Doctor JCtus ist selbst Verleger, läßt aber bey allen Buchhändlern die Subscriptiones annehmen. Wird dies nicht ein Werk werden, noch vielmehr als Auli Apronii Reisen, zur Freude der Welt und ewigen Zeiten? Der Abdruck soll gewiß vor sich gehen, wenn auch nur anderthalb Subscriptiones einliefen, denn der Herr Doctor JCtus, als ein ingenium praecocissimum, besitze einen allzugroßen Eifer, ein lux mundi zu werden, das so lange scheinen will, bis man es ausputzt; so sey auch der Herr Nodigast aus Eingebung eines prophetischen Geistes bedacht, einer zukünftigen Maculaturtheurung durch die Auflage seines Werks vorzubauen.

No. 2.

Dresden. Da das Corpus Juris Civilis denen, die wenig oder gar kein Latein können, und doch Juristen seyn wollen, sehr dunkel und unverständlich ist: so ist der Herr Dr. Samuel Christoph Rodigast entschlossen, dasselbe in deutscher Sprache, unter dem Titel: Deutsches Corpus Juris Civilis Justinianeo-Casuale, worinn aus allen Paragraphis, welche das Corpus Juris Civilis vom Kaiser Justiniano in Deutschland eingeführet, in sich begreifet, gleich der Casus und des Gesetzgebers Meinung hierinnen abgefasset, ans Licht zu stellen. Er hat dieses in einem Avertissement von einem bereits im Drucke habenden Corpore Juris Civilis Justinianeo-Casuali, so er doch per Subscriptiones erst drucken lassen will, der gelehrten Welt kund gemacht. Mit denen Institutionibus will er den Anfang

machen. Er wird einen jeden Paragraphum mit Casibus erläutern, die römischen Gebräuche und Rechte mit berühren, den heutigen Proceß, und was noch in Deutschland gebräuchlich, mit einschieben, und endlich lehren, was in einer jeden Sache vor eine Klage müsse angestellet werden. Er wird es dabey nicht lassen, sondern, wofern es Gottes Wille, das ganze Corpus Juris auf diese Art in deutscher Sprache durchgehen, und uns also ein Werk liefern, das, wie er ausdrücklich sagt, für Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Weltliche seyn wird. Wir wollen dem Herrn Dr. Rodigast hierinnen eben nicht widersprechen; doch müssen wir bekennen, daß wir nicht fähig, den Nutzen seiner Absicht einzusehen. Er will die Stümper erbauen, die kein Latein können, und so klug von Academien wieder herkommen, als sie hingegangen. Uns deucht aber daß diese Armselige nicht verdienen, daß man sich ihrentwegen eine Mühe gebe, die eben darum vergeblich seyn muß, weil das Corpus Juris Leuten, die in der Vernunftlehre, Moral und Politik Fremdlinge sind, und weder die Historie, noch Alterthümer, noch Verfassung der Römer wissen, in alle Ewigkeit unverständlich

und ein Räthsel bleiben wird, und wenn es gleich tausendmal ins Deutsche übersetzet. Es wird also die Uebersetzung des Herrn D. Rodigasts diese Tröpfe eben so klug machen, als jenen Esel das Psalterbuch, so ihm Eulenspiegel in die Krippe legte, und wenn es hoch kömmt, uns so viele stolze Zungendrescher, als die Postillen unnütze Schwätzer, geben. Wir leugnen indessen nicht, daß das Vorhaben des Herrn D. Rodigasts seinen Nutzen haben könne, ob wir gleich nicht begreifen, worinnen er bestehe; aber wir besorgen, daß sich wenige entschliessen werden, den verlangten Vorschuß zu thun. Die meisten werden sich an dem Titel des Werks stoßen, und nicht viel Gutes von denen Anmerkungen eines Mannes versprechen, der so übel berahten ist, daß er sich einbildet, Justinianus habe das Corpus Juris in Deutschland eingeführet. Das Avertissement wird sie in diesem Mißtrauen stärken: Denn der Herr Dr. Rodigast giebt in demselben einen sehr magern Begriff von seiner juristischen Weisheit. Er theilt uns einen so andächtigen Abriß einer Historie der Rechte mit, daß es läßt, als wolle er predigen, und was er vorbringt, könnte mit Fug ein vollständiger Auszug aus dem Evangelio am er-

sten Weihnachtstage heissen, wenn er nicht schändlich vergessen, zu melden, daß zu der Zeit, als Christus gebohren, Cyrenius Landpfleger in Syrien gewesen. Von der seligmachenden Kraft, die er dem Gesetze Mosis beyleget, wollen wir nichts erwehnen; es muß dieses nohtwendig vielen bedenklich vorkommen. Nur merken wir noch an, daß das Avertissement so verworren und undeutsch geschrieben, daß viele daher auf die Gedanken kommen werden, der Herr D. Rodigast sey eben so ungeschickt das Corpus Juris in gut Deutsch zu übersetzen, als dasselbe mit nützlichen und gelehrten Anmerkungen zu erläutern. Wir unsern Orts haben eine bessere Meinung von diesem gelehrten Manne. Wir wissen, daß die Menschen in ihren eigenen Sachen blind, und in fremden sehr scharfsinnig sind; und zweifeln also nicht, der Herr Dr. Rodigast werde fremde Gedanken weit zierlicher, deutlicher und ordentlicher ausdrücken, als seine eigene. Um alle Welt von dieser Geschicklichkeit zu überführen, wäre es, unsers Erachtens, übel gethan, wenn der Herr D. Rodigast etwan den §. 3. Inst. Qui, et ex quibus causis manumittere non possunt, zur Probe ins Deutsche zu übersetzen belieben wollte. Er könnte bey der

Gelegenheit über die Worte: Saepe enim de facultatibus suis amplius, quam in his est, sperant homines, eine christliche Betrachtung anstellen, die gewiß nicht ohne Frucht seyn würde.

No. 3.

Hamburg. Es ist neulich, wir wissen nicht wo, eine Schrift von 4 Bogen in Quart herausgekommen, in welcher der Verfasser, der sich Martin Albrecht nennet, unser, wie er spricht, unverworrenes, undeutsches, und Pferdemäßig getroffenes Raisonnement über des Herrn Dr. Rodigasts deutsches Corpus Juris Civilis Justinianeo-Casuale, zu widerlegen bemühet ist. Die Schreibart und ganze Einrichtung dieser lächerlichen Schrift zeiget klärlich, daß sie ein Werk des Herrn Dr. Rodigasts sey. Dieser ehrliche Mann kann nicht leiden, daß wir andere Gedanken von seiner Fähigkeit haben, als er selbst. Er hat sich das Urtheil, so wir von seinem vorhabenden deutschen Corpore Juris gefället, zu schmerzlichem Gemühte gezogen, und gebehrdet sich desfalls so übel und ungezogen, daß man darüber erstaunen muß. An

seiner Geschicklichkeit zweifeln, ist nach seiner Meinung, ein Verbrechen, so den Tod verdienet. Er spricht uns auch wirklich an unterschiedenen Orten das Leben ab. Er will uns ersäufen. Er will uns, wie alten Hexen, verbrannt wissen, und haben wir es nicht anders als ein besonderes Zeichen seiner Großmuht anzusehen, daß er uns endlich so weit begnadiget, daß uns nur unsere blasphematische Zunge abgeschnitten, und ein K. vor unsere verwegene Stirn gebrannt werden soll. Wir wundern uns also gar nicht, daß er uns für Unchristen hält, und uns abtrünnige Julianer, wilde Säue, Hottentotten und Mahometaner nennet. Wir nehmen ihm dieses auch im geringsten nicht übel; sondern sagen ihm vielmehr hiemit öffentlich Dank, daß er uns und andern ein Lachen zubereiten wollen. Seine Unbescheidenheit soll uns nicht aus unserer Gelassenheit bringen, und es sey ferne von uns, daß wir ihn züchtigen sollten, wie er es verdient. Wir halten seinem gerechten Schmerz etwas zu gute, und beklagen von Herzen, daß er sich durch seinen Eifer so weit verleiten lassen, daß er durch eine lächerliche Ehrenrettung seine Schwäche noch deutlicher zu Tage geleget und, durch die derselben angehängte Probe

seiner Arbeit, unser von ihm gefälltes Urtheil bekräftiget. Wir machen uns ein Gewissen, ihm seine scheußliche und barbarische Schreibart vorzuhalten. Kein Schneidergeselle kann elender schreiben, als er. Er mag unserntwegen immerhin glauben, daß Justinianus das Corpus Juris 600 Jahr nach seinem Tode in Deutschland eingeführet, und der bekannte Irnerius, den er umtauft, und, aus Unwissenheit, den berühmten Irenium nennet, dasselbe 600 Jahr vor seiner Gebuhrt, auf Befehl des Justinianus, zuerst in Italien gelehret. Wir sind nicht bestellet, ihn klug zu machen. Wir wollen ihm auch nicht weiter abrahten, sein deutsches Corpus Juris ans Licht zu stellen. Wir sehen wohl, daß er keinen guten Raht annehmen will, und, nach der Beschreibung, die Horaz von einem unbärtigen Jüngling macht, monitoribus asper ist. Er meint, wir beneiden ihn, und will, uns und dem Teufel zum Trotz, sein deutsches Corpus Juris herausgeben. Wir freuen uns über diesen Entschluß; denn die Probe, die er uns von seiner Arbeit mitgetheilet, hat uns lüstern gemacht nach einem Werke, welches so viel zum Vergnügen und zur Gesundheit des menschlichen Ge-

schlechts beytragen wird. Wir schämen uns fast, daß wir ihm eine gute Erinnerung gegeben; und er kann glauben, daß es nimmer würde geschehen seyn, wenn wir uns hätten einbilden können, daß es so gar elend um ihn bestellet sey.

No. 4.

Es muß denen verkehrten Juristen durch die Seele gehen, wenn sie sehen, daß die geschicktesten und grössesten Männer ihres Ordens an denen neuen, verwegenen, ärgerlichen und gefährlichen Lehren, wodurch sie sich in der Welt groß machen wollen, keinen Theil nehmen. Gute Gemüther hergegen freuen sich darüber, nnd halten solche Rechtsgelehrte zwiefacher Ehren wehrt. Ein gottseliger Jurist stiftet durch das Mißfallen, so er über die bösen Lehren seiner unwürdigen Brüder bezeuget, mehr Gutes, als alle Gottesgelehrte durch die gründlichsten Widerlegungen, und verdienet die Hochachtung aller, die es mit der Wahrheit redlich meinen. Man findet, leider! zu diesen Zeiten nicht viele solcher Juristen; aber es giebt doch noch immer einige, die um so viel höher zu schätzen, je seltener sie sind. Wir haben für nöhtig gefunden, diesen kleinen Eingang zu

machen, da wir von der Schrift eines Mannes reden wollen, den man mit allem Fug unter die frommen und rechtschaffenen Juristen, deren Anzahl so klein ist, rechnen kann. Es ist bekannt, daß einige neuere Rechtsgelehrte, denen der löbliche Eifer, welchen christliche Obrigkeiten für die Erhaltung der reinen Lehre bezeugen, ein Dorn im Auge war, so weit verfallen, daß sie gelehret, die Obrigkeit sey nicht schuldig, für die Seligkeit ihrer Unterthanen zu sorgen. Diesem Irrthum, durch welchen viele verführet, ist von denen reinesten Lehrern unserer Kirche zwar beständig widersprochen; nimmer aber ist derselbe so gründlich widerleget worden, als in einer academischen Disputation, die den Titel führet: Dissertatio circularis januariana, de Jurisprudentia salutis civium aeternae rationem habente, Anno 1735 d. XXIX. d. m in Academia Rostochiensi ventilanda Praeside Academiae Rectore Ernesto Joh. Fried. Manzel. Jur. et Phil. Doct. Instit. Prof. Ord. et h. Fac. Jurid. Decano et Respondente Bernhardo Friederico Neucrantz Gustroviensi, Jur. Cult. Rostochii, typis Joh. Jacobi Adleri, Sereniss. Principis ect. Acad. Typographi, in Quart, 2 Bogen.

Der Herr Verfasser ist, wie man siehet, ein berühmter Lehrer der rostockischen Academie, der mit der Rechtsgelehrsamkeit die Philosophie und so genannten schönen Wissenschaften verbindet. Seiner vielen Disputationen nicht zu erwehnen: so hat man schon von ihm eine Erläuterung der Pandecten aus der Bibel, primas lineas juris naturae vere talis, eine Vernunftlehre, einen Versuch, wie weit man es in Uebersetzung lateinischer Poeten bringen könne, und viele andere Schriften, aus welchen allen ein scharfer Verstand, eine grosse Gelehrsamkeit und eine tiefe Einsicht in die wichtigsten Wahrheiten hervorleuchtet.

In gegenwärtiger Disputation behauptet er, daß die bürgerlichen Gesetze auch auf die ewige Seligkeit der Menschen ihre Absicht richten, und dieselbe zu befördern suchen. Die Materie ist reich und erbaulich, und erforderte just einen Mann, der zugleich ein Theologus und Juriste wäre. Der Herr Verfasser ist ein solcher Mann. Er hat vor diesem der Theologie eifrig obgelegen, und weiset jetzo durch sein Exempel, daß aus denen, die sich von der Theologie zur Jurisprudenz wenden, die besten Juristen werden. Es ist nicht

glaublich, daß solche Leute der Fluch treffen werde, der auf diejenigen geleget ist, so die Hand vom Pfluge ziehen. Das wäre ein schlechter Dank für die wichtigen Dienste, so sie der Kirche leisten. Wenigstens ist es billig, daß in Ansehung des Herrn Professor Manzels eine Ausnahme gemachet werde.

„Nachdem er den gemeinen Wahn, daß die Juristen böse Christen, kürzlich widerleget (posit. 1. 2.) beweiset er auf die bündigste Art, daß die Rechtsgelehrten auch für die ewige Seligkeit der Menschen sorgen. Sie dringen, spricht er, (posit. 3.) auf das suum cuique, und wollen also auch daß man die Pflichten gegen Gott beobachte. Die Fürsten, als Säugammen und Pfleger der Kirche, welches einer ihrer vornehmsten Titel, setzen Priester, und sehen dahin, daß der Gottesdienst zu der dazu bestimmten Zeit gehalten, und der Sabbath nicht entheiliget werde. (posit 4.) Sie haben auch Acht auf die Oerter und Gebäude, die zum Gottesdienst gewidmet sind. Sie sorgen für die reine Lehre. Sie lassen auf Concilien und Synodis die Wahrheit befestigen, und Libros Symbolicos, ohne welche keine Kirche bestehen kann, verfertigen, damit nicht ein jeder sich eine

eigene Religion mache; (ne quilibet pumilio proprium sibi faciat systema;) und zeigen also durch den Gebrauch ihres Rechts in Kirchensachen, wie lieb ihnen das Seelenheil ihrer Unterthanen sey (posit. 5). Er könnte, sagt hierauf der Herr Verfasser, (posit 6) untersuchen, wie weit diejenigen recht haben, die da sagen, daß die Jurisprudenz die ewige Seligkeit zum Endzweck habe, und zeigen, wie unbesonnen diejenigen handeln, die dem Fürsten eine gar zu große Gewalt über die Gewissen zuschreiben: Denn daß die Obrigkeit einige Gewalt darüber habe, würde kein Verständiger läugnen; allein er verspåret es auf eine andere Zeit. Nur, meint er, (posit 7) könne er nicht umhin, die Fragen zu berühren: Ob die Ketzerey ein Laster? Und was in Ansehung der Atheisterey Rechtens sey? Was die erste Frage betrifft: so sey zwar, spricht er, wenn alle Herrschaft über Gewissen wegfalle, eine jede Ketzerey überhaupt kein Laster, so die Ahndung der Obrigkeit verdiene, sondern eine Sache, darüber das Urtheil Gott allein zustehe: Aber daher folge nicht, daß ein jeder, ohne das Bürgerrecht zu verlieren, glauben könne, was er wolle; (quicquid in mentem et buccam

venerit;) sondern eine jede Republik könne durch ein Grundgesetz bestimmen, was für eine Religion gelten solle. Wer damit nicht zufrieden, müsse in eine solche Republik nicht kommen, oder, wenn er nicht wollte hinaus gestossen seyn, bey der angenommener Lehre bleiben. Dieses fliesse aus der Natur einer Gesellschaft, und die Obrigkeit, so Vermuhtung für sich hat, suche die Seligkeit ihrer Unterthanen, wenn sie keine fremde Religion leiden wolle."

„Was die andre Frage anlanget, so meint der Herr Verfasser, die Atheisterey sey ein strafbares Verbrechen, weil sie kein Fehler des Verstandes, sondern des Willens. Ein Atheiste muß also, nach seiner Meinung, nicht bloß aus dem Lande gejagt, sondern am Leben gestraft werden; und wer anders denket, sagt er, ist ein Feind Gottes. (posit 8) Hierauf thut der Herr Verfasser den christlichen Wunsch, daß doch die bürgerlichen Gesetze kräftig genug seyn möchten, allen Lastern zu steuren. Er meint, wenn dieses wäre, so sollten gewiß mehr Leute, als jetzo, auch wider ihren Willen, (inviti quasi) in dieser und jener Welt glücklich seyn. Er gestehet, daß das Amt der Rechtsgelehrten eigentlich nur sey, dasjenige

zu strafen, wodurch die menschliche Gesellschaft offenbar beunruhiget, und die Ehre Gottes verletzet wird: doch meint er, wenn sie dieses thäten; so machten sie doch, daß viele aus Furcht der Strafe als gute Bürger lebten, und indem sie bey der Gelegenheit (occasionaliter) eine Liebe zur Tugend bekämen, gleichsam bey der Hand zum Himmel geleitet würden. (posit. 9) Bey dieser Gelegenheit beklagt der Herr Verfasser, daß die Materie de infamia noch nicht recht ausgebessert sey. Ihm mißfällt daran zweyerley: 1) Daß die Infamia facti heutiges Tages ganz aus der Mode komme. Er glaubt, wenn die Laster, so diese Art der Schande wirken, nur besser gestraft würden, so würden viele erst gezwungen, hernach freywillig ihre Sitten ändern. 2) Daß die Infamia Juris zu weit gehe, und die Besserung unmöglich mache. (posit. 10) Ist indessen die Lehre de Infamia mangelhaft: so ersetzet die Jurisprudentia criminalis diesen Mangel überflüßig. Die gehet ganz und gar dahin, daß die Menschen durch die Furcht der Strafe vom ewigen Verderben zurück gehalten werden mögen. Die Sache braucht keines Beweises; denn ein jeder weiß, daß von Jugend auf die

Liebe zur Tugend durch die Furcht der Strafe in ihm erreget worden, und daß er dieser Furcht, wodurch er im Guten bekräftiget, seine Glückseligkeit zu danke habe. (posit. 12)"

Man siehet hieraus, daß die Juristen für die Seligkeit der Menschen eine ungemeine Sorge tragen; noch besser wird man aber davon überführet werden, wenn man mit dem Herrn Verfasser bedenket, wie löblich sie die gar zu grosse Gewalt, so die alten Römer über ihre Kinder und Knechte gehabt, eingeschränket (posit. 12) Wie sorgfältig sie die Schwerenden vor dem Meyneide warnen. (posit. 14) Wie sehr sie, da man ohne Seelengefahr nicht in immerwährendem Hasse und beständiger Unversöhnlichkeit leben kann, die Injurienklagen zu mindern und abzukürzen bemühet sind. (posit. 15 16) Und wie behutsam sie sind, Leute zum Zeugnisse zu lassen, von denen zu vermuhten, daß sie, aus Liebe zu einer der streitenden Partenen, falsch zeugen, und also einen Meyneid begehen möchten. (posit. 17) Insonderheit aber leuchtet die Seelensorge der Juristen aus ihrer Aufführung gegen die zum Tode verdammten Uebelthäter hervor. Sie verhüten, daß ein solcher durch eine gar zu harte

und langsame Todesstrafe nicht zur Verzweifelung gebracht werde, und geben ihnen Zeit, sich zum Tode anzuschicken. (posit. 18) Der Herr Verfasser berufet sich, was den letzten Punkt betrifft, 1) auf die Halsgerichtsordnung, und 2) auf das Exempel der Juristen Facultät zu Rostock, die alle ihre Todesurtheile folgendergestalt abfasset: Daß Inquisit, wenn er zur Erkenntniß seiner Sünden gebracht, und mit dem heiligen Abendmahl versehen, mit dem Schwerdte 2c. vom Leben zum Tode zu bringen. Indessen, setzt der Herr Verfasser hinzu, folge aus dieser Formul nicht, daß es unrecht, einen Unbußfertigen hinrichten zu lassen, und sey es der Facultät erschrecklich zu vernehmen gewesen, daß Anno 1732 ein leichtfertiger Vogel (quendam nebulonem) derselben mißbrauchen wollen. Es sey aber dieser Bube, dem allen ungeachtet, ohne weitern Aufschub, unbereitet abgethan worden, und das von Rechts wegen. (posit. 19, 20) Schließlich erweiset der Herr Verfasser seinen Satz durch die geistlichen Strafen, die, wie er meint, ganz medicinisch, und auf nichts, als die Rettung der Seelen, zielen, (posit. 22) und sagt, er habe noch von unterschiedenen Puncten handeln wollen, in welchen die

Rechte die Seelen in Gefahr setzen, und also einer Ausbesserung benöthiget wären: allein das möchten andere thun, die mehr Zeit hätten. Er wolle nur noch mit einem Worte erwehnen, daß, in Ansehung der Testamente, die Gesetze selbst Ursache wären, quod quilibet non moriatur Johannes Evangelista. (posit. 23)"

Dieses ist der Inhalt der Disputation des Herrn Professor Manzels, die gewiß alles Lobes wehrt ist. Der Herr Professor behauptet in selbiger einen Satz, der in viele wichtige Wahrheiten einen grossen Einfluß hat, und also einer so gründlichen Ausführung vor andern wehrt war. Indessen wird, allem Ansehen nach, der Herr Professor Manzel bey denen bösen Juristen mit seiner Disputation schlechten Dank verdienen. Es soll, wie wir vernommen, Leute geben, die sehr vieles wider dieselbe einzuwenden haben. „Der Herr Professor Manzel," sollen sie sagen, „hat sehr unrichtige Begriffe von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft, der Gesetze und der Tugend. Er glaubt, daß man bey Aufrichtung der Republiken auch an die ewige Seligkeit gedacht, daß die Gesetze zu Erlangung der Seligkeit etwas beytragen können, und daß die Furcht der Strafe eine Liebe

zur

zur Tugend wirke. Dahero hält er es für ein löbliches und nöhtiges Werk, daß die Obrigkeit für die Seligkeit ihrer Unterthanen sorget, und dieselbe durch ihre Gesetze fromm zu machen suchet. Er muß aber wissen, daß dieses ein irriger Wahn, wie schön er auch von aussen gleisset. Der Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft ist nichts anders, als äusserliche Ruhe und Sicherheit, und folglich nur der unterste Grad der zeitlichen Glückseligkeit. Wenn die Obrigkeit die ihr aufgetragene Macht zu Erhaltung dieses Endzwecks anwendet, hat sie ihrer Pflicht ein Genüge gethan. Sie ist nicht bestellet, das Seelenheil ihrer Unterthanen zu befördern. Dasjenige, so uns selig macht, ist der Glaube. Der Glaube bestehet in Begriffe. Begriffe gehören zum Verstande, und der Verstand ist keinen Gesetzen unterworfen. Die Obrigkeit kann also den Glauben, ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen, nicht in den Herzen ihrer Unterthanen wirken. Der ist und bleibet eine Gabe Gottes, und kömmt aus der Predigt; die Obrigkeit aber prediget nicht. Es ist auch nicht zu vermuhten, daß der Herr Professor Manzel so wunderliche Dinge von ihr verlange. Er will nur, wie man siehet, daß

die Obrigkeit den Lastern steure, und ihre Unterthanen durch die Furcht der Strafe von solchen Thaten abhalte, die die Hölle verdienen. Auf die Art, meint er, müßten die Leute nohtwendig in den Himmel kommen: Und er hat recht: Denn wo wollten sie sonst wohl hin, wenn sie nicht in die Hölle kommen? Aber es ist Schade, daß die Obrigkeit nicht verbunden, sein Begehren zu erfüllen, weil er unmögliche Dinge von ihr fordert. Alles, was die Obrigkeit thun kann, ist, daß sie die Verbrechen straft, und durch ihre Gesetze die Unterthanen von Begehung äusserst böser und der Ruhe des Staats nachtheiliger Thaten abhält. Diejenigen nun, die sich aus Furcht der Strafe solcher Thaten enthalten, heissen gute Bürger; aber vom Himmelreich sind sie weit entfernet. Ihre Enthaltung vom Bösen hat nichts, als die Furcht der Strafe, zum Grunde, und ist also keine wahre Tugend. Die wahre Tugend hat einen höhern Ursprung. Sie fliesset aus dem Glauben, ist eine Wirkung des Geistes Gottes, und wird durch Galgen und Rad schlecht befördert, was auch der Herr Professor Manzel von der Jurisprudentia criminali für hohe Begriffe hat. Der Herr Professor klagt ja (posit. 9) selbst,

daß die bürgerlichen Gesetze nicht zureichend sind, alle Laster auszurotten. Er gestehet ja, daß nur das, so die bürgerliche Gesellschaft offenbar beunruhiget, eigentlich vor die Juristen, oder vor die Obrigkeit, gehöre. Wie ist er denn so übel berathen, daß er, dem allen ungeachtet, glaubt, es sey möglich, die Leute wider ihren Willen selig zu machen, und die Liebe zur Tugend könne durch die Furcht der Strafe erwecket werden? Er ist gewiß der einzige vernünftige Mann, der dieses glaubt. Warum thut er (posit. 10) den Vorschlag, die Obrigkeit solle, um die Infamiam facti, die sie gar nicht angehet, aufrecht zu erhalten, auch wider die Laster, die jetzo ungestraft begangen werden, heilsame Verordnungen machen? Glaubt er denn recht im Ernst, daß die Laster, Schwachheiten und Fehler, so die äusserliche Ruhe nicht stöhren, und also, ihrer Natur nach, der Erkenntniß des Richters nicht unterworfen, durch Strafgesetze können aus der Welt verbannet werden? Oder meint er, daß, wenn gleich die Menschen, aus Furcht der Strafe, diesen Gesetzen aufs genaueste nachlebten, diese äusserliche Enthaltung von gewissen Lastern sie selig machen, und den Namen einer wahren Tugend

verdienen werde? Die wahre Tugend leidet keinen Zwang, und so bald hört sie nicht auf frey-willig zu seyn, so ist sie keine wahre Tugend mehr. Zwar meint der Herr Professor Manzel, die Obrigkeit könne es ihren Unterthanen so nahe legen, und sie mit Strafen so lange scheeren, daß sie endlich aus Verdruß und Verzweifelung sich entschliessen müssen, rechtschaffen fromm zu werden: (multi primum coacti, et mox lubentes aliam vitam aliosque mores eligerent). Aber man siehet wohl, daß er die menschliche Natur nicht kennet. So treuherzig wird auch der klügste und strengste Regent seine Unterthanen nicht machen. Sie wissen schon andern Raht. Beschneidet er ihnen durch seine verdrießlichen Gesetze die Freyheit, ihren Lüsten öffentlich nachzuhängen, so thun sie es heimlich. Und dieses ist nicht so beschwerlich, als man glaubt. Man gewinnet immer dabey. Jene Dame in Spanien wünschte, daß doch das Caffee-Trinken Sünde seyn möchte. (qu'il y eût un peu de peché à prendre du Caffé) Sie meinte, er würde ihr um so viel besser schmecken. Und sie hatte recht. Die Kenner behaupten, daß nichts so geschickt sey, eine Lust recht empfindlich zu machen, als ein kleines Ver-

bot; und Paulus sagt selbst: Ich wüßte nichts von der Lust, wenn das Gesetz nicht gesaget, laß dich nicht gelüsten. Da nun die Menschen, wie die Erfahrung lehret, so geartet sind: so kann die Obrigkeit auch durch die schärfsten Gesetze wider die Laster nichts zur Seligkeit der Menschen beytragen. Die Menschen, wie fromm sie sich auch von aussen stellen, bleiben doch Menschen, und legen die bösen Neigungen, die ihnen so natürlich, und Gott so mißfällig sind, nicht ab, die Obrigkeit mag anfangen, was sie will. Warum verlangt man denn, daß die Obrigkeit ihre Unterthanen der Natur zum Trotz, mit Gewalt selig machen soll? Sie wird wenig ausrichten, wo sie nicht die Kunst erfindet, die Menschen umzugiessen. Durch ihre Gesetze wird sie das menschliche Herz nimmer von allen sündlichen Begierden säubern. Sie mag noch so ernstlich befehlen, daß ihre Unterthanen ihr Herz von allen irdischen Dingen abziehen, und nur nach dem trachten sollen, das droben ist. Es bleibt darum doch wohl beym Alten, und ein solcher Befehl würde nicht viel klüger heraus kommen, als wenn sie allen ihren Unterthanen bey willkührlicher Strafe verbieten wollte, krank zu seyn. Der Kaiser Clau-

dius trieb seine landesväterliche Fürsorge so hoch, daß er durch ein eigen Edict seine Römer anwies, die Weinfässer wohl zu verpichen, und ihnen kund machte, daß der Saft vom Taxus ein unvergleichlich Mittel wider den Schlangenbiß wäre. Man wird nicht leicht Regenten finden, die da Lust hätten, diesem blöden Prinzen gleich zu werden: Aber so bald sie die Gränzen ihres Amts überschreiten, und unnütze und lächerliche Gesetze geben, sind sie es vollkommen. Diejenigen nun, so ihnen dieses nachreden, erweisen ihnen eine schlechte Ehre. Der Herr Professor Mantzel thut es; aber zu allem Glücke beweiset er nicht, was er sagt, und hat die Gesetze, die ihm Anlaß dazu gegeben, nicht recht eingesehen. Denn 1) das suum cuique, worauf die Juristen dringen, gehet nur auf die Pflichten gegen andere Menschen. Die Pflichten gegen Gott können darum nicht mit darunter begriffen seyn, weil sie sich auf die Begriffe gründen, so die Menschen sich von dem Wesen und Willen Gottes machen. Diese Begriffe sind aber den Gesetzen nicht unterworfen, und folglich haben sich die Juristen, so ferne man sie als Leute betrachtet, die die Gesetze erklären, um die daher fliessenden Pflichten nicht zu bekümmern

mern. 2) Das Jus circa Sacra hat mit der Seligkeit der Menschen nichts zu thun, sondern gehet nur auf äusserliche Zucht und Ordnung. Hat die Obrigkeit manchmal zu weit gegriffen: so taugt es nicht, und wird sie die Seligkeit der Menschen schlecht dadurch befördert haben. 3) Die Obrigkeit kann ihre guten Ursachen haben, warum sie eine Lehre nicht dulden will; aber verbietet sie dieselbe nur darum, weil sie falsch ist: so mißbraucht sie ihrer Gewalt, und hilft niemand dadurch in den Himmel, ob gleich der Herr Professor Manzel meint, die Obrigkeit habe in diesem Falle die Vermuhtung vor sich, welches ein Satz ist, der die Verfolgung der Hugonotten in Frankreich rechtfertiget. 4) Ob gleich die Atheisterey, überhaupt zu reden, kein Fehler des Willens, wie der Herr Professor Manzel meint, sondern nur ein Irrthum ist: so kann doch die Obrigkeit einen Atheisten, nach Befinden, auch am Leben strafen: aber wenn sie es thut, so thut sie es nicht aus einer Sorge für die Seligkeit ihrer Unterthanen, sondern aus andern Ursachen: und thut sie es nicht, so wird sie dadurch keine Feindinn Gottes. 5) Die gar zu grosse Gewalt der Römer über das Leben ihrer Kinder und Knechte

war schon eingeschränkt, ehe die Kaiser für die Seligkeit ihrer Unterthanen sorgten. Wenigstens glaube ich nicht, daß der Kaiser Antonius, auf welchen sich der Herr Professor Manzel beruft, daran gedacht habe; denn der war kein Christ. 6) Die Warnung vor dem Meineide geschicht nicht, um die Seele des Schwerenden zu retten; sondern nur zu verhindern, daß der Eid, der ein Ende alles Haders ist, nicht Anlaß zu einem ungerechten Urtheile geben möge. Wenn ein Richter gleich in seinem Herzen überführet ist, daß einer falsch schweren werde: so kann er doch einem solchen, wenn er sonst nach denen Gesetzen zum Eide zu lassen, und schweren will, das Schweren nicht verbieten. Er kann, als ein Christ, für einen solchen beten, und sich über seine Bosheit betrüben. Aber als Richter bekümmert er sich nicht, wo seine Seele bleibt. 7) Daß die Juristen die Injurienklagen abzukürzen, zu mindern, und gar abzuschaffen bemühet sind, ist darum löblich, weil die Leute dadurch von unnützen Processen abgehalten werden, und ihr Geld behalten; aber es nützet nicht zur Seligkeit. Empfindlichkeit, Haß und Rachgierde werden dadurch nicht ausgerottet; vielmehr die Beleidigten, wenn

sie kein Gehör beym Richter finden, zur Selbstrache, und folglich zur Sünde, gereizet. 8) Daß gewisse Personen nicht zum Zeugnisse gelassen werden, geschicht darum, weil das Zeugniß solcher Leute, von welchen wahrscheinlich zu vermuhten, daß sie falsch zeugen werden, nichts zur Entdeckung der Wahrheit beyträget, und nichts beweiset. Es ist dieses was altes, und gebräuchlich gewesen, ehe noch die Zeugen ihre Aussagen eidlich thaten, und also ehe man an die ewige Seligkeit gedachte. 9) Daß man denen verdammten Missethätern Zeit lässet, sich zum Tode zu bereiten, und dieselben nicht durch eine gar zu harte und langsame Todesart quälet, geschicht nicht aus einer Sorge für die Seligkeit dieser Leute, sondern nur, um die Nachrede einer Grausamkeit zu vermeiden. Gar zu harte und unmenschliche Todesstrafen machen das Volk murren, und bewegen es zum Mitleiden gegen diejenigen, so damit beleget werden. Und was die Vorbereitung zum Tode anlanget; so wird sie in der peinlichen Halsgerichtsordnung der Willkühr des Verurtheilten lediglich überlassen. Die Erinnerung an die Priester, was sie einem solchen vorsagen sollen, gehöret nicht zum Gesetze; sondern rühret

aus einer unnöhtigen Fürsorge des Concipienten her. 10) Die Formul, deren sich die juristische Facultät zu Rostock in ihren Todesurtheilen bedienet, zeiget klärlich, daß die Glieder dieser Facultät christliche Juristen sind; aber sie beweiset nicht, daß es nöhtig sey, ein Todesurtheil mit so andächtigen Clausuln auszuzieren, die da, wie der Kerl, von dem der Herr Professor Manzel redet, gar artig gewiesen, und er selbst bekennet, nichts heissen. 11) Die so genannten geistlichen Strafen können eine gar feine äusserliche Zucht seyn; ob aber viele Seelen dadurch gerettet worden, ist eine andere Frage, u. s. w."

Dieses sind ohngefehr die Einwurfe, die uns wider die Disputation des Herrn Professor Manzels zu Ohren gekommen sind. Wir wissen wohl, daß sie wenig zu bedeuten haben, und nichts als elende Sophisterenen sind: Aber wir haben sie doch anführen wollen, um dem Herrn Professor Gelegenheit zu geben, denen Schwätzern, die sich nicht schämen, solch Zeug vorzubringen, das Maul zu stopfen. Es ist ihm dieses ein leichtes, und wir wünschen, daß er es, so bald möglich, thun möge. Er wird sich die gelehrte Welt ungemein dadurch verbinden. Aber was wäre es

nicht für eine herrliche Sache, wenn es dem Herrn Professor Manzel gefallen wollte, die Kunst, wie man die Leute wider ihren Willen selig machen könne, in ein heller Licht zu setzen? Wir ersuchen ihn hiemit, wo es seine Verrichtungen zulassen, darauf bedacht zu seyn. Die Zeit von Jacobi bis Bartholomäi, da doch vermuhtlich in Rostock nicht gelesen wird, wäre, unsers Erachtens, sehr bequem dazu.

In dem Programmate, welches der Herr Professor Manzel zu dieser Disputation gemacht, handelt er, wie Titel und Augenschein weiset, obiter de cura et studio brevitatis.

Er beweiset gründlich, daß man nicht zu kurz und nicht zu weitläuftig schreiben müsse, und meldet zum Beschluß, daß die rostockische Academie beschlossen habe, hinfort monatlich (menstruatim) eine Disputationem circularem halten zu lassen. Der Herr Manzel, als jetziger Rector Magnificus, hat mit dem Jahre den Anfang gemacht, und daher heisset seine Disputation auch Dissertatio Januariana. Wir können hiebey nicht unerinnert lassen, daß es nicht nöhtig gewesen, das Wort Januarius in ein bey den Lateinern unerhörtes adjectivum zu verwandeln. Die Na-

men der Monate sind im Lateinischen schon adjectiva. Wir hoffen, der Herr Professor werde diese Erinnerung nicht übel nehmen. Er wird finden, daß sie gegründet.

No. 4.

Hamburg. Da wir mit vieler Befremdung vernehmen müssen, daß der Herr Professor Manzel in Rostock es sehr hoch empfunden, daß wir uns die Freyheit genommen, einige wider seine neuliche Circulardisputation gemachte Einwürfe in das XXII. Stück unserer Nachrichten einzurücken: so haben wir für nöhtig erachtet, ihn hierdurch nochmal öffentlich zu versichern, daß wir an gedachten Einwurfen keinen Theil nehmen. Wir hoffen, diese Erklärung werde hinlänglich seyn, den Herrn Professor zu bewegen, daß er seinen wider uns gefaßten Unwillen fahren lasse, und das um so viel mehr, weil wir nicht begreifen können, was ihm die Bekanntmachung einiger bescheidenen Einwürfe für Schaden bringen könne. Stehet es doch bey ihm, dieselbe aufs nachdrücklichste zu widerlegen: Unsere Blätter sind zu seinen Dien-

sten; und, wenn er die Güte haben will, uns seine Antwort zuzuschicken, so erbieten wir uns, dieselbe in unsere Nachrichten einzurücken. Dieser Vorschlag scheint uns billig zu seyn, und der Herr Professor wird wohl thun, wenn er denselben annimmt. Es ist immer rühmlicher, auf Einwürfe zu antworten, als sich über den geringsten Widerspruch zu entrüsten, und die Welt ist so arg, daß sie, so bald sie siehet, daß einer böse wird, urtheilet, er getraue sich nicht, seine Sache mit Vernunft auszumachen.

No. 5.

Kiel. Man siehet allhier eine mit vieler Gelehrsamkeit und Lebhaftigkeit abgefassete critische Schrift unter dem Titel: Anmerkungen in Form eines Briefs über den Abriß eines neuen Rechts der Natur, welchen der (S. T.) Herr Professor Manzel zu Rostock in einer kleinen Schrift, die den Titel führet: Primae Lineae Juris Naturae vere talis, secundum sanae rationis principia ductae, der Welt mitgetheilet. Kiel, 1735. in Octav, 11 Bogen. Der ungenannte Herausgeber dieser Anmerkungen versichert, daß selbige schon beynahe vor zehn Jahren auf Veranlassung eines gelehrten mecklenburgischen Cavaliers zu Papier gebracht; nachdem sie ihm aber unvermuhtet in die Hände gerahten, von ihme in der Absicht zum Druck befördert worden, damit der Herr Professor

Mangel die versprochene weitere Ausführung seines ganz neuen Rechts der Natur, worauf man so lange gewartet, der Welt endlich mittheilen möchte. Wir würden dem geneigten Leser gerne einen Auszug von dieser Schrift geben, wenn die Einrichtung derselben solches erlaubte, und die wenigen Blätter nicht mit grösserm Vergnügen in ihrem Zusammenhange zu lesen wären. Doch können wir uns nicht entbrechen, eine Stelle anzuführen, woraus des Herrn Verfassers Urtheil von des Herrn Professor Manzels Schrift, welche diesem Werke angehänget ist, ohnschwer zu ersehen seyn wird. Die eigenen Worte desselben lauten, wie folgt: Er (Herr Manzel) will das Recht der Natur ausbessern. Er will die darinn vorkommenden Streitigkeiten schlichten: Er schreibt zu dem Ende ein Jus Naturae vere tale. Und nun kommt er, und sagt, es wäre eine Thorheit, aus diesem Jure Naturae vere tali etwas auf unsern jetzigen Zustand zu appliciren. Warum hat er uns denn dieses Jus Naturae vere tale so mühsam erkläret? Warum mühlet er denen, so gelehrter als er sind, zu, daß sie weiter über dieses Jus Naturae vere tale, von welchem er uns von der Hand nur einen groben Abriß mitgetheilet, medi-

tiren sollen? Was soll es uns vor Trost geben, daß wir wissen, was der erste Mensch gemacht? Die Erkenntniß des Zustandes, in welchem sich unsere ersten Eltern befunden, trägt nichts zu unserer Wohlfahrt bey; sondern diese wird, nach dem eigenen Geständniß des Herrn Manzels, besser durch eine vernünftige Betrachtung unsers jetzigen Zustandes befordert. Alle, so bishero das Jus Naturae gelehret, haben (Alberti und Strimesius ausgenommen) diese Betrachtung zum Grunde geleget; und also ist es sehr unnöhtig, daß der Herr Professor darüber eifert, daß man aus seinem ächten Jure Naturae Sätze borge, da man doch die menschliche Natur, wie sie nun ist, ansehen sollte.

Gefällt es ihm aber nicht, die auf diese vernünftige Betrachtung der menschlichen Natur, wie sie jetzo ist, erbauete Wissenschaft ein Recht der Natur zu nennen: so kann man ihm seinen Willen lassen. Er nenne sie, wie er will; nur sey er so gut, und verschone uns mit seinem Jure Naturae vere tali. Das kann uns nichts helfen. Der Herr Professor äffet uns damit.

Er stellet sich, als wenn er uns in das Innerste des Rechts der Natur (intimaque juris naturae penetralia, wie er in der Vorrede

redet,) führen wolle. Er fordert alle Gelehrten auf, das, was er geschrieben, zu überlegen, und ihre Gedanken darüber zu eröffnen, damit man endlich zu einer Gewißheit komme und viele sonst unsterbliche Streitigkeiten ihre Endschaft erreichen möchten. Wer dieses lieset, der denket, der Herr Professor Manzel wolle diejenige Wissenschaft, die wir insgemein das Recht der Natur nennen, auf einen andern Fuß setzen, und zu einer grössern Gewißheit bringen. Denn diese Wissenschaft muß es unstreitig seyn, über deren Verwirrung er in der Vorrede klagt; weil, ehe seine primae lineae Juris naturae vere talis zum Vorschein gekommen, niemand an sein Jus naturae vere tale gedacht. Allein der Ausgang giebt es, daß dieses dem Herrn Professor niemalen in den Sinn gekommen. Er gedenket des Juris Naturae, womit er uns bisher beholfen, in seiner ganzen Schrift kaum zweymal, und sagt nichts mehr von demselben, als daß es nicht das rechte Jus Naturae sey. Er bessert und bauet also nicht, sondern reisset nieder. Er verwirft unser altes Jus Naturae, und bringt ein ganz neue zum Vorschein. Doch will er nicht, daß wir uns nach demselben richten sollen. Er erlaubt uns bey dem alten zu bleiben;

nur meint er, man müsse es nicht ein Recht der Natur, sondern ein natürliches Recht nennen. Eine wichtige Anmerkung, die wohl wehrt ist, daß die ganze Schaar der Gelehrten derselben weiter nachsinne!

No. 6.

Auszug aus dem XLIXsten Stücke der hamburgischen Berichte auf das Jahr 1755.

Rostock vom 12ten Junius. Hieselbst siehet man eine Schrift unter folgendem Titel: Anmerkungen in Form eines Briefes über den Abriß eines neuen Rechts der Natur, welchen der Herr Professor Manzel zu Rostock in einer kleinen Schrift, die den Titel führet: Primae lineae juris naturae vere talis, secundum principia sanae rationis, der Welt mitgetheilet. Kiel, 1755. in Octav. 10 Bogen. Der hiesige Herr Professor Manzel hat vor zehn Jahren obige Schrift auf 2 Bogen herausgegeben, welche der Autor besagter Anmerkungen zu widerlegen sich Mühe giebt. Der Herausgeber dichtet, als sey diese Widerlegung auf

Veranlassung eines mecklenburgischen Edelmanns schon vor 10 Jahren veranlasset, und nun, ohne Wissen des Verfassers und des Edelmanns, an welchen solche übersandt worden, dem Drucke von ihm übergeben. Ein jeder ersiehet aber leicht, daß der Herausgeber auch der Verfasser, und die Schreibart in der Vorrede eben dieselbe sey, welche der Verfasser in dem Werke selbst führet. Da nun der Autor dieser Anmerkungen sich viele Mühe gegeben hat, seinen Namen zu verhehlen, auch daher auf der Schrift einen Ort des Drucks setzen lassen, wo es eben so wenig, als hier zu Rostock, gedruckt worden ist, imgleichen auch in der Unterschrift des Briefes dem Leser den blauen Dunst vor die Augen machen will, als wäre diese Schrift Anno 1726 zu Schwerin verfasset worden, beydes aber, ungezweifelten Nachrichten zu Folge, unwahr, und von dem Autore nur aus der Ursache ersonnen worden ist, um seine mit vielen Verkleinerungen und Anzüglichkeiten angefüllte Schrift desto freyer bekannt zu machen, oder wohl andern gelehrten Männern zu Schwerin oder Danzig solche anzubringen und anzudichten: so wird man den Verfasser so lange unter die Lucifugas rechnen, und diese Schrift unbeantwortet lassen, bis

der Verfasser, oder Herausgeber, welcher selbst in der Vorrede setzet, daß der Vater dieses namlosen Kindes sich nicht zu schämen habe, seinen Namen genannt haben wird.

No. 7.

Hamburg. Nachgesetzten Brief und Aufsatz hat man diesen Blättern einzurücken um so weniger Bedenken tragen dürfen, als solche nichts als bloß eine Verantwortung auf dasjenige in sich enthälten, was der Herr Professor Manzel in einem andern hiesigen wöchentlichen Blatte wider den Herausgeber der Anmerkungen über den Abriß eines neuen Rechts der Natur zu sagen beliebet hat. Der Inhalt ist folgender:

Mein Herr,

„Ich habe vor einiger Zeit beygehenden Aufsatz dem Herrn Verfasser der hamburgischen Berichte zugeschicket, und ihn ersuchet, solchen entweder seinen Blättern einzuverleiben, oder Ihnen zuzustellen. Da derselbe nun, wie ich sehe, keines von beyden gethan hat: so nehme ich mir die Frey-

heit, Ihnen dasjenige, was ich gegen das trotzige Manifest des Herrn Manzels bekannt zu machen, nöhtig finde, selbst zuzusenden, in der Hoffnung, Sie werden kein Bedenken tragen, es in Ihre Nachrichten einzurücken. Ich werde Ihnen für solche Gefälligkeit sehr verbunden seyn, und mich glücklich schätzen, wenn ich Gelegenheit haben werde, Ihnen zu zeigen, daß ich sey,

Mein Herr,

Ders

Kiel, den 6. Julii, 1735.

ergebener Diener.

Da man aus dem 49ten Stücke der hamburgischen Berichte des Herrn Kohls ersehen, daß der Herr Professor Manzel den Verfasser der wider sein neues Recht der Natur neulich herausgekommenen Schrift so lange unter die Lucifugas rechnen, und seine Einwürfe unbeantwortet lassen will, bis er seinen Namen genannt haben wird: so hat man für nöhtig erachtet, demselben mit aller Ehrerbietung zu sagen, daß er sich sehr irret, wenn er glaubet, sein Gegner scheue das Licht,

und habe seinen Namen aus Furcht verschwiegen. Diese Einbildung kömmt etwas vornehm heraus, und zeiget von einer schlechten Erkenntlichkeit für die Mühe, die man sich gegeben, den Herrn Professor auf den rechten Weg zu bringen. Der Herr Manzel kann versichert seyn, daß der Verfasser der Anmerkungen über seinen Abriß eines neuen Rechts der Natur sich vor ihm im geringsten nicht fürchtet. Daß dieselbe ohne seinen Namen herausgekommen, ist der Behutsamkeit des Herausgebers zuzuschreiben. Der Verfasser würde kein Bedenken tragen, sich zu nennen, wenn er als ein Scribent bekannt seyn wollte; er giebt aber um diese elende Ehre nichts. Er hat seinen Brief nicht darum geschrieben, daß er gedruckt werden sollte, und gar keine Lust, einen Streit fortzusetzen, von welchem er, er falle auch aus wie er wolle, natürlicher Weise wenig Ehre haben kann.

- - - - nec habet victoria laudem.

Der Herr Manzel siehet hieraus, warum der Verfasser sich nicht genennet, und auch noch nicht nennen will. Ob der Herr Professor ihm antwor-

tet, oder nicht, daran liegt ihm wenig. Man weiß wohl, daß ihm das erste unmöglich ist, und räht ihm desto wohlmeinender, bey dem Entschluß, nicht zu antworten, beständig zu verharren. Dieses ist das klügste, so der Herr Manzel thun kann.

Aber daß er den Leuten weiß machen will, er könne wohl antworten, wenn er nur wollte, und würde es auch thun, wenn er nur seines Gegners Namen wüßte, ist ein wenig zu viel. Wer will ihm das glauben? Die Ursache, so er von seinem Stillschweigen giebt, ist gewiß nicht weit her. Denn, was liegt ihm daran, wie sein Widersacher heisset? Antworte er, wenn er was kluges vorzubringen hat, und laß ihn heissen, wie er will. Allein er kann nicht, und thut also wohl, daß er stillschweiget. Nur muß er nicht bey seiner Schwachheit pochen und groß thun. Ein solcher Trotz, als er bezeuget, stehet ihm in der That sehr übel an, macht ihn alles Mitleidens unwürdig, und reichet nicht zu, sein Unvermögen vor den Augen kluger Leute zu verbergen. Der Kunstgriff, dessen sich die angefochtenen und nohtleidenden Scribenten von je her zu bedienen gewohnet

sind, ut, quae dicendo refutare non possunt, quasi fastidiendo calcent. (Quinctilianus instit. Orat. Lib. V. cap. 3.) ist heutiges Tages gar zu bekannt.

Ende des dritten Theils.

